

SWETLANA ALEXIJEWITSCH

DIE LETZTEN ZEUGEN

KINDER IM ZWEITEN WELTKRIEG



 HANSER BERLIN

»Wer weint, wird erschossen ...«

Jahrzehnte nach Ende des Zweiten Weltkriegs sprechen Männer und Frauen, die beim Einmarsch der Deutschen in Weißrussland noch Kinder waren, zum ersten Mal darüber, woran sie sich erinnern. Ihre erschütternden Berichte machen *Die letzten Zeugen* zu einem der eindringlichsten Antikriegsbücher überhaupt.

»Allein schon die Tatsache, dass nun noch mehr Menschen diese politisch aufklärenden und gesellschaftlich aufklärerischen Bücher lesen werden, rechtfertigt den Nobelpreis. Doch Swetlana Alexijewitsch gibt als Schriftstellerin mit den Mitteln der Literatur Antwort auf die informationelle Unübersichtlichkeit.

Hier wird aus den Bruchstücken einer zerfallenden Welt ein Sprachkunstwerk zusammengesetzt. «

Andreas Platthaus, Frankfurter Allgemeine Zeitung

»Sie leiht Menschen ihr Ohr, befragt sie als Zeugen und vereinigt den Stimmenchor zu einem dokumentarischen ›Epos‹, dessen Wahrhaftigkeit und existenzielle Wucht von Mal zu Mal erschüttert.«

Ilma Rakusa, Neue Zürcher Zeitung

Auch als -Book / www.hanser-literaturverlage.de



€ 22,90 [D] € 23,60 [A] WG 970
ISBN 978-3-446-24647-8

»Ich bat sie alle um eines«, schreibt Alexijewitsch. »Sich an ihre kindlichen Worte zu erinnern. An ihre kindlichen Gefühle. Zurückzukehren in jene Zeit, als sie noch Engel waren. Denn ich wusste: Mit anderen Worten lässt sich das nicht wiedergeben.« Oft sind diese Erinnerungen nur Bruchstücke, und doch haben diese Kinder Dinge gesehen und erlitten, die niemand, am allerwenigsten ein Kind, sehen und erleiden dürfte.

Friedenspreisträgerin Swetlana Alexijewitsch erweist sich einmal mehr als begnadete ZuhörerIn und große Chronistin. In ihren Texten versteht sie es, den Erfahrungen von Menschen in Extremsituationen, im Ausnahmezustand, einen einzigartigen Resonanzraum zu verschaffen.



Swetlana Alexijewitsch, 1948 in der Ukraine geboren und in Weißrussland aufgewachsen, wurde für ihr Werk vielfach ausgezeichnet, so 1998 mit dem Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung, 2013 mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels und 2015 mit dem Nobelpreis für Literatur. Bei Hanser Berlin erschienen von ihr *Secondhand-Zeit* und *Der Krieg hat kein weibliches Gesicht* (beide 2013) sowie *Zinkjungen* (2014).

Ganna-Maria Braungardt übersetzt seit vielen Jahren aus dem Russischen, u. a. die Werke von Ljudmila Ulitzkaja, Daniil Granin, Julia Kissina, Boris Akunin, Polina Daschkowa.

Autorenfoto: © Ekko von Schwichow
Umschlag: Peter-Andreas-Hassiepen, München
Motiv: »Children take cover as the Luftwaffe bombs their neighborhood. Stalingrad, 1942.« von L.I. Konov

Swetlana Alexijewitsch

Die letzten Zeugen

**Kinder
im Zweiten Weltkrieg**

Aus dem Russischen
von Ganna-Maria Braungardt

Hanser Berlin

Die überarbeitete und aktualisierte russische Originalausgabe
erschien 2008 unter dem Titel *Poslednije swideteli*
bei Wremja in Moskau.

Überarbeitete, aktualisierte Neuausgabe

2345 18 17 16 15

ISBN 978-3-446-24647-8

© 2008, 2014 Swetlana Alexijewitsch

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2014

Satz im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Inhalt

- 9 Statt eines Kommentars, für den der Autorin die Worte fehlen
- 11 »Er hatte Angst, sich umzudrehen ...«
- 13 »Meine erste und letzte Zigarette ...«
- 17 »Großmutter betete ... Sie betete darum, dass meine Seele zurückkehrt ...«
- 18 »Ganz rosa lagen sie auf den verkohlten Überresten ...«
- 22 »Trotzdem will ich meine Mama wiederhaben ...«
- 26 »So schöne Spielsachen aus Deutschland ...«
- 31 »Ein Klumpen Salz ... Das ist alles, was von unserem Haus noch übrig ist ...«
- 35 »Zu Hause küsste ich alle Porträts im Schulbuch ...«
- 37 »Ich sammelte das Gehirn mit den Händen auf ...
Es war ganz weiß ...«
- 39 »Ich will leben! Leben!«
- 41 »Durch ein Knopfloch ...«
- 45 »Ich hörte nur Mama schreien ...«
- 48 »Wir spielten, und die Soldaten weinten ...«
- 51 »Auf dem Friedhof lagen die Toten oben ... Als wären sie noch einmal getötet worden ...«
- 53 »Ich begriff – das ist mein Vater ... Mir zitterten die Knie ...«
- 56 »Mach die Augen zu, mein Sohn ... Schau nicht hin ...«
- 59 »Da weinte mein kleiner Bruder, weil er noch nicht da war, als wir noch einen Papa hatten ...«
- 60 »Als Erste kam dieses Mädchen ...«
- 63 »Ich bin deine Mama ...«
- 65 »Dürfen wir den Topf auslecken?«
- 67 »... noch ein halbes Löffelchen Zucker ...«

- 71 »Nicht brennen, liebes Haus! Nicht brennen, liebes Haus!«
- 74 »Sie hatte einen weißen Kittel an, wie Mama ...«
- 76 »Tante, nehmen Sie mich auf den Schoß ...«
- 77 »... und wiegte sie wie eine Puppe ...«
- 79 »Sie hatten mir schon eine Fibel gekauft ...«
- 88 »Noch keine Bräutigame und keine Soldaten ...«
- 89 »Wenn wenigstens ein Sohn am Leben bliebe ...«
- 92 »Und wischt sich mit dem Ärmel die Tränen ab ...«
- 94 »Er hing am Strick wie ein Kind ...«
- 97 »Ihr seid jetzt meine Kinder ...«
- 99 »Wir küssten ihnen die Hände ...«
- 101 »Ich schaute sie an mit den Augen eines kleinen Mädchens ...«
- 103 »Unsere Mama hat nie gelächelt ...«
- 105 »Ich konnte mich lange nicht an meinen richtigen Namen gewöhnen.«
- 107 »Seine Feldbluse war ganz nass ...«
- 110 »Als hätte sie ihm die Tochter gerettet ...«
- 113 »Sie trugen mich in die Abteilung, alles in mir war zerschlagen, von Kopf bis Fuß ...«
- 117 »Und warum bin ich so klein?«
- 119 »Menschengeruch lockte sie an ...«
- 121 »Warum haben sie auf ihr Gesicht geschossen?
Meine Mama war so schön ...«
- 126 »Du bittest, ich soll dich erschießen ...«
- 130 »Und ich hatte nicht einmal ein Kopftuch um ...«
- 133 »Es war niemand mehr da zum Spielen ...«
- 135 »Ich mache in der Nacht das Fenster auf ... und gebe die Blätter dem Wind ...«
- 141 »Grabt hier ...«
- 143 »Wir begruben Großvater unter unserem Fenster ...«
- 144 »... damit es schön aussah.«
- 147 »Dann kaufe ich mir ein Kleid mit einer Schleife ...«
- 150 »Wieso ist er gestorben – heute wurde doch gar nicht geschossen?«

- 156 »Weil wir Mädchen sind, und er ist ein Junge ...«
- 159 »Du bist nicht mehr mein Bruder, wenn du mit deutschen Jungen spielst ...«
- 164 »Wir hatten sogar das Wort vergessen ...«
- 170 »Sie müssen an die Front fahren ... und stattdessen verlieben Sie sich in meine Mama ...«
- 176 »In den letzten Minuten schrien sie laut ihre Namen ...«
- 177 »Wir spannten uns alle vier vor den Schlitten ...«
- 180 »Diese beiden Jungen waren so federleicht wie Spatzen ...«
- 183 »Ich genierte mich, weil ich Mädchenschuhe trug ...«
- 188 »Ich schrie und schrie. Ich konnte nicht aufhören ...«
- 190 »Wir Kinder fassten uns alle bei den Händen ...«
- 192 »Vor dem Krieg wussten wir gar nicht, wie man jemanden beerdigt. Aber nun fiel es uns auf einmal ein ...«
- 194 »Sammelte die Gebeine in einen Korb ...«
- 197 »Die Kätzchen trugen sie aus dem Haus ...«
- 200 »Merk dir: Mariupol, Parkowaja 6 ...«
- 201 »Ich spürte, wie sein Herz stehenblieb ...«
- 205 »Ich lief an die Front zu meiner Schwester, zu Hauptfeldwebel Vera Redkina ...«
- 206 »In Richtung Sonnenaufgang ...«
- 210 »... das weiße Hemd leuchtete im Dunkeln ...«
- 213 »Mama fiel auf den sauberen Fußboden, den ich gerade gewischt hatte ...«
- 216 »Hat Gott das alles gesehen? Und was hat er gedacht ...«
- 218 »Die weite Welt ist wunderschön ...«
- 223 »Lange, schmale Bonbons ... Wie Bleistifte ...«
- 225 »In die Truhe passte er genau rein ...«
- 227 »Ich hatte Angst vor diesem Traum ...«
- 228 »Ich wollte ihr einziges Kind sein und dass sie mich verwöhnte ...«
- 230 »Aber sie gingen nicht unter, wie Bälle ...«
- 235 »Ich erinnere mich nur an den blauen, blauen Himmel. Und an unsere Flugzeuge an diesem Himmel.«

- 237 »Wie reife Kürbisse ...«
240 »Wir aßen den Park ...«
244 »Wer weint, wird erschossen ...«
246 »Mamotschka und Papotschka ... Das sind goldene Worte ...«
248 »Sie apportierten das Kind stückchenweise ...«
251 »Bei uns waren gerade Küken geschlüpft ... Ich hatte Angst,
sie könnten getötet werden ...«
252 »Kreuzkönig ... Karokönig ...«
257 »Ein großes Familienfoto ...«
258 »Aber ich schütte euch wenigstens ein paar Kartoffeln
in die Taschen ...«
260 »Mama am Ofen ...«
263 »Er gab mir eine Kosakenmütze mit rotem Band ...«
267 »Und schieße in die Luft ...«
269 »In die erste Klasse trug Mama mich auf den Armen ...«
271 »Lieber Hund, verzeih mir ... Lieber Hund, verzeih mir ...«
275 »Das ist nicht meine Tochter! Sie gehört nicht zu mir!«
277 »Waren wir etwa Kinder? Wir waren Männer und Frauen ...«
279 »Gib dem fremden Onkel nicht Papas Anzug!«
280 »Nachts weinte ich: Wo ist meine fröhliche Mama?«
282 »Er lässt mich nicht wegfliegen ...«
284 »Alle wollten das Wort ›Sieg‹ küssen ...«
285 »In einem Hemd aus Vaters Feldbluse ...«
286 »Ich schmückte ihn mit roten Nelken ...«
290 »Ich habe lange auf Papa gewartet. Mein ganzes Leben ...«
291 »An dieser Scheide ... An jener Grenze ...«

301 Versuch eines Epilogs

Statt eines Kommentars, für den der Autorin die Worte fehlen

Während des Grossen Vaterländischen Krieges (1941-1945) starben Millionen sowjetischer Kinder – Russen, Weissrussen, Ukrainer, Juden, Tataren, Letten, Zigeuner, Kasachen, Usbeken, Armenier, Tadschiken...

Der grosse Dostojewski stellte einmal die Frage: Ist die Welt, unser Glück oder gar die ewige Harmonie zu rechtfertigen, wenn in ihrem Namen auch nur eine einzige Träne eines unschuldigen Kindes vergossen wird? Und antwortete darauf: Nein, kein Fortschritt, keine Revolution kann diese Träne rechtfertigen. Kein Krieg. Sie wiegt immer schwerer.

Nur eine einzige Träne ...

Aus verschiedenen Quellen

«Er hatte Angst, sich umzudrehen ...»

Shenja Beikewitsch, 6 Jahre

Heute Arbeiterin

Juni einundvierzig ...

Ich erinnere mich ... Ich war noch ganz klein, aber ich erinnere mich an alles ...

Das Letzte, woran ich mich erinnere vom Leben im Frieden, ist das Märchen, das mir Mama zur Nacht vorgelesen hat. Mein Lieblingsmärchen – vom Goldenen Fischlein. Ich wünschte mir auch jedes Mal etwas vom Goldenen Fischlein. Meine kleine Schwester ebenfalls. Sie sagte immer: «Auf des Hechtes Geheiss, nach meinem Wunsche sei's ...» Wir wünschten uns, für den Sommer zur Grossmutter zu fahren, und dass Papa mitkommen sollte. Er war so lustig.

Am Morgen erwachte ich vor Angst. Von irgendwelchen fremden Geräuschen.

Mama und Papa dachten, wir schlafen, aber ich lag neben meiner Schwester und tat nur so, als ob ich schlief. Ich sah: Papa küsste Mama lange, küsste ihr Gesicht, ihre Hände, und ich wunderte mich, denn früher hatte er sie nie so geküsst. Sie traten Hand in Hand hinaus auf den Hof, ich rannte zum Fenster – Mama hing an Papas Hals und wollte ihn nicht gehen lassen. Er riss sich von ihr los und rannte fort, sie holte ihn ein, hielt ihn wieder fest und schrie etwas. Da schrie auch ich: «Papa! Papa!»

Meine kleine Schwester und mein Brüderchen Wassja wurden wach, die Schwester sieht, dass ich weine, und schreit auch: «Papa!» Wir rannten alle hinaus auf die Treppe. «Papa!» Vater sah uns und, das weiss ich noch wie heute, schlang die Arme um den Kopf und lief, rannte los. Er hatte Angst, sich umzudrehen ...

Die Sonne schien mir ins Gesicht. Es war ganz warm. Ich kann heute noch nicht glauben, dass mein Vater an jenem Morgen in den Krieg gegangen ist. Ich war noch sehr klein, aber ich glaube, ich habe gewusst,

dass ich meinen Vater zum letzten Mal sah. Dass ich ihn nie wiedersehen würde. Ich war noch klein ... ganz klein ...

So ist es in meinem Gedächtnis haftengeblieben: Krieg, das ist, wenn Papa fort ist.

Dann erinnere ich mich noch: Schwarzer Himmel und ein schwarzes Flugzeug. Neben der Landstrasse liegt unsere Mama mit ausgebreiteten Armen. Wir bitten sie aufzustehen, aber sie bleibt liegen. Steht nicht auf. Soldaten wickelten Mama in eine Zeltplane und begruben sie im Sand, an derselben Stelle. Wir schrien und bettelten: «Vergrabt unsere Mama nicht in der Grube. Sie wacht wieder auf, und dann gehen wir weiter.» Über den Sand krabbelten irgendwelche grossen Käfer. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie Mama unter der Erde mit ihnen leben sollte. Wie sollten wir sie später wiederfinden, wie sollten wir uns treffen? Wer sollte unserem Papa schreiben?

Ein Soldat fragte mich: «Wie heisst du, Mädchen?» Aber ich hatte es vergessen. «Und dein Familienname? Wie heisst deine Mama?» Ich erinnerte mich nicht. Wir sassen bis nachts neben Mamas Grabhügel, bis man uns auf ein Pferdegespann setzte. Der Wagen war voller Kinder. Ein alter Mann fuhr uns, sammelte unterwegs alle ein. Wir kamen in ein fremdes Dorf, fremde Leute nahmen uns zu sich.

Ich habe lange nicht gesprochen. Nur geschaut.

Dann erinnere ich mich – Sommer. Sonniger Sommer. Eine fremde Frau streicht mir über den Kopf. Ich fange an zu weinen. Und zu reden ... Erzähle von Mama und Papa. Wie Papa von uns weggelaufen ist und sich nicht einmal umgesehen hat... Wie Mama dalag ... Wie die Käfer über den Sand krabbelten ...

Die Frau streichelte meinen Kopf. In diesem Augenblick begriff ich: Sie ähnelte meiner Mama ...

«Meine erste und letzte Zigarette ...»

Gena Juschkewitsch, 12 Jahre

Heute Journalist

Der Morgen des ersten Kriegstages ...

Sonne ... Und ungewöhnliche Stille. Ein unbegreifliches Schweigen.

Unsere Nachbarin, die Frau eines Offiziers, kam, in Tränen aufgelöst, auf den Hof. Sie flüsterte Mama etwas zu, bedeutete ihr aber, dass sie darüber schweigen müsse. Ich denke: Alle hatten Angst, laut auszusprechen, was geschehen war, selbst als jeder schon Bescheid wusste, denn einige waren ja bereits informiert worden. Doch sie hatten Angst, als Provokateure bezeichnet zu werden. Als Panikmacher. Und das war schlimmer als Krieg. Sie hatten Angst... So denke ich heute ... Und natürlich glaubte es niemand. Das kann nicht sein! Wir haben doch unsere Armee an der Grenze, unsere Führung im Krem!! Das Land ist sicher geschützt, uneinnehmbar! So dachte ich damals ... Ich war Pionier.

Das Radio wurde eingeschaltet. Alle warteten auf eine Ansprache Stalins. Auf seine Stimme. Doch Stalin schwieg. Dann sprach Molotow. Alle hörten zu. Molotow sagte: «Es ist Krieg.» Trotzdem glaubte es noch niemand. Wo war Stalin?

Flugzeuge im Anflug auf die Stadt... Dutzende fremde Flugzeuge. Mit Kreuzen. Sie verdunkelten den Himmel, verdunkelten die Sonne. Schrecklich!! Bomben fielen ... Unentwegt Detonationen. Krachen. Alles geschah wie im Traum. Nicht wie in Wirklichkeit ... Ich war nicht mehr klein, ich erinnere mich an meine Gefühle. An meine Angst, die den ganzen Körper erfasste. Alle Worte. Alle Gedanken. Wir rannten aus dem Haus, rannten die Strassen entlang. Mir schien, als gebe es die Stadt nicht mehr, nur noch Ruinen. Rauch. Feuer. Jemand sagte: Wir müssen auf den Friedhof, auf den Friedhof werden sie keine Bomben werfen. Wozu Tote bombardieren? In unserem Stadtteil war ein grosser

jüdischer Friedhof, mit alten Bäumen. Alle rannten dorthin, Tausende Menschen. Sie umklammerten die Grabsteine, versteckten sich dahinter.

Dort sassen Mama und ich bis in die Nacht. Noch niemand hatte das Wort «Krieg» ausgesprochen, dafür hörte ich ein anderes Wort: «Provokation». Das wurde von allen aufgegriffen. Es hiess, unsere Truppen würden jeden Moment zum Angriff übergehen. Stalin habe den Befehl gegeben. Und das glaubten alle.

Doch die ganze Nacht heulten die Werkssirenen am Stadtrand von Minsk ...

Die ersten Toten ...

Als Erstes sah ich ein totes Pferd ... Dann ... eine tote Frau ... Darüber wunderte ich mich. Ich hatte gedacht, im Krieg würden nur Männer getötet.

Ich wache morgens auf ... Will aufspringen, dann fällt mir ein – es ist Krieg, und ich schliesse die Augen wieder. Ich will es nicht glauben.

Auf den Strassen wurde nicht mehr geschossen. Plötzlich war es ruhig. Ein paar Tage lang. Und dann kam alles in Bewegung ... Da läuft zum Beispiel ein weisser Mann, von den Haaren bis zu den Schuhen ganz weiss. Voller Mehl. Er trägt einen weissen Sack. Ein anderer rennt vorbei. Aus seinen Taschen lugen Konservengläser, auch in der Hand hält er Konservengläser. Konfekt ... Tabakpäckchen ... Einer trägt eine Mütze vor sich her – voller Zucker ... Einen Topf voller Zucker ... Unbeschreiblich! Einer schleppt einen Stoffballen, ein anderer hat sich mit blauem Kattun umwickelt. Oder mit rotem ... Zum Lachen, aber niemand lacht. Da war ein Lebensmittellager bombardiert worden. Ein grosser Laden bei uns um die Ecke ... Die Leute rannten hin und holten sich, was noch da war. In der Zuckerfabrik ertranken mehrere Menschen in Bottichen mit Zuckersirup. Schlimm! Die ganze Stadt kaute Sonnenblumenkerne. Irgendwo war ein Lager mit Sonnenblumenkernen geplündert worden. Vor meinen Augen kam eine Frau zum Laden gelaufen. Sie hatte nichts bei sich, keinen Sack, kein Netz – da hat sie ihre Wäsche ausgezogen.

Ihren Schlüpfen. Den stopfte sie voll mit Buchweizen. Schleppte ihn darin weg. Das alles schweigend. Niemand redete ...

Als ich Mama holte, war nur noch Senf da, gelbe Gläser mit Senf. «Nimm nichts mit», bat Mama. Später gestand sie, dass sie sich geniert habe, weil sie mir mein Leben lang etwas anderes beigebracht hatte. Selbst als wir hungerten und an diese Tage zurückdachten, bedauerten wir nichts. So war meine Mama.

In der Stadt ... Durch unsere Strassen spazierten seelenruhig deutsche Soldaten. Sie filmten alles. Lachten. Vor dem Krieg hatten wir ein Lieblingsspiel – Deutsche malen. Wir malten sie mit grossen Zähnen. Mit Hauern. Und nun liefen sie hier rum. Jung, hübsch. Mit hübschen Granaten, die im Schaft ihrer derben Stiefel steckten. Sie spielten Mundharmonika. Scherzten sogar mit unseren hübschen Mädchen.

Ein älterer Deutscher schleppte eine Kiste. Die Kiste war schwer. Er rief mich heran und bedeutete mir: Hilf mir. Die Kiste hatte zwei Griffe, wir trugen sie zusammen. Als wir die Kiste ans Ziel gebracht hatten, klopfte der Deutsche mir auf die Schulter und holte eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche: Hier, dein Lohn.

Ich ging nach Hause. Konnte es kaum erwarten, setzte mich in die Küche und zündete mir eine Zigarette an. Ich hörte gar nicht, wie die Tür klappte und Mama hereinkam.

«Du rauchst?»

«Hmhm...»

«Was sind das denn für Zigaretten?»

«Deutsche.»

«Du rauchst, und dann auch noch Feindeszigaretten! Das ist Vaterlandsverrat.»

Das war meine erste und letzte Zigarette.

Am Abend setzte sich Mama zu mir.

«Ich kann es nicht ertragen, dass sie hier sind. Verstehst du mich?»

Sie wollte kämpfen. Von Anfang an. Wir beschlossen, Untergrundkämpfer zu suchen, wir hatten keinen Zweifel, dass es sie gab. Keinen Augenblick zweifelten wir daran.

«Ich liebe dich mehr als alles auf der Welt», sagte Mama. «Aber verstehst du mich? Wirst du mir verzeihen, wenn uns etwas passiert?»

Ich verliebte mich in meine Mama, von nun an gehorchte ich ihr ohne jede Widerrede. Und das blieb das ganze Leben so.

**«Grossmutter betete...
Sie betete darum, dass meine Seele zurückkehrt...»**

*Natascha Golik, 5 Jahre
Heute Korrektorin*

Ich lernte beten ... Ich denke oft daran zurück, wie ich im Krieg beten lernte ...

Als es hiess – Krieg, da hatte ich mit meinen fünf Jahren natürlich noch keine Bilder im Kopf. Keine Ängste. Aber vor Angst, ja, vor Angst bin ich eingeschlafen. Ich schlief zwei Tage. Zwei Tage lag ich da wie eine Puppe. Alle dachten, ich sei tot. Mama weinte, und Grossmutter betete. Sie betete zwei Tage und zwei Nächte.

Ich öffnete die Augen, und das Erste, woran ich mich erinnere, ist Licht. Helles Licht. Das Licht tat mir weh. Ich höre eine Stimme, erkenne: Das ist Grossmutter. Grossmutter steht vor der Ikone und betet. «Grossmutter, Grossmutter», rief ich. Sie drehte sich nicht um. Sie konnte nicht glauben, dass ich wirklich nach ihr rufe. Dass ich wach war. Die Augen geöffnet hatte.

«Grossmutter», fragte ich später, «was hast du gebetet, als ich gestorben bin?»

«Ich habe darum gebetet, dass deine Seele zurückkommt.»

Ein Jahr später starb unsere Grossmutter. Da konnte ich schon beten. Ich betete darum, dass ihre Seele zurückkommt.

Und sie ist zurückgekommen ...

«Ganz rosa lagen sie auf den verkohlten Überresten ...»

*Katja Korotajewa, 13 Jahre
Heute Ingenieurin für Hydrotechnik*

Ich will von den Gerüchen erzählen. Wie der Krieg riecht.

Vor dem Krieg hatte ich die sechste Klasse abgeschlossen. Damals musste man ab der vierten Klasse jedes Jahr Prüfungen ablegen. Wir hatten also die letzte Prüfung hinter uns. Es war Juni, und der Mai und der Juni einundvierzig waren kalt gewesen. Normalerweise blüht der Flieder bei uns im Mai, aber in dem Jahr blühte er erst Mitte Juni. Darum ist der Kriegsausbruch für mich mit dem Geruch von Flieder verbunden. Mit dem Geruch von blühenden Traubenkirschen. Diese Blüten riechen für mich nun immer nach Krieg...

Wir lebten in Minsk, ich bin auch in Minsk geboren. Mein Vater war Militärkapellmeister. Ich ging immer mit ihm zu Militärparaden. Ausser mir gab es in unserer Familie noch meine beiden älteren Brüder. Ich wurde natürlich von allen geliebt und verwöhnt, schliesslich war ich die Jüngste, noch dazu ein Mädchen.

Vor uns lag der Sommer, die Ferien. Das war eine grosse Freude. Ich trieb Sport, ging immer zum Schwimmen in die Schwimmhalle im Haus der Roten Armee. Darum beneideten mich alle, sogar die Jungs in meiner Klasse. Und ich bildete mir etwas darauf ein, dass ich so gut schwimmen konnte. Am Sonntag, dem zweiundzwanzigsten Juni, sollte die Einweihung des Komsomolskoje-Sees gefeiert werden. Daran war lange gebaut und gebaggert worden, auch unsere Schule hatte bei Subotniks mitgemacht. Ich wollte als eine der Ersten darin baden. Logisch!

Morgens holten wir immer frische Brötchen. Das war meine Aufgabe. Unterwegs traf ich eine Freundin, und die sagte, es sei Krieg. In unserer Strasse waren viele Gärten, die Häuser ertranken in einem Blumenmeer. Ich dachte: Was für ein Krieg? Was redet sie da?

Zu Hause setzte Vater gerade den Samowar auf. Bevor ich noch etwas erzählen konnte, kamen schon die Nachbarn angelaufen, und alle hatten nur ein Wort auf den Lippen: «Krieg! Krieg!» Am nächsten Morgen um sieben erhielt mein ältester Bruder die Einberufung vom Militärkomitee. Am Vormittag ging er in seinen Betrieb, dort bekam er noch seinen restlichen Lohn. Mit diesem Geld kam er nach Hause und sagte zu Mama: «Ich gehe an die Front, ich brauche nichts. Nimm das Geld, kauft Katja einen neuen Mantel.» Ich gehörte ja nun, da ich in die siebte Klasse kam, zu den Älteren und träumte davon, mir einen blauen Wollmantel mit grauem Persianerkragen machen zu lassen. Und das wusste er.

Das habe ich bis heute nicht vergessen, dass mein Bruder, als er an die Front ging, mir Geld gab für einen Mantel. Wir lebten ziemlich bescheiden, die Haushaltskasse hatte ständig Löcher. Aber Mama hätte mir diesen Mantel gekauft, schliesslich hatte mein Bruder sie darum gebeten. Sie kam nicht mehr dazu ...

In Minsk fielen Bomben. Mama und ich zogen zu den Nachbarn in den Steinkeller. Ich hatte eine Lieblingskatze, die war sehr scheu, verliess nie unseren Hof, doch als die Bombenangriffe begannen und ich zu den Nachbarn rannte, da kam die Katze hinterher. Ich schickte sie weg: «Geh nach Hause!», aber sie folgte mir. Sie hatte auch Angst, allein zu bleiben. Die deutschen Bomben fielen mit so einem Sirren oder Heulen. Ich war sehr musikalisch, und das wirkte auf mich sehr stark. Diese Töne ... Das war so schaurig, dass meine Hände feucht wurden. Mit uns im Keller sass der vierjährige Junge der Nachbarn, er weinte nicht. Nur seine Augen wurden ganz gross.

Erst brannten einzelne Häuser, dann brannte die gesamte Stadt. Wir schauen gern ins Feuer, ins Lagerfeuer, doch wenn ein Haus brennt, das ist schlimm, und hier wütete das Feuer von allen Seiten, Himmel und Strassen waren voller Rauch. Eine animalische Angst ergriff uns! Ich erinnere mich an drei offene Fenster in einem Holzhaus, auf den Fensterbrettern standen prächtige Kakteen. Menschen waren nicht mehr in dem Haus, nur die Kakteen blühten. Sie wirkten nicht wie rote Blüten, sondern wie Flammen. Brennende Blumen.

Wir rannten ...

Unterwegs bekamen wir in den Dörfern Brot und Milch, mehr hatten die Leute nicht. Und wir besaßen kein Geld. Ich war nur mit einem leichten Tuch von zu Hause fortgegangen, Mama aus irgendeinem Grund im Wintermantel und in Schuhen mit hohen Absätzen. Man gab uns umsonst zu essen, niemand redete von Geld. Die Flüchtlinge zogen in Scharen durch die Dörfer.

Dann sagte jemand, weiter vorn sei die Strasse von Deutschen auf Motorrädern blockiert. Wir liefen durch dieselben Dörfer, vorbei an denselben Frauen mit Milchkrügen wieder zurück. Wir kamen in unsere Strasse. Noch vor ein paar Tagen war hier alles grün gewesen, hatte geblüht, nun war alles verbrannt. Selbst von den hundertjährigen Linden war nichts mehr übrig. Alles war verbrannt bis auf den gelben Sand. Verschwunden war auch der schwarze Mutterboden, auf dem alles gewachsen war, es gab nur noch gelben Sand. Nur Sand. Wir fühlten uns wie vor einem frisch ausgehobenen Grab ...

Die Fabriköfen waren noch da, sie waren ganz weiss, ausgeglüht von der starken Hitze. Sonst war nichts wiederzuerkennen ... Unsere ganze Strasse war abgebrannt. Verbrannt waren Grossmütter und Grossväter und viele kleine Kinder, denn sie waren nicht zusammen mit den anderen geflohen, sie dachten, ihnen würde man nichts tun. Das Feuer hatte niemanden verschont. Du siehst einen schwarzen Leichnam liegen und weisst: Da ist ein alter Mensch verbrannt. Und wenn du von weitem etwas Kleines, Rosiges siehst, dann weisst du: Ein Kind. Ganz rosa lagen sie auf den verkohlten Überresten ...

Mama nahm ihr Tuch ab und verband mir die Augen ... So liefen wir bis zu unserem Haus, bis zu der Stelle, wo noch ein paar Tage zuvor unser Haus gestanden hatte. Das Haus war nicht mehr da. Uns empfing unsere wie durch ein Wunder am Leben gebliebene Katze. Sie schmiegte sich an mich ... Niemand konnte sprechen ... Nicht einmal die Katze miaute. Wochenlang blieb sie stumm. Alle waren verstummt.

Dann sah ich die ersten Faschisten, nein, ich sah sie nicht, zuerst hörte ich sie – ihre Stiefel waren mit Eisen beschlagen, das dröhnte laut.

Dröhnend liefen sie unsere Strasse entlang. Mir schien, als täte es selbst der Erde weh, wenn sie darüberliefen.

Und der Flieder blühte so herrlich in jenem Jahr. Und die Traubenkirschen ...

«Trotzdem will ich meine Mama wiederhaben ...»

Sina Kossjak, 8 Jahre

Heute Friseurin

Erste Klasse ...

Ich hatte im Mai einundvierzig die erste Klasse beendet, und meine Eltern hatten mich für den Sommer ins Pionierlager Gorodischtsche bei Minsk gebracht. Ich war gerade angekommen, hatte einmal gebadet, und nach zwei Tagen war Krieg. Wir wurden aus dem Lager fortgeschafft. In einen Zug gesetzt und fortgeschafft. Deutsche Flugzeuge flogen vorüber, und wir riefen: «Hurra!» Dass das fremde Flugzeuge sein könnten, verstanden wir nicht. Bis sie Bomben abwarfen. Da verschwanden alle Farben. Zum ersten Mal tauchte das Wort «Tod» auf, alle sagten dieses unbegreifliche Wort. Und Mama und Papa waren nicht da ...

Als wir das Lager verliessen, bekam jeder etwas in einen Kissenbezug geschüttet – Griess, Reis, Buchweizen oder Zucker. Selbst die Kleinsten, jeder musste etwas tragen. Sie wollten möglichst viele Lebensmittel mitnehmen, und diese Lebensmittel wurden sehr gehütet. Doch im Zug sahen wir verwundete Soldaten. Sie stöhnten, sie hatten solche Schmerzen, und wir wollten alles diesen Soldaten schenken. Wir nannten das: «Den Papas zu essen geben.» Alle Männer in Uniform waren für uns Papas.

Sie erzählten uns, Minsk brenne, sei völlig abgebrannt, und dort seien die Deutschen, deshalb würden wir ins Hinterland fahren. Dorthin, wo kein Krieg ist.

Wir waren über einen Monat unterwegs. Man schickte uns in eine Stadt, aber wenn wir dort eintrafen, konnten wir nicht bleiben, weil die Deutschen schon anrückten. So fuhren wir weiter bis Mordowien.

Das war eine sehr schöne Gegend, überall standen Kirchen. Die Häuser waren niedrig, die Kirchen dagegen hoch. Betten gab es nicht,

wir schliefen auf Stroh. Als der Winter kam, teilten sich immer vier Kinder ein Paar Schuhe. Und dann begann der Hunger. Nicht nur das Kinderheim hungerte, auch die Menschen um uns herum, denn sie lieferten alles an die Front ab. Im Kinderheim lebten zweihundertfünfzig Kinder, und eines Tages wurden wir zum Mittag gerufen, aber es gab nichts zu essen. Im Speisesaal sassen die Erzieherinnen und der Direktor, sie sahen uns an, und ihnen standen Tränen in den Augen. Wir hatten ein Pferd, Maika, das war sehr zahm, wir fuhren damit Wasser holen. Am nächsten Tag wurde Maika geschlachtet, und wir bekamen Wasser und jeder ein kleines Stückchen von Maika. Das erfuhren wir erst später, sie hielten es lange vor uns geheim, wir hingen alle sehr an dem Pferd. Es war das einzige Pferd in unserem Heim. Sonst gab es nur noch zwei hungrige Kater. Skelette. Gut, dachten wir, ein Glück, dass die Kater so dürr sind, die müssen wir nicht essen. An denen ist ja nichts dran.

Wir liefen mit riesigen Bäuchen rum, ich zum Beispiel konnte einen ganzen Eimer Suppe essen, denn in dieser Suppe war nichts drin. Ich hätte gegessen und gegessen, was man mir auftat. Die Natur half uns, wir ernährten uns wie die Wiederkäuer. Im Frühjahr blühte im Umkreis von mehreren Kilometern um unser Heim nicht ein einziger Baum ... Wir hatten sämtliche Knospen aufgeessen, sogar die junge Rinde hatten wir heruntergerissen. Wir assen Gras – alles, was wir fanden. Wir bekamen Wattejacken, da machten wir uns Taschen rein und stopften Gras hinein, das trugen wir bei uns und kauten es. Der Sommer half uns, aber im Winter wurde es sehr schwer. Die kleinen Kinder, wir waren etwa vierzig, waren gesondert untergebracht, nachts herrschte ein einziges Geheul. Alle riefen nach Mama und Papa. Die Erzieher und Lehrer mieden uns gegenüber das Wort «Mama». Wenn sie uns Märchen erzählten oder etwas vorlasen, achteten sie darauf, dass dieses Wort darin nicht vorkam. Sobald irgendjemand «Mama» sagte, begann sofort ein Geheul. Ein untröstliches Geheul.

Als die Schule wieder losging, kam ich noch einmal in die erste Klasse. Das passierte so: Ich hatte die erste Klasse mit einer Ehrenur-

kunde abgeschlossen, aber als wir im Kinderheim gefragt wurden, wer eine Ehrenrunde bekommen habe, meldete ich mich – ich dachte, das bedeute Ehrenurkunde. In der dritten Klasse bin ich aus dem Heim wegelaufen. Ich wollte meine Mama suchen. Grossvater Bolschakow fand mich halb verhungert und entkräftet im Wald. Als er hörte, dass ich aus dem Kinderheim war, nahm er mich mit nach Hause. Sie waren zu zweit, er und die Grossmutter. Ich kam wieder zu Kräften und half ihnen in der Wirtschaft: Gras mähen, Kartoffeln jäten – alles habe ich gemacht. Wir assen Brot, aber das war ein Brot, da war nicht viel Korn drin. In das Mehl wurde alles gemischt, was sich mahlen liess: Melde, Nussblüten, Kartoffeln. Bis heute bekomme ich beim Anblick von fettem Gras Hunger, bis heute esse ich viel Brot. Ich kann mich einfach nicht satt essen an Brot. Seit Jahrzehnten.

An wie viel ich mich doch erinnere. Ich erinnere mich noch an vieles...

Ich erinnere mich an ein verrücktes kleines Mädchen, das in einem fremden Gemüsegarten ein Mauseloch gefunden hatte und davor auf die Maus wartete. Das Mädchen hatte Hunger, ich erinnere mich an ihr Gesicht, sogar an das Kleidchen, das sie trug. Einmal ging ich zu ihr, und sie erzählte mir ... Von der Maus ... Wir sassen zusammen da und warteten auf die Maus ...

Den ganzen Krieg über habe ich davon geredet und darauf gewartet, dass, wenn der Krieg aus ist, Grossvater und ich das Pferd anspannen und Mama suchen fahren. Wenn Evakuierte ins Haus kamen, fragte ich immer: «Habt ihr vielleicht meine Mama getroffen?» Es gab viele Evakuierte, so viele, dass in jedem Haus ein Eisentopf mit warmen Brennnesseln bereitstand. Damit etwas Warmes zu essen da war, falls jemand vorbeikam. Mehr besaßen die Leute nicht, aber ein Topf mit Brennnesseln stand in jedem Haus. Daran erinnere ich mich gut. Ich habe die Brennnesseln gepflückt.

Dann war der Krieg aus ... Ich wartete einen Tag, zwei Tage, doch niemand kam mich abholen. Mama kam nicht, und Papa, das wusste ich, war bei der Armee. So wartete ich zwei Wochen, dann hielt ich es nicht mehr aus. Ich kletterte in einen Zug, kroch unter die Bank und

fuhr. Wohin? Das wusste ich nicht. Ich dachte (ich war ja noch ein Kind), alle Züge führen nach Minsk. Und in Minsk erwartet mich Mama! Und bald kommt unser Papa. Ein Held! Mit Orden und Medaillen.

Sie wurden nach einem Bombenangriff vermisst. Das erzählten mir die Nachbarn später – sie waren losgefahren, um mich zu suchen. Waren zum Bahnhof gelaufen.

Ich bin schon einundfünfzig, ich habe eigene Kinder. Trotzdem will ich meine Mama wiederhaben ...

«So schöne Spielsachen aus Deutschland ...»

Ta'issa Naswetnikowa, 7 Jahre

Heute Lehrerin

Vor dem Krieg ...

Wie habe ich mich in Erinnerung ... Alles war schön: der Kindergarten, die Feste dort, unser Hof. Die Mädchen und Jungen. Ich las viel, hatte Angst vor Würmern und liebte Hunde. Wir lebten in Witebsk, Papa arbeitete in einer Bauverwaltung. Von meiner Kindheit ist mir vor allem in Erinnerung, wie Papa mir in der Dwina das Schwimmen beibrachte.

Dann begann die Schule. Von der Schule habe ich folgendes Bild behalten: eine ganz breite Treppe, eine durchsichtige Glaswand und viel Sonne, viel Freude. Das Gefühl, das Leben sei ein Fest.

Gleich in den ersten Kriegstagen ging Papa an die Front. Ich erinnere mich an den Abschied auf dem Bahnhof. Papa redete die ganze Zeit auf Mama ein, sie würden die Deutschen vertreiben, aber wir sollten uns trotzdem evakuieren lassen. Mama begriff nicht, wozu. Wenn wir zu Hause blieben, würde er uns schneller finden. Ohne zu suchen. Und ich sagte immer wieder: «Papa, lieber Papa! Komm nur bald wieder. Lieber Papa!...»

Papa war weg, ein paar Tage später fuhren auch wir. Unterwegs wurden wir häufig bombardiert, das war ein Kinderspiel, denn alle fünfhundert Meter rollte ein Zug ins Hinterland. Wir waren leicht angezogen: Mama trug ein weissgepunktetes Baumwollkleid, ich ein rotes Kattunkleid mit Blümchen. Die Erwachsenen sagten, rot sei von oben sehr gut auszumachen, und sobald ein Bombenangriff begann und alle ins Gebüsch rannten, deckten sie mich immer irgendwie zu, damit man das rote Kleid nicht sah, ich würde sonst leuchten wie eine Laterne.

Wasser zum Trinken holten wir aus Sümpfen und Gräben. Darminfektionen brachen aus. Ich wurde auch krank, drei Tage war ich ohne

Bewusstsein. Mama erzählte mir später, wie ich gerettet wurde. Als wir in Brjansk hielten, wurde auf das Nebengleis ein Militärzug einrangi-ert. Meine Mama war sechsundzwanzig und sehr hübsch. Unser Zug stand sehr lange. Mama stieg aus, und ein Offizier aus dem Militärzug machte ihr ein Kompliment. Mama bat ihn: «Gehen Sie weg, ich kann Ihr Lächeln nicht ertragen. Meine Tochter liegt im Sterben.» Der Offizier war Feldscher. Er stürmte in den Waggon, untersuchte mich und rief einem Kameraden zu: «Bring mir schnell Tee, Zwieback und Belladonna.» Dieser Soldatenzwieback, eine Literflasche starker Tee und ein paar Tabletten Belladonna retteten mir das Leben.

Bis wir in Aktjubinsk eintrafen, war der ganze Zug krank. Uns Kinder liess man nicht dorthin, wo die Toten lagen, die an der Krankheit gestorben oder bei Bombenangriffen umgekommen waren, wir wurden vor dem Anblick geschützt. Wir hörten nur, was die Erwachsenen redeten: Dort wurden soundso viele begraben, dort soundso viele ... Mama war ganz blass, ihre Hände zitterten. Und ich wollte dauernd wissen: «Wo sind denn diese Leute geblieben?»

An Landschaften kann ich mich nicht erinnern. Das ist erstaunlich, denn ich liebte die Natur. Ich erinnere mich nur an die Büsche, unter denen wir uns versteckten. Die Schluchten. Irgendwie hatte ich den Eindruck, dass es nirgends Wald gab, ringsum nur Felder, eine Art Wüste. Einmal hatte ich solche Angst, dass ich danach keinen Bombenangriff mehr fürchtete. Der Zug hielt, aber man hatte uns nicht gesagt, dass wir nur zehn, fünfzehn Minuten halten würden. Der Zug fuhr los, und ich blieb zurück. Ich weiss nicht mehr, wer mich gepackt und buchstäblich in den Zug geworfen hat, aber nicht in unseren Waggon, sondern irgendwo ganz hinten. Da bekam ich zum ersten Mal Angst, ich könnte allein bleiben, und Mama würde wegfahren. Solange Mama bei mir war, war mir nicht bange. Nun aber wurde ich stumm vor Angst. Bis Mama zu mir gelaufen kam, mich in die Arme schloss, war ich stumm, niemand konnte ein Wort aus mir herauskriegen. Mama – das war meine ganze Welt. Mein Planet. Selbst wenn mir etwas wehtat, brauchte ich nur nach Mamas Hand zu fassen, und der Schmerz hörte auf. Nachts

schlief ich immer neben ihr, je dichter, desto weniger Angst hatte ich. Wenn Mama bei mir war, schien alles wie früher zu Hause. Ich schloss die Augen, und der Krieg war weg. Nur über den Tod sprach Mama nicht gern. Aber ich fragte ständig danach.

Von Aktjubinsk fuhren wir nach Magnitogorsk, dort lebte Papas Bruder. Vor dem Krieg hatte er eine grosse Familie, viele Männer, aber als wir ankamen, waren dort nur noch Frauen. Die Männer befanden sich alle an der Front. Ende einundvierzig erhielten wir zwei Todesnachrichten – die Söhne meines Onkels waren gefallen.

Erinnern kann ich mich aus diesem Winter noch an die Windpocken, die alle in der Schule hatten. Und an die roten Hosen. Mama hatte auf Marken ein Stück bordeauxroten Wollstoff bekommen und mir daraus eine Hose genäht. Die anderen Kinder hänselten mich deswegen, sagten, ich sähe aus wie ein Clown. Das kränkte mich sehr. Etwas später bekamen wir auf Marken Galoschen, die band ich fest und lief so rum. Ich rieb mir damit die Knöchel wund, ich musste mir immer was unter die Ferse legen, damit die Ferse höher sass und die Galoschen nicht so scheuerten. Aber der Winter war so kalt, dass ich mir dauernd Hände und Füsse erfror. In der Schule war oft die Heizung kaputt, in den Klassenräumen gefror das Wasser auf dem Fussboden, und wir schlitterten zwischen den Bänken herum. Wir sassen in Mantel und Handschuhen da, nur die Finger hatten wir vorn abgeschnitten, damit wir den Stift halten konnten. Ich erinnere mich, dass wir die Kinder, deren Papa gefallen war, nicht hänseln und nicht ärgern durften. Dafür wurden wir streng bestraft. Und dass wir alle viel lasen ... So viel, dass wir die gesamte Kinderbibliothek schon durchhatten, dann auch die Jugendbücher, und wir uns Erwachsenenbücher ausliehen. Die anderen Mädchen fürchteten sich, wenn vom Tod die Rede war, selbst die Jungen überblättern solche Seiten. Aber ich las sie.

Eines Tages war viel Schnee gefallen. Alle Kinder liefen hinaus auf die Strasse und bauten einen Schneemann. Das verstand ich nicht: Wie konnte man einen Schneemann bauen und sich freuen, wenn Krieg war?

Die Erwachsenen hörten die ganze Zeit Radio, sie konnten ohne Radio nicht leben. Wir genauso. Wir freuten uns über jeden Salut in Moskau, machten uns Gedanken über jede Meldung: Wie sieht es aus im Hinterland, im Untergrund, bei den Partisanen? Als Filme über die Schlacht bei Stalingrad und bei Moskau rauskamen, sahen wir uns die fünfzehn-, zwanzigmal an. Wenn sie dreimal hintereinander liefen, schauten wir sie uns eben dreimal hintereinander an. Die Filme wurden in der Schule gezeigt, einen speziellen Kinosaal gab es nicht, sie liefen im Flur, wir sassen auf dem Fussboden. Zwei, drei Stunden lang. Ich prägte mir ein, wie Menschen starben. Mama schimpfte deshalb mit mir. Suchte Rat bei Ärzten, warum ich so sei. Warum ich mich für so unkindliche Dinge interessierte wie den Tod. Wie sie mir beibringen könne, an kindgemässe Dinge zu denken ...

Ich las wieder Märchen ... Märchen für Kinder ... Und was fiel mir wieder auf? Mir fiel auf, wie oft darin getötet wurde. Wie viel Blut da floss. Das war eine Entdeckung für mich ...

Ende vierundvierzig sah ich die ersten deutschen Kriegsgefangenen. Sie liefen in breiter Formation durch die Strasse. Was mich erschütterte, war, dass die Leute zu ihnen gingen und ihnen Brot gaben. Das empörte mich so, dass ich zu Mamas Arbeit lief und sie fragte: «Warum geben unsere Leute den Deutschen Brot?» Mama sagte nichts, sie weinte nur. Damals sah ich auch den ersten Toten in deutscher Uniform – er lief und lief und fiel hin. Die Kolonne blieb eine Weile stehen und lief dann weiter, neben dem Toten stand ein Soldat von Unseren. Ich rannte hin. Es drängte mich, den Tod von nahem zu sehen. Wenn im Radio von Verlusten des Gegners die Rede war, freuten wir uns immer ... Aber hier ... Ich sah ... Der Mann schien zu schlafen. Er lag nicht einmal, er sass, halb zusammengekrümmt, den Kopf auf der Schulter. Ich wusste nicht: Soll ich ihn hassen oder bedauern? Er war ein Feind. Unser Feind! Ich weiss nicht mehr, ob er jung war oder alt. Er war sehr erschöpft. Deshalb fiel es mir schwer, ihn zu hassen. Auch das erzählte ich Mama. Und sie weinte wieder.

Am neunten Mai erwachten wir von lautem Geschrei im Hausflur.

Es war noch ganz früh. Mama ging sich erkundigen, was passiert war, und kam ganz verwirrt zurück: «Sieg! Ist das wirklich wahr?» Das war so ungewohnt: Der Krieg war aus, dieser lange Krieg. Der eine weinte, ein anderer lachte, der Nächste schrie ... Es weinten diejenigen, die Angehörige verloren hatten, und sie freuten sich auch, denn trotz allem war es der Sieg! Der eine besass eine Handvoll Buchweizen, der andere Kartoffeln, der Nächste eine rote Rübe – das brachten sie alle in eine Wohnung. Ich werde diesen Tag nie vergessen. Diesen Morgen. Schon am Abend war es nicht mehr so.

Im Krieg hatten alle irgendwie leise gesprochen, mir schien sogar, geflüstert, nun aber redeten alle laut. Wir waren die ganze Zeit bei den Erwachsenen, sie gaben uns zu essen, streichelten uns und schickten uns fort: «Geht raus auf die Strasse. Heute ist ein Feiertag.» Und riefen uns wieder zurück. Nie waren wir so viel umarmt und geküsst worden wie an diesem Tag.

Aber ich bin ein glücklicher Mensch – mein Papa kam aus dem Krieg zurück. Er brachte schönes Kinderspielzeug mit. Deutsches Spielzeug. Ich konnte nicht verstehen, wie so schöne Spielsachen aus Deutschland sein konnten ...

Ich versuchte auch mit Papa über den Tod zu sprechen. Über die Bombenangriffe, als Mama und ich auf dem Weg in die Evakuierung waren ... Wie zu beiden Seiten unsere toten Soldaten lagen. Die Gesichter mit Zweigen bedeckt. Darüber summten Fliegen ... Scharenweise Fliegen ... Über den toten Deutschen ... Ich erzählte ihm vom Papa meiner Freundin, der aus dem Krieg zurückgekommen und nach ein paar Tagen gestorben war. An einer Herzkrankheit. Keiner verstand das: Wie konnte man nach dem Krieg sterben, wo doch alle glücklich waren?

Papa schwieg.

«Ein Klumpen Salz... Das ist alles,
was von unserem Haus noch übrig ist...»

*Mischa Majorow, 5 Jahre
Heute Doktor der Agrarwirtschaft*

Im Krieg habe ich gern geträumt. Ich liebte Träume vom Leben im Frieden, davon, wie wir vor dem Krieg gelebt hatten.

Der erste Traum ...

Grossmutter ist fertig mit der Hausarbeit... Ich warte auf diesen Augenblick. Nun schiebt sie den Tisch ans Fenster, breitet Stoff aus, legt Watte darauf, deckt ein anderes Stück Stoff darüber und beginnt eine Decke zu nähen. Auch ich habe dabei eine Aufgabe: An die eine Seite der Decke heftet Grossmutter kleine Nägel, darum bindet sie einen Bindfaden, den sie mit Kreide einreibt, und ich ziehe von der anderen Seite daran. «Zieh, Mischa, noch mehr ziehen», bittet Grossmutter. Ich ziehe – sie lässt los: Bums, fertig ist ein Kreidestrich auf dem roten oder blauen Stoff. Die Striche kreuzen sich, bilden Rhomben, auf den Strichen entlang eilen schwarze Nähte. Die nächste Operation: Grossmutter legt Papiermuster aus (heute nennt man das Schablone), und auf der Steppdecke entsteht ein Muster. Sehr hübsch und abwechslungsreich. Meine Grossmutter ist auch eine Meisterin im Hemdenschneidern, besonders gut gelingen ihr die Kragen. Ihre mechanische Singer-Nähmaschine rattert noch, wenn ich schon schlafe. Und Grossvater auch.

Der zweite Traum ...

Grossvater schustert. Auch dabei habe ich eine Aufgabe – die Holznägel anspitzen. Heute sind alle Sohlen mit Eisennägeln genagelt, und die rosten, darum löst sich die Sohle rasch. Vielleicht hat man ja auch damals schon Eisennägel benutzt, aber ich erinnere mich an die Holznägel. Aus einem glatten Scheit von einer alten Birke sägt man Scheiben und lässt sie unterm Dach trocknen, dann spaltet man etwa drei Zentimeter dicke und zehn Zentimeter lange Leisten daraus und trocknet sie

wieder. Von diesen Leisten lassen sich dann mühelos Querplättchen von zwei, drei Millimetern Dicke abschlagen. Ein Schustermesser ist scharf, damit kann man die Kruste des Plättchens auf beiden Seiten abschneiden: Man spannt sie in die Werkbank – tsch, tsch, und das Plättchen ist glatt, nun kann man daraus die Nägel machen. Grossvater sticht mit der Ahle (das ist eine Schusternadel) ein Loch in die Stiefelsohle, steckt einen Nagel hinein, ein Schlag mit dem Schusterhammer, und der Nagel ist drin. Genagelt wird in zwei Reihen, das sieht nicht nur schön aus, das ist auch sehr stabil, und bei Feuchtigkeit quellen die Birkenholznägel nur auf, so sitzen sie noch fester in der Sohle, und sie löst sich nicht, ehe sie abgenutzt ist.

Ausserdem näht Grossvater auch Filzstiefel, das heisst, er macht eine zweite Sohle darunter, dann halten sie länger und man kann sie ohne Galoschen tragen. Oder er näht Leder hinten auf die Stiefel, damit sie von den Galoschen nicht so schnell durchgescheuert werden. Meine Aufgabe ist es, den Leinenfaden zusammenzudrehen, den Pechdraht mit Pech zu bestreichen, zu wachsen und einzufädeln. Aber eine Stiefelstopfnadel ist eine grosse Kostbarkeit, darum benutzt Grossvater meist Borsten, ganz normale Borsten vom Wildschweinnacken, vom Hausschwein geht auch, aber die sind weicher. Solche Borsten besitzt Grossvater ein ganzes Bündel. Damit kann man Sohlen annähen oder kleine Flicker an unbequemen Stellen: Borsten sind biegsam und kommen überallhin.

Der dritte Traum ...

Die älteren Kinder spielen in der grossen Nachbarscheune Theater, es läuft ein Stück über Grenzsoldaten und Spione. Die Karten kosten zehn Kopeken, aber ich habe keinen Zehner, sie lassen mich nicht rein, und ich fange an zu heulen: Ich will mir auch «den Krieg ansehen». Ich schaue heimlich in den Schuppen, die Grenzsoldaten tragen echte Feldblusen. Ein tolles Stück.

Dann brachen meine Träume ab ...

Bald sah ich Feldblusen bei uns zu Hause. Grossmutter gab den erschöpften und staubigen Soldaten zu essen, und sie sagten: «Der Deut-

sche rückt an.» Ich löcherte Grossmutter: «Wie sind sie denn, die Deutschen?»

Wir laden Bündel auf einen Wagen, mich setzen sie obendrauf. Wir fahren irgendwohin. Dann kommen wir wieder zurück. In unserem Haus sind Deutsche! Sie sehen so ähnlich aus wie unsere Soldaten, aber sie tragen eine andere Uniform und sind fröhlich. Grossmutter, Mama und ich leben nun hinterm Ofen, Grossvater im Schuppen. Grossmutter näht keine Decken mehr, Grossvater schustert nicht mehr. Einmal schiebe ich den Vorhang beiseite: In der Ecke am Fenster sitzt ein Deutscher mit Kopfhörern und dreht an Radioknöpfen, ich höre Musik, dann deutlich etwas auf Russisch. Ein anderer Deutscher hat sich währenddessen Butter auf ein Stück Brot gestrichen, dann entdeckt er mich und fuchtelt mit dem Messer vor meiner Nase herum – ich verschwinde wieder hinterm Vorhang und komme nicht mehr hinterm Ofen hervor.

An unserem Haus vorbei wird ein Mann in verbrannter Feldbluse geführt, barfuss, die Hände mit Draht gefesselt. Der Mann ist ganz schwarz. Später sah ich ihn erhängt neben dem Dorfsowjet. Es heisst, er war Flieger, von den Unseren. In der Nacht träumte ich von ihm. Im Traum hing er bei uns auf dem Hof...

Alles aus diesen Tagen habe ich schwarz in Erinnerung: schwarze Panzer, schwarze Motorräder, deutsche Soldaten in schwarzer Uniform. Ich bin nicht sicher, ob das alles wirklich schwarz war, aber so habe ich es in Erinnerung. Als Schwarzweissfilm ...

Ich werde in etwas Schwarzes eingehüllt, und wir verstecken uns im Sumpf. Den ganzen Tag und die ganze Nacht. Die Nacht ist kalt. Vögel, die ich nicht kenne, schreien mit gruseliger Stimme. Der Mond scheint ganz, ganz hell. Angst! Wenn sie uns nun sehen oder die deutschen Schäferhunde uns hören? Manchmal drang ihr heiseres Bellen zu uns. Am Morgen – nach Hause! Ich will nach Hause! Alle wollen nach Hause, ins Warme! Aber das Haus ist nicht mehr da, nur ein Haufen verkohlter Reste. Ein verbrannter Platz. Nach einem grossen Feuer. Wir finden in der Asche einen Klumpen Salz, der bei uns immer auf dem Ofensims lag. Wir sammeln es sorgfältig auf, dann auch den Lehm, der

mit dem Salz vermenget ist, und schütten es in einen Krug. Das ist alles, was von unserem Haus noch übrig ist...

Grossmutter schwieg und schwieg, erst in der Nacht jammerte sie laut: «Ach, meine liebe Hütte! Ach, meine Hütte! Hier habe ich als junges Mädchen gelebt... Hierher sind die Brautwerber gekommen ... Hier habe ich meine Kinder geboren ...» Sie lief über unseren schwarzen Hof wie ein Gespenst.

Am Morgen machte ich die Augen auf – wir schliefen auf der Erde. In unserem Garten.

«Zu Hause küsste ich alle Porträts im Schulbuch ...»

*Sina Schimanskaja, 11 Jahre
Heute KassiererIn*

Ich schaue mit einem Lächeln zurück. Und staunend. War das wirklich ich?

An dem Tag, als der Krieg begann, gingen wir in den Zirkus. Unsere ganze Klasse. In die Vormittagsvorstellung. Wir ahnten noch nichts. Die Erwachsenen wussten schon Bescheid, wir nicht. Wir klatschten. Lachten. Da gab es einen grossen Elefanten. Einen Riesenelefanten! Tanzende Äffchen ... Und dann ... Fröhlich strömten wir hinaus auf die Strasse – überall verheulte Menschen. «Krieg!» Alle Kinder riefen «Hurra!». Freuten sich. Den Krieg stellten wir uns so vor: Männer mit Budjonny-Mützen und auf Pferden. Nun würden wir uns beweisen können, unseren Soldaten helfen. Helden werden. Ich liebte Kriegsbücher über alles. Über Gefechte, über Helden ... Träumte von allem Möglichen ... Davon, dass ich mich über einen verwundeten Soldaten beuge, ihn aus dem Rauch trage. Aus dem Feuer ... Zu Hause hatte ich die ganze Wand über meinem Tisch mit Kriegsfotos aus Zeitungen vollgeklebt. Hier Woroschilow, da Budjonny.

Meine Freundin und ich waren mal weggelaufen, weil wir in den Finnischen Krieg wollten, ein paar Jungen, die wir kannten, wollten in den Spanischen Bürgerkrieg. Krieg, das war für uns ein spannendes Erlebnis. Das grösste Abenteuer. Wir träumten davon, wir waren Kinder unserer Zeit. Gute Kinder. Meine Freundin lief immer mit einer alten Budjonny-Mütze herum, woher sie die hatte, weiss ich nicht mehr, jedenfalls war das ihre Lieblingsmütze. Wie wir wegliefen, als wir in den Krieg wollten? Ich weiss gar nicht mehr, in welchen, wahrscheinlich nach Spanien. Sie übernachtete bei mir, das war natürlich geplant, und im Morgengrauen schlichen wir uns beide heimlich aus dem Haus. Auf Zehenspitzen. Psst! Psst! Wir nahmen ein paar Lebensmittel mit. Aber

mein älterer Bruder hatte wohl schon eine Weile beobachtet, wie wir die letzten Tage immer miteinander tuschelten und Sachen in Beutel stopften. Er holte uns auf dem Hof ein und brachte uns zurück. Er drohte, alle meine Kriegsbücher wegzwerfen. Ich weinte den ganzen Tag. So waren wir!

Und nun war richtig Krieg ...

Nach einer Woche marschierten deutsche Truppen in Minsk ein. An die Deutschen selbst erinnere ich mich nicht, nur an ihre Militärtechnik. Grosse Autos, grosse Motorräder ... Solche gab es bei uns nicht, solche hatten wir noch nie gesehen. Die Menschen wurden stumm und taub. An Zäunen und Pfosten hingen fremde Plakate und Flugblätter. Fremde Befehle. Die «neue Ordnung» brach an. Nach einer Weile wurden die Schulen wieder aufgemacht. Mama entschied, ob Krieg oder nicht, ich müsse trotzdem weiter lernen. In der ersten Stunde redete die Erdkundelehrerin, dieselbe, die uns vor dem Krieg unterrichtet hatte, gegen die Sowjetmacht. Gegen Lenin. Ich sagte mir: In einer solchen Schule werde ich nicht lernen. Will ich nicht. Zu Hause küsste ich alle Porträts im Schulbuch ... Die geliebten Porträts unserer Führer.

Ständig kamen Deutsche in die Wohnungen gestürmt, sie suchten dauernd irgendwen. Mal Juden, mal Partisanen. Mama sagte: «Versteck dein Pioniertuch.» Am Tag versteckte ich es, aber abends, wenn ich schlafen ging, band ich es um. Mama hatte Angst: Wenn die Deutschen nun einmal nachts klopfen? Sie redete auf mich ein. Weinte. Ich wartete, bis sie eingeschlafen war und bis es im Haus und auf der Strasse still war. Dann holte ich mein rotes Halstuch aus dem Schrank, die sowjetischen Bücher... Meine Freundin schlief mit ihrer Budjonny-Mütze.

Es gefällt mir noch heute, dass wir so waren ...

«Ich sammelte das Gehirn mit den Händen auf...
Es war ganz weiss ...»

*Shenja Selenja, 5 Jahre
Heute Journalist*

An jenem Sonntag ... Am 22. Juni...

Ich ging mit meinem Bruder Pilze suchen. Es war die Zeit der dicken Sommersteinpilze. Unser Wäldchen war nicht gross, wir kannten darin jeden Strauch, wussten, wo welche Pilze wachsen, welche Beeren und sogar welche Blumen. Wir waren schon auf dem Heimweg, da hörten wir Donnergrollen. Das Grollen kam vom Himmel. Wir sahen hinauf: Über uns flogen zwölf bis fünfzehn Flugzeuge. Sie flogen sehr weit oben, so weit, dass ich noch dachte: Früher sind unsere Flugzeuge nie so weit oben geflogen. Wir hörten sie dröhnen: «Huuuh!»

Da sahen wir unsere Mama, sie kam auf uns zugelaufen – weinend, aufgeregt, mit überkippender Stimme. Das ist mein Eindruck vom ersten Kriegstag: Mama ruft uns nicht zärtlich, wie sonst, sondern schreit: «Kinder! Meine Kinder!» Ihre Augen waren ganz gross, so gross wie ihr ganzes Gesicht...

Nach zwei Tagen erschien eine Gruppe Rotarmisten in unserem Weiler. Staubig, verschwitzt, mit ausgetrockneten Lippen tranken sie gierig Wasser aus dem Brunnen. Und wie sie auflebten ... Wie sich ihre Gesichter erhellten, als am Himmel vier unserer Flugzeuge auftauchten. Deutlich erkannten wir die roten Sterne darauf. «Unsere! Unsere!», riefen wir zusammen mit den Soldaten. Doch plötzlich tauchten von irgendwoher kleine schwarze Flugzeuge auf, umringten unsere, es krachte und knatterte, als zerrisse Leinwand oder Wachstuch. So kam es mir vor. Ich wusste noch nicht, dass sich so Maschinengewehrsalven von weitem oder am Himmel anhören. Unsere abstürzenden Flugzeuge zogen rote Streifen aus Feuer und Rauch hinter sich her. Die Rotarmisten standen da und weinten, ohne sich ihrer Tränen zu schämen. Ich

sah zum ersten Mal... Zum ersten Mal... Dass Rotarmisten weinten. In den Kriegsfilmern, die ich mir in unserem Dorfkclub immer angeschaut hatte, weinten sie nie.

Ein paar Tage später kam Mamas Schwester aus dem Dorf Kabaki angelaufen, Tante Katja. Ganz schwarz und schrecklich sah sie aus. Sie erzählte, Deutsche seien in ihr Dorf gekommen, hätten alle Parteiaktivisten eingesammelt, zum Dorfrand gebracht und dort mit Maschinengewehren erschossen. Unter den Erschossenen war auch Mamas Bruder, er war Abgeordneter des Dorfsowjets. Ein alter Kommunist.

Ich erinnere mich noch heute an Tante Katjas Worte: «Sie haben ihm den Kopf zertrümmert, und ich habe mit den Händen das Gehirn aufgesammelt. Es war ganz weiss.»

Sie blieb zwei Tage bei uns. Und die ganze Zeit erzählte sie. Immer wieder das Gleiche ... In diesen beiden Tagen wurde ihr Haar weiss ... Wenn Mama neben Tante Katja sass, sie umarmte und weinte, streichelte ich ihren Kopf. Ich hatte Angst.

Ich hatte Angst, dass Mama auch weisshaarig wird.

«Ich will leben! Leben!»

Wassja Charewski, 4 Jahre

Heute Architekt

Diese Bilder, diese Feuer ... Mein Reichtum. Es ist ein Luxus, dass ich überlebt habe ...

Niemand glaubt mir, selbst Mama glaubte mir nicht. Als nach dem Krieg alle anfangen, sich zu erinnern, staunte sie: «Daran kannst du dich nicht erinnern, du warst doch noch klein. Das hat dir jemand erzählt.»

Doch, ich erinnere mich daran ...

Bomben detonieren, und ich klammere mich an meinen grossen Bruder: «Ich will leben! Leben!» Ich hatte Angst zu sterben, obwohl – was konnte ich schon vom Tod wissen?

Ich erinnere mich ...

Mama hatte meinem Bruder und mir die letzten beiden Kartoffeln gegeben und sah uns nur an. Wir wussten, dass das unsere letzten Kartoffeln waren. Ich wollte ihr etwas übriglassen ... Ein kleines Stückchen. Ich schaffte es nicht. Auch mein Bruder schaffte es nicht. Wir schämten uns. Wir schämten uns furchtbar.

Doch, ich erinnere mich ...

Ich sah unseren ersten Soldaten. Ich glaube, er war Panzersoldat, aber da bin ich mir nicht sicher. Ich rannte auf ihn zu: «Papa!» Er hob mich hoch, ganz hoch: «Mein Sohn!»

Ich erinnere mich an alles ...

Ich erinnere mich, wie die Erwachsenen sagten: «Er ist noch klein. Er versteht noch nichts.» Und ich wunderte mich: Die Erwachsenen sind komisch, wieso meinen sie, dass ich nichts verstehe? Ich verstehe alles. Mir schien sogar, dass ich mehr verstand als die Erwachsenen, denn ich weinte nicht, sie dagegen weinten.

Der Krieg, das war mein Geschichtsbuch. Meine Einsamkeit ... Ich habe die Kindheit ausgelassen, sie ist aus meinem Leben verschwun-

den. Ich bin ein Mensch ohne Kindheit, meine Kindheit war der Krieg.
So erschüttert hat mich im Leben nur noch die Liebe. Als ich mich
verliebte ... Als ich die Liebe kennenlernte ...

«Durch ein Knopfloch...»

*Inna Lewkewitsch, 10 Jahre
Heute Bauingenieurin*

Gleich in den ersten Tagen ... Vom frühen Morgen an ...

Über uns detonierten Bomben ... Auf der Erde lagen Strommasten und Leitungen. Die Menschen waren verschreckt, rannten aus den Häusern. Alle rannten hinaus auf die Strasse, doch trotzdem warnten sie einander: «Vorsicht – Stromleitung! Vorsicht – Stromleitung!», damit niemand stolperte und hinfiel. Als wäre das das Schlimmste.

Noch am Morgen des sechsundzwanzigsten Juni zahlte Mama Lohn aus, sie war Buchhalterin in einem Betrieb, und am Abend waren wir bereits Flüchtlinge. Als wir Minsk verliessen, sahen wir unsere Schule brennen. Die Flammen wüteten in jedem Fenster. So heftig ... So ... So heftig, sie schlugen bis zum Himmel... Wir heulten, weil unsere Schule brannte. Wir waren vier Kinder, drei liefen selbst, die Jüngste wurde von Mama getragen. Mama machte sich noch Sorgen, denn sie hatte zwar den Schlüssel mitgenommen, aber vergessen, die Wohnungstür abzuschliessen. Sie versuchte ein Auto anzuhalten, rief und bat: «Nehmt unsere Kinder mit, wir gehen die Stadt verteidigen.» Sie wollte nicht glauben, dass die Deutschen bereits in der Stadt waren. Die Stadt hatte kapituliert.

Schrecklich und unbegreiflich war alles, was vor unseren Augen geschah. Mit uns. Vor allem der Tod ... Zwischen den Toten lagen Teekessel und Töpfe herum. Alles brannte ... Es war, als würden wir über brennende Kohlen laufen ... Ich war immer mit Jungen befreundet, galt als richtiger Wildfang. Ich war neugierig und wollte sehen, wie die Bomben fliegen, wie sie pfeifen und wie sie fallen. Wenn Mama rief: «Leg dich auf die Erde!», schaute ich durch ein Knopfloch ... Was da am Himmel los war ... Und wie die Menschen rannten ... Einmal hing etwas an einem Baum ... Als ich begriff, dass da ein Stück von einem

Menschen hing, erstarrte ich. Und schloss die Augen ...

Meine Schwester Irma war sieben Jahre alt, sie trug den Spirituskocher und Mamas Schuhe; sie hatte schreckliche Angst, diese Schuhe zu verlieren. Die Schuhe waren neu, blassrosa mit Keilabsatz. Mama hatte sie wohl aus Versehen mitgenommen, vielleicht aber auch, weil sie das Schönste waren, das sie besass.

Mit dem Wohnungsschlüssel und den Schuhen kehrten wir bald zurück in die Stadt, in der alles verbrannt war. Dann begann der Hunger. Wir sammelten Melde und assen sie. Auch Blumen. Der Winter rückte näher. Die Deutschen hatten den Kolchosgarten bei Minsk niedergebrannt, aus Angst vor Partisanen, nun gingen alle dorthin und hackten die Baumstümpfe ab, um wenigstens ein bisschen Brennholz zu haben. Für den Ofen zu Hause. Aus Hefe machten wir Leber: Wir brieten die Hefe in der Pfanne, und dann schmeckte sie nach Leber. Mama gab mir Geld und schickte mich auf den Markt, Brot kaufen. Dort stand eine alte Frau und verkaufte kleine Ziegen, und ich dachte mir, dass ich unsere ganze Familie rettete, wenn ich ein Zicklein kaufte. Die Ziege würde heranwachsen, und wir würden viel Milch haben. Ich kaufte ein Zicklein, für das ganze Geld, das ich bei mir hatte. Ich erinnere mich nicht, dass Mama mit mir geschimpft hätte, ich weiss nur noch, dass wir ein paar Tage hungrig blieben: Das Geld war alle. Wir kochten eine Art Brei, fütterten das Zicklein damit, und ich nahm es mit ins Bett, damit ihm warm war, aber es fror trotzdem. Und starb bald. Das war eine Tragödie, wir weinten sehr, Mama durfte das Zicklein nicht aus dem Haus tragen. Am meisten weinte ich, ich gab mir die Schuld. In der Nacht trug Mama das Zicklein heimlich hinaus und erzählte uns dann, die Mäuse hätten es gefressen.

Doch auch während der Okkupation begingen wir alle Feiertage im Mai und im Oktober. Unsere Feiertage! Unsere! Und dabei sangen wir, unsere ganze Familie singt gern. An solchen Tagen kam möglichst etwas Besonderes auf den Tisch, und wenn es nur Pellkartoffeln waren oder ein Stück Zucker für alle – auch wenn wir am nächsten Tag hun-

gern mussten, die Feiertage wurden begangen. Flüsternd sangen wir Mamas Lieblingslied: «Zärtlich färbt der Maienmorgen die Kremlmauern meiner Stadt ...» Das gehörte dazu.

Die Nachbarin hatte Piroggen zum Verkaufen gebacken und schlug uns vor: «Kauft sie mir en gros ab, und dann verkauft ihr sie einzeln. Ihr seid noch jung, habt flinke Beine.» Ich beschloss, die Sache anzupacken, denn ich wusste, wie schwer es Mama fiel, uns allein durchzuführen. Die Nachbarin brachte die Piroggen, und meine Schwester Irma und ich sassen davor und schauten sie an.

«Irma, findest du nicht, dass diese Pirogge grösser ist als die hier?», sagte ich.

«Scheint so ...»

Sie können sich nicht vorstellen, wie gern wir wenigstens ein Stückchen davon probieren wollten.

«Komm, wir schneiden ein kleines Stückchen ab, und dann gehen wir sie verkaufen.»

So sassen wir zwei Stunden, und dann war nichts mehr da zum Aufden-Markt-Bringen. Dann fing die Nachbarin an, Lutschbonbons herzustellen, die wie kleine Kissen aussahen, solche gibt es schon lange nicht mehr. Wir sollten die Bonbons für sie verkaufen. Wieder sass ich mit Irma davor.

«Der hier ist grösser als die anderen. Komm, Irma, wir lecken ein bisschen davon ab.»

«Gut...»

Wir besassen zu dritt einen einzigen Mantel und ein Paar Filzstiefel. Wir sassen oft zu Hause. Erzählten uns gegenseitig Märchen. Oder Bücher. Aber das war uninteressant. Interessanter fanden wir, uns vorzustellen, wie es sein würde, wenn der Krieg aus war, und wie wir dann leben würden. Wir würden nur noch Piroggen und Bonbons essen.

Als der Krieg aus war, zog Mama eine Bluse aus Kunstseide an. Wie sie die bewahrt hatte, weiss ich nicht. Wir haben damals alle guten Sachen gegen Lebensmittel getauscht. Diese Bluse hatte schwarze Man-

schetten, die trennte Mama ab, sie wollte nichts Düsteres tragen, nur Helles.

Wir gingen sofort wieder in die Schule und lernten gleich in den ersten Tagen Lieder für die Parade ...

«Ich hörte nur Mama schreien ...»

*Lida Pogorshelskaja, 8 Jahre
Heute promovierte Biologin*

An diesen Tag erinnere ich mich mein Leben lang ... An den ersten Tag ohne Papa ...

Ich wollte weiterschlafen. Mama weckte uns am frühen Morgen und sagte: «Es ist Krieg!» An Schlaf war nicht mehr zu denken. Wir machten uns fertig zum Aufbruch. Angst hatten wir noch nicht. Alle sahen auf Papa, und unser Papa blieb ruhig. Wie immer. Er war Parteifunktionär. Mama sagte, jeder müsse etwas mitnehmen. Ich wusste nicht, was, und meine kleine Schwester entschied sich für eine Puppe. Mama nahm unseren kleinen Bruder auf den Arm. Papa holte uns unterwegs ein.

Ich habe vergessen zu sagen – wir lebten in der Stadt Kobrin. In der Nähe von Brest. Darum erreichte uns der Krieg gleich am ersten Tag. Wir kamen gar nicht zur Besinnung. Die Erwachsenen sprachen kaum, sie liefen schweigend, ritten schweigend. Da wurde uns bange. So viele Menschen unterwegs, und alle schweigen.

Als Papa uns eingeholt hatte, beruhigten wir uns ein bisschen. Papa war in unserer Familie in allem das Oberhaupt, denn Mama war noch sehr jung, sie hatte mit sechzehn geheiratet. Sie konnte nicht einmal kochen. Papa aber war Waise, er konnte alles. Ich erinnere mich, wie sehr wir alle es mochten, wenn Papa Zeit hatte, uns etwas Schönes zu kochen. Das war für alle ein Fest. Noch heute scheint mir, bei niemandem schmeckt der Griessbrei so gut wie der, den unser Papa immer kochte. Die ganze Zeit, während wir ohne ihn unterwegs waren, warteten wir auf ihn. Im Krieg ohne Papa zu sein – das war für uns unvorstellbar. Der erste Kriegstag ...

Der Treck war sehr gross. Er kam nur langsam voran. Manchmal blieben alle stehen und schauten zum Himmel. Sie suchten nach unseren Flugzeugen. Aber die blieben aus.

Gegen Mittag sahen wir eine Kolonne Uniformierter. Sie sassen auf Pferden und trugen nagelneue Uniformen der Roten Armee. Die Pferde waren wohlgenährt und gross. Niemand ahnte, dass das Deutsche waren. Wir dachten: Unsere! Freuten uns. Papa ging ihnen entgegen, und ich hörte Mama schreien. Den Schuss hörte ich nicht. Nur Mamas Schrei: «A-a-ah!» Ich erinnere mich noch, dass die Soldaten nicht einmal vom Pferd abstiegen. Als Mama schrie, rannte ich los. Alle liefen irgendwohin. Schweigend. Ich hörte nur unsere Mama schreien ... Ich rannte, bis ich stolperte und ins hohe Gras fiel.

Bis zum Abend standen unsere Pferde da und warteten. Wir kehrten alle zurück, als es schon dunkel wurde. Mama sass dort allein und wartete. Jemand sagte: «Seht nur, sie hat ganz graue Haare.» Ich erinnere mich, wie die Erwachsenen eine Grube aushoben ... Und wie dann jemand meine Schwester und mich ansties. «Geht. Nehmt Abschied von eurem Vater.» Ich machte zwei Schritte, weiter konnte ich nicht. Ich setzte mich auf den Boden. Meine Schwester setzte sich daneben. Unser Bruder schlief, er war noch ganz klein, er verstand noch nichts. Unsere Mama lag bewusstlos auf einem Gespann, wir durften nicht zu ihr.

So hat niemand von uns Papa tot gesehen. Ich erinnere mich nicht an ihn als Toten. Immer, wenn ich an ihn dachte, sah ich ihn aus irgendeinem Grund im weissen Kittel vor mir. Jung und schön. Selbst heute noch, dabei bin ich inzwischen schon älter, als er damals war.

Im Gebiet Stalingrad, wohin wir evakuiert wurden, arbeitete Mama im Kolchos. Mama, die nichts konnte, nicht wusste, wie man Unkraut jätete, die Hafer nicht von Weizen unterscheiden konnte, unsere Mama wurde Aktivistin. Wir hatten keinen Papa mehr, der eine oder andere auch nicht. Oder keine Mama, oder keinen Bruder mehr. Oder keine Schwester. Oder keinen Grossvater. Aber wir fühlten uns nicht als Waisen. Alle kümmerten sich um uns und zogen uns gemeinsam gross. Ich erinnere mich an Tante Morosowa. Sie hatte zwei Kinder verloren und lebte allein. Sie sparte sich für uns alles vom Munde ab, wie unsere Mama. Eine Fremde, die im Krieg für uns zur Verwandten wurde. Als mein Bruder grösser war, sagte er, wir haben keinen Papa, aber dafür

zwei Mamas: Unsere Mama und Tante Tanja. So wuchsen wir auf. Mit zwei, drei Müttern ...

Dann erinnere ich mich noch, wie wir auf dem Weg in die Evakuierung bombardiert wurden und wegliefen, uns verstecken. Wir liefen nicht zu Mama, sondern zu den Soldaten. Wenn der Bombenangriff vorbei war, schimpfte Mama mit uns, dass wir ihr weggelaufen waren. Aber beim nächsten Bombenangriff liefen wir trotzdem wieder zu den Soldaten.

Als Minsk befreit wurde, beschlossen wir heimzukehren. Nach Hause. Nach Weissrussland. Unsere Mama stammt aus Minsk, doch als wir auf dem Minsker Bahnhof ausstiegen, wusste sie nicht, wohin wir gehen sollten. Das war eine andere Stadt. Nur noch Ruinen. Steinsand...

Ich studierte bereits an der Landwirtschaftsakademie in Gorki. Ich lebte im Wohnheim, wir waren zu acht in einem Zimmer. Alle Waisen. Niemand hatte uns extra zusammengelegt – wir waren einfach so viele. Nicht nur in unserem Zimmer. Ich erinnere mich, wie wir nachts schrien. Ich sprang manchmal aus dem Bett und hämmerte gegen die Tür. Wollte weg... Die Mädchen hielten mich auf. Dann begann ich zu weinen. Und die anderen auch. Das ganze Zimmer heulte. Und am nächsten Morgen gingen wir zur Vorlesung.

Einmal traf ich auf der Strasse einen Mann, der unserem Papa ähnlich sah. Ich lief ihm lange hinterher. Ich hatte Papa schliesslich nicht tot gesehen ...

«Wir spielten, und die Soldaten weinten...»

*Wolodja Tschistokletow, 10 Jahre
Heute Musiker*

Das war ein schöner Morgen ...

Das morgendliche Meer. Blau und ruhig. Die ersten Tage nach meiner Ankunft im Kindersanatorium Sowjet-Kwadshe am Schwarzen Meer. Wir hörten das Brummen von Flugzeugen. Ich tauchte in die Wellen, doch auch dort hörte ich dieses Brummen. Wir erschrakten nicht, wir spielten Krieg, ohne zu ahnen, dass irgendwo bereits Krieg war. Kein Spiel, keine militärische Übung, sondern wirklich Krieg.

Nach ein paar Tagen wurden wir nach Hause geschickt. Ich nach Rostow. In der Stadt fielen schon die ersten Bomben. Alle bereiteten sich auf Strassenkämpfe vor: hoben Gräben aus, bauten Barrikaden. Lernten schiessen. Wir Kinder bewachten die Kisten, in denen die Brandflaschen gesammelt wurden, und holten Sand und Wasser für den Brandfall.

Alle Schulen wurden zu Lazaretten. In unserer Schule Nummer Siebzig wurde ein Armeefeldlazarett für Leichtverwundete eingerichtet. Dorthin wurde Mama abkommandiert. Sie durfte mich mitnehmen, damit ich nicht allein zu Hause blieb und wir beim Rückzug gleich mit dem Lazarett fahren konnten.

Nach einem Bombenangriff fand ich einmal einen Haufen Bücher zwischen den Trümmern und hob eins auf – es hiess «Tierleben». Ein grosses Buch mit schönen Abbildungen. Ich schlief die ganze Nacht nicht, konnte mich nicht davon lösen. Ich erinnere mich, dass ich keine Kriegsbücher mitnahm, über den Krieg mochte ich nichts mehr lesen. Nur über Tiere, über Vögel...

Im November zweiundvierzig ... Der Leiter des Lazaretts ordnete an, dass ich eine Uniform bekam, allerdings musste sie geändert werden. Und bis Stiefel für mich gefunden waren, verging ein ganzer Mo-

nat. Von nun an gehörte ich zum Lazarett. Wurde Soldat. Was tat ich? Allein die Binden brachten einen um den Verstand. Sie reichten nie. Sie mussten gewaschen werden, getrocknet und gewickelt. Wickeln Sie mal tausend Binden am Tag! Ich war bald geschickter als die Erwachsenen. Sehr geschickt drehte ich auch meine erste Zigarette. An meinem zwölften Geburtstag überreichte der Starschina* mir lächelnd eine Packung Machorka, als gleichberechtigtem Soldaten. Ich fing an zu rauchen. Heimlich, wenn Mama es nicht sah. Ich bildete mir natürlich was darauf ein. Na ja, Angst hatte ich auch. Ich gewöhnte mich nur schwer an das Blut. Und hatte Angst vor Verbrannten. Mit schwarzen Gesichtern ...

Als einmal mit Salz und Paraffin beladene Waggons bombardiert worden waren, fanden wir für beides Verwendung. Das Salz bekamen die Köche, das Paraffin bekam ich. Ich musste mir noch eine Tätigkeit aneignen, die in keinem Armeereglement vorgesehen ist: Ich fertigte Kerzen. Das war noch schlimmer als die Binden! Ich musste dafür sorgen, dass die Kerzen lange brannten, sie wurden gebraucht, wenn kein Strom da war. Bei Bombenangriffen. Die Ärzte operierten auch unter Beschuss und bei Bombenangriffen weiter. Nachts wurden nur die Fenster geschlossen. Mit Laken verhängt. Mit Decken.

Mama weinte, aber ich träumte trotzdem davon, wegzulaufen an die Front. Dass ich getötet werden könnte, daran glaubte ich nicht. Einmal wurde ich Brot holen geschickt... Wir waren kaum ein Stück gefahren, da gerieten wir unter Artilleriebeschuss. Granatwerfer. Der Sergeant** wurde getötet, die Lenkerin unseres Wagens auch, ich erlitt eine Kopfprellung. Ich verlor die Sprache, und als ich nach einer Weile wieder sprechen konnte, blieb ein Stottern zurück. Das habe ich noch heute. Alle staunten, dass ich am Leben geblieben war, doch ich empfand ganz anders: Konnte ich etwa getötet werden? Ich – getötet? Wir durchqueren mit dem Lazarett ganz Weissrussland, Polen ... Ich lernte ein paar Brocken Polnisch ...

* Höchster russ. Unteroffiziersrang, entspricht etwa dem dt. Oberfeldwebel.

** Unteroffizier, entspricht etwa dem dt. Unterfeldwebel.

In Warschau ... Unter den Verwundeten war ein Tscheche – ein Possaunist der Prager Oper! Der Leiter des Lazarets freute sich und bat ihn, als er auf dem Weg der Besserung war, durch die Zimmer zu gehen und Musiker zu suchen. Es kam ein grossartiges Orchester zusammen. Ich bekam Unterricht in Altflöte, Gitarre spielen hatte ich bereits selbst gelernt. Wir spielten, und die Soldaten weinten ... Wir spielten heitere Stücke ...

So fuhren wir bis Deutschland ...

In einem zerstörten deutschen Dorf sah ich ein Kinderfahrrad herumliegen. Ich freute mich. Setzte mich drauf und fuhr los. War das schön! Den ganzen Krieg über hatte ich nie irgendwo Sachen für Kinder gesehen. Ich hatte vergessen, dass es so etwas überhaupt gab. Kinderspielzeug...

«Auf dem Friedhof lagen die Toten oben ...
Als wären sie noch einmal getötet worden ...»

*Wanja Titow, 5 Jahre
Heute Meliorator*

Schwarzer Himmel...

Dicke schwarze Flugzeuge. Sie brummen laut und fliegen ganz tief. Dicht über der Erde. Das ist der Krieg. Der Krieg, wie ich ihn erinnere ... In Bruchstücken ...

Wir wurden bombardiert und versteckten uns im Garten hinter den alten Apfelbäumen. Wir verstanden nichts. Ich hatte vier Brüder, der älteste war sieben. Er erklärte uns, wie man sich vor Flugzeugen versteckt: hinter grossen Apfelbäumen, die viele Blätter haben. Mama sammelte uns ein und trug uns in den Keller. Im Keller war es gruselig. Da lebten Ratten mit scharfen kleinen Augen, die im Dunkeln leuchteten. Mit einem unnatürlichen Glanz. Und nachts quiekten die Ratten. Sie spielten.

Als deutsche Soldaten in die Hütte kamen, versteckten wir uns auf dem Ofen. Unter alten Lumpen. Mit geschlossenen Augen lagen wir da – so hat man weniger Angst.

Unser Dorf wurde niedergebrannt. Der Dorffriedhof bombardiert. Die Leute liefen hin: Die Toten lagen auf der Erde. Sie lagen da, als wären sie noch einmal getötet worden ... Da lag auch unser Grossvater, der schon lange tot war. Dann wurden die Toten noch einmal begraben.

Während des Krieges und auch danach spielten wir Krieg. Wenn es uns zu langweilig wurde, «Rote und Weisse» zu spielen oder Tschapajew, dann spielten wir «Russen und Deutsche». Wir kämpften. Machten Gefangene. Spielten Erschiessen. Setzten uns Soldatenhelme auf, unsere und deutsche, Helme lagen ja überall rum, im Wald und auf den Feldern. Niemand wollte Deutscher sein, deswegen gab es sogar Prügeleien. Wir spielten in echten Unterständen und Schützengräben. Wir

kämpften mit Stöcken und gingen mit Fäusten aufeinander los. Unsere Mütter schimpften mit uns ...

Wir wunderten uns, denn früher ... Vor dem Krieg hatten sie deswegen nicht mit uns geschimpft ...

«Ich begriff – das ist mein Vater... Mir zitterten die Knie ... »

*Ljonja Chossenewitsch, 5 Jahre
Heute Konstrukteur*

In Erinnerung geblieben ist mir die Farbe ...

Ich war fünf Jahre alt, aber ich erinnere mich genau. Das Haus meines Grossvaters – gelb, aus Holz, hinterm Staketenzaun Holzstämme im Gras. Weisser Sand, in dem wir spielten, wie gewaschen. Ganz weiss. Dann erinnere ich mich noch, wie Mama mit mir und meiner kleinen Schwester zum Fotografieren in die Stadt fuhr und wie Ellotschka weinte und ich sie tröstete. Das Foto existiert noch, unser einziges Vorkriegsfoto. Ich habe es aus irgendeinem Grunde grün in Erinnerung.

Dann habe ich noch Erinnerungen in dunklen Farben ... Waren die ersten hell – das grüne Gras, ein helles Aquarell, der ganz weisse Sand, der leuchtend gelbe Staketenzaun –, so ist danach alles in dunklen Tönen: Ich werde, keuchend vor Rauch, irgendwohin rausgetragen, auf der Strasse unsere Sachen, Bündel, ein einzelner Stuhl. Er ist leer. Die Leute stehen um ihn herum und weinen. Mama und ich laufen lange durch die Strassen, ich halte mich an ihrem Rock fest. Zu allen, die uns begegnen, sagt Mama: «Unser Haus ist abgebrannt.»

Wir übernachteten in einem Hausflur. Mir ist kalt. Ich wärme mir die Hände an Mamas Jacke. Fühle darin etwas Kaltes. Es ist der Schlüssel zu unserem Haus ...

Auf einmal ist Mama weg. Mama verschwindet, nur Grossmutter und Grossvater sind noch da. Ich habe einen Freund, er ist zwei Jahre älter – Shenja Sawotschkin. Er ist sieben, ich bin fünf. Ich lerne mit einem Märchenbuch der Brüder Grimm lesen. Grossmutter hat ihre eigenen Methoden, bei ihr kann man sich leicht eine kränkende Kopfnuss einfangen. «Ach, du!» Auch Shenja unterrichtet mich. Wenn er ein Buch liest, zeigt er mir die Buchstaben. Aber am liebsten höre ich Märchen, besonders wenn Grossmutter sie erzählt. Ihre Stimme ähnelt der

von Mama. Eines Abends kommt eine schöne Frau und bringt etwas sehr Leckeres. Ich begreife aus ihren Worten, dass Mama lebt – sie kämpft, genau wie Papa. Ich schreie glücklich: «Mama kommt bald wieder!» Ich will hinauslaufen auf den Hof und die Neuigkeit meinem Freund mitteilen. Grossmutter schlägt mich mit einem Riemen. Grossvater nimmt mich in Schutz. Als sie schlafen gegangen sind, sammele ich alle Riemen im Haus ein und werfe sie hinter den Schrank.

Ich habe die ganze Zeit Hunger. Shenja und ich gehen in den Roggen, er wächst gleich hinter den Häusern. Wir zerreiben die Ähren und kauen die Körner. Das Feld war schon deutsch ... auch die Ähren waren deutsch ... Dann sehen wir ein Auto kommen und rennen weg. Buchstäblich aus unserer Gartenpforte reisst mich ein Offizier in graugrüner Uniform mit glänzenden Schulterstücken und schlägt mich mit einer Rute oder einem Riemen. Ich bin vor Angst wie versteinert, spüre keinen Schmerz. Plötzlich sehe ich Grossmutter. «Panotschek, mein Lieber, lass meinen Enkel. Ich bitte dich bei Gott, gib ihn mir!» Grossmutter kniet vor dem Offizier. Der Offizier geht fort, ich liege im Sand. Grossmutter trägt mich ins Haus. Ich kann kaum die Lippen bewegen. Danach bin ich lange krank.

Dann erinnere ich mich noch, wie durch unser Dorf Leiterwagen fuhren, viele Leiterwagen. Grossvater und Grossmutter öffnen das Tor. Bei uns ziehen Flüchtlinge ein. Nach einer Weile erkrankten sie alle an Typhus. Sie werden abgeholt, wie man mir sagt, ins Krankenhaus. Einige Zeit darauf wird Grossvater krank. Ich schlafe bei ihm. Grossmutter wird immer dünner und kann kaum noch durchs Zimmer laufen. Am Tag gehe ich hinaus, mit den Jungen spielen. Am Abend komme ich zurück und finde weder Grossvater noch Grossmutter zu Hause. Ich habe Angst – ich bin allein. Ich ahne schon, dass aus dem Krankenhaus, wohin die Flüchtlinge gebracht wurden und jetzt auch Grossvater und Grossmutter, niemand zurückkehrt. Ich habe Angst allein im Haus, das Haus ist gross und fremd. Sogar am Tag habe ich Angst. Grossvaters Bruder nimmt mich zu sich. Nun habe ich einen neuen Grossvater.

Minsk wird bombardiert, wir verstecken uns im Keller. Als ich hinausgehe ans Tageslicht, blendet mich die Sonne, und mir dröhnen die Ohren von Motorenlärm. Durch die Strasse fahren Panzer. Ich verstecke mich hinter einem Mast. Plötzlich sehe ich – auf dem Turm ist ein roter Stern. Unsere! Ich renne zu unserem Haus. Wenn die Unseren da sind, ist auch Mama da! Ich erreiche unser Haus – an der Treppe stehen Frauen mit Gewehren, sie heben mich hoch und fragen mich aus. Eine von ihnen kommt mir irgendwie bekannt vor. Sie erinnert mich an jemanden. Sie tritt näher heran, umarmt mich. Die anderen Frauen fangen an zu weinen. Ich brülle: «Mama!» Der Rest ist weg ...

Bald holte Mama meine kleine Schwester aus dem Heim; die erkannte mich nicht – sie hatte mich vergessen. Über dem Krieg. Und ich freute mich so, dass ich wieder eine Schwester hatte.

Ich kam aus der Schule zurück und fand den aus dem Krieg heimgekehrten Vater auf dem Sofa schlafend. Er schlief, ich nahm seine Papiere aus der Tasche und las sie. Ich begriff – das ist mein Vater. Er schlief, und ich sass daneben und sah ihn an, bis er aufwachte.

Mir zitterten die ganze Zeit die Knie ...

«Mach die Augen zu, mein Sohn ...Schau nicht hin ...»

Wolodja Parabkowitsch, 12 Jahre

Heute Staatspensionär

Ich bin ohne Mutter aufgewachsen.

Ich erinnere mich nie an mich als kleinen Jungen ... Mama starb, als ich sieben war. Ich lebte bei meiner Tante. Hütete die Kühe, machte Brennholz, trieb die Pferde zur Nacht heim. Auch im Gemüsegarten gab es genug zu tun. Dafür konnten wir im Winter mit Holzschlitten rodeln und auf selbstgebaute Schlittschuhen laufen, die waren ebenfalls aus Holz, mit Eisen drunter, sie wurden mit Bindfaden an die Bastschuhe gebunden, oder Ski laufen – die Skier waren aus Brettern und Dauben von kaputten Fässern. Ich baute mir alles selbst.

Ich erinnere mich noch heute, wie ich meine ersten Schuhe anzog, die mir Vater gekauft hatte. Und an meinen grossen Kummer, als ich sie mir im Wald an einem trockenen Ast zerschrammte. Es tat mir so leid darum, dass ich dachte: Besser, ich hätte mich ins Bein geschnitten, das wäre verheilt. In diesen Schuhen verliess ich mit Vater Orscha, als die Stadt von faschistischen Flugzeugen bombardiert wurde.

Vor der Stadt schossen sie gezielt auf uns. Die Menschen fielen auf die Erde. In den Sand, ins Gras. «Mach die Augen zu, mein Sohn ... Schau nicht hin», bat Vater. Ich hatte Angst, zum Himmel zu schauen – dort war alles schwarz von Flugzeugen – und auch auf die Erde, überall lagen Tote. Ein Flugzeug flog ganz dicht vorbei. Vater fiel hin und stand nicht mehr auf. Ich hockte über ihm und bettelte: «Papa, mach die Augen auf ... Papa, mach die Augen auf ...» Leute riefen: «Deutsche!», und zogen mich mit sich fort. Ich begriff nicht, dass Vater nicht mehr aufstehen würde, dass ich ihn hier im Staub, mitten auf dem Weg, liegenlassen musste. Ich sah an ihm nirgends Blut, er lag einfach nur still da. Ich wurde mit Gewalt fortgezerrt, aber noch viele Tage blickte ich

mich unterwegs immer wieder um, wartete, dass Vater mich einholen würde. Ich wachte nachts auf, wachte auf von seiner Stimme. Ich konnte nicht glauben, dass ich keinen Vater mehr hatte. So blieb ich allein, ich besass nichts als einen Tuchanzug.

Nach langem Umherirren ... Ich fuhr mit dem Zug, lief zu Fuss ... Dann brachte man mich ins Kinderheim der Stadt Melekess im Gebiet Kujbyschew. Mehrmals versuchte ich an die Front abzuhausen, aber das misslang jedes Mal. Ich wurde wieder eingefangen und zurückgeschafft. Aber wie es so schön heisst, ich hatte Glück im Unglück. Beim Holzschlagen im Wald rutschte mir die Axt aus der Hand, sprang vom Baum zurück und traf einen Finger meiner rechten Hand. Die Erzieherin verband mich mit ihrem Kopftuch und schickte mich in die städtische Poliklinik.

Auf dem Rückweg ins Heim entdeckten Sascha Ljapin, der mich begleitete, und ich vor dem Stadtkomitee des Komsomol einen Seemann mit Matrosenmütze, der gerade eine Bekanntmachung anklebte. Es waren die Aufnahmebedingungen für die Matrosenschule der Kriegsmarine auf den Solowki-Inseln. Die Schule nahm nur Freiwillige. Bevorzugt wurden dabei Kinder von Seeleuten und Zöglinge von Kinderheimen. Noch heute habe ich die Stimme des Matrosen im Ohr: «Na, was ist, wollt ihr Seeleute werden?»

Wir antworteten: «Wir sind aus dem Kinderheim.»

«Dann geht ins Stadtkomitee und bewirbt euch.»

Kaum zu beschreiben, welcher Triumph uns in diesem Augenblick erfasste. Schliesslich war das der direkte Weg an die Front. Ich hatte schon nicht mehr daran geglaubt, Vater rächen zu können! Dass ich es in diesem Krieg noch schaffen würde.

Wir gingen ins Komsomolkomitee und schrieben einen Aufnahmeantrag. Nach ein paar Tagen standen wir bereits vor der Musterungskommission. Ein Mitglied der Kommission sah mich an und sagte: «Sehr klein und dünn.»

Doch ein anderer, in Offiziersuniform, seufzte: «Macht nichts, er wächst schon noch.»

Wir wurden eingekleidet, mit Mühe fanden sich die passenden Grössen. Als ich mich im Spiegel in Matrosenuniform sah, mit Matrosenmütze, war ich glücklich. Bereits am übernächsten Tag waren wir auf einem Dampfer unterwegs zu den Solowki-Inseln.

Alles neu. Alles ungewohnt. Tiefe Nacht... Wir stehen an Deck... Die Matrosen scheuchen uns ins Bett. «Marsch ab in die Koje, Jungs. Da ist es warm.»

Am frühen Morgen entdeckten wir ein Kloster, das in der Sonne leuchtete, und den goldschimmernden Wald. Das waren die Solowki-Inseln, wo die erste Schiffsjungenschule der Kriegsmarine im ganzen Land eröffnet wurde. Doch bevor die Ausbildung losging, mussten wir erst einmal die Schule bauen, besser gesagt Erdhütten. Die Erde von Solowki besteht nur aus Stein. Wir hatten nicht genug Sägen, Äxte und Spaten. Wir lernten, alles mit der Hand zu machen: den schweren Boden umgraben, die jahrhundertealten Bäume fällen, Baumstümpfe roden, zimmern. Nach der Arbeit legten wir uns in kalte Zelte, unser Bett waren mit Gras gestopfte Matratzen und Kissen, darunter lagen Kiefernzweige. Zum Zudecken benutzten wir unsere Mäntel. Unsere Wäsche wuschen wir selbst, in Wasser mit Eis – wir weinten, so weh taten uns die Hände.

Zweiundvierzig leisteten wir den Fahneneid. Wir bekamen Matrosenmützen mit der Aufschrift «Schiffsjungenschule der KM» – allerdings zu unserem Bedauern nicht mit langen Bändern bis auf die Schultern, sondern mit einer kleinen Schleife rechts – und Gewehre. Anfang dreiundvierzig kam ich zum Dienst auf den Gardezerstörer «Soobrasitelny». Für mich war alles neu: die Wellenkämme, in die das Schiff seinen Bug wühlte, der leuchtende Streifen, den die Schiffsschraube hinterliess, die fleissig das salzige Meerwasser umrührte ... Mir stockte der Atem.

«Angst, Junge?», fragte der Kommandeur.

«Nein» – ich zögerte keinen Augenblick. «Schön!»

«Wenn kein Krieg wäre, dann wäre es schön», sagte der Kommandeur und wandte sich ab.

Ich war vierzehn Jahre alt...

«Da weinte mein kleiner Bruder, weil er noch nicht da war,
als wir noch einen Papa hatten...»

*Larissa Lissowskaja, 6 Jahre
Heute Bibliothekarin*

Ich will von meinem Papa erzählen. Und von meinem kleinen Bruder ...

Vater war bei den Partisanen. Die Faschisten haben ihn gefangen-genommen und erschossen. Die Frauen erzählten meiner Mutter, wo man sie hingerichtet hatte, Papa und noch ein paar andere. Sie lief dort-hin, wo sie lagen. Ihr Leben lang erzählte sie immer wieder, dass es sehr kalt war, die Pfützen waren gefroren. Und sie lagen nur in Socken da.

Mama war schwanger. Mit meinem kleinen Bruder.

Wir mussten uns verstecken. Partisanenfamilien wurden verhaftet. Sie wurden mitsamt den Kindern abgeholt und verschwanden spurlos. In LKWs mit Planen.

Wir sassen lange bei Nachbarn im Keller. Es war schon Frühling. Wir lagen auf den Kartoffeln, und die Kartoffeln keimten. Du schläfst ein, und in der Nacht spriesst ein Keim und kitzelt deine Nase. Wie ein kleiner Käfer.

Wir verliessen den Keller, und Mama brachte meinen kleinen Bru-der zur Welt. Er wurde grösser, lernte sprechen, und wir erzählten ihm von Papa.

«Papa war gross ... »

«Und stark. Er hob mich hoch und warf mich in die Luft!»

So redeten meine Schwester und ich, und unser Bruder fragte: «Und wo war ich?»

«Du warst noch nicht da ... »

Da weinte mein kleiner Bruder, weil er noch nicht da war, als wir noch einen Papa hatten ...

«Als Erste kam dieses Mädchen ...»

*Nina Jaroschewitsch, 9 Jahre
Heute Sportlehrerin*

Bei uns zu Hause waren alle ganz beschäftigt mit einem grossen Ereignis ...

Am Abend war der Freund meiner grossen Schwester da gewesen und hatte um ihre Hand angehalten. Alle redeten bis in die Nacht hinein darüber, wann und wo die Hochzeit sein und wie viele Gäste eingeladen werden sollten. Und gleich am frühen Morgen wurde Vater ins Wehrkomitee bestellt. Schon hiess es im Dorf: «Krieg!» Mama war verwirrt: Was tun? Ich dachte nur an eines: Diesen Tag überleben. Mir hatte noch niemand erklärt, dass Krieg nicht ein Tag war oder zwei, sondern dass er sehr lange dauern konnte.

Sommer, ein heisser Tag. Es zieht uns an den Fluss, aber Mama macht uns fertig zum Aufbruch. Wir hatten noch einen Bruder, der war gerade aus dem Krankenhaus entlassen, nach einer Operation am Bein, er lief an Krücken. Aber Mama sagte: «Wir müssen alle gehen.» Wohin? Niemand wusste etwas. Wir liefen etwa fünf Kilometer. Mein Bruder humpelte und weinte. Wie sollten wir mit ihm weiterlaufen? Wir kehrten um. Zu Hause erwartete uns Vater. Die Männer, die am Morgen ins Wehrkomitee gegangen waren, sassen alle wieder zu Hause, die Deutschen hatten bereits unsere Kreisstadt besetzt. Die Stadt Sluzk.

Die ersten Bomben flogen – ich stand da und schaute zu, wie sie auf die Erde fielen. Irgendjemand hatte mir gesagt, dass man den Mund aufmachen muss, damit man nicht taub wird. Du machst also den Mund auf und hältst dir die Ohren zu, aber du hörst sie trotzdem. Sie heulen. Das ist so schaurig, dass sich die Haut spannt, am ganzen Körper, nicht nur im Gesicht. Bei uns im Hof hing ein Eimer. Als alles wieder ruhig war, nahmen wir ihn ab. Wir zählten achtundfünfzig Einschusslöcher. Der Eimer war weiss, von oben dachten sie wohl, da steht jemand mit

einem weissen Kopftuch, und darauf schossen sie ... Nur so zum Spass...

Die ersten Deutschen kamen mit grossen Autos ins Dorf, die mit Birkenzweigen bekränzt waren. So schmückte man bei uns die Autos, wenn eine Hochzeit gefeiert wurde. Mit lauter Birkenzweigen. Wir beobachteten sie durch den Zaun, wir hatten damals keine Holzzäune, sondern Flechtzäune. Aus Weidengerten. Wir schauten sie uns an. Sie sahen eigentlich aus wie ganz normale Menschen. Ich wollte unbedingt ihre Köpfe sehen. Irgendwie stellte ich mir vor, sie hätten keine menschlichen Köpfe. Es gingen bereits Gerüchte um, dass sie Menschen töteten. Erschossen. Nun fuhren sie hier herum, lachten. Fröhlich, braungebrannt.

Morgens machten sie im Schulhof Frühsport. Übergossen sich mit kaltem Wasser.

Sie krepelten sich die Ärmel auf, stiegen auf Motorräder und fuhren los. Fröhlich, braungebrannt...

Einige Tage lang wurde hinter der Molkerei eine grosse Grube ausgehoben, und von dort vernahm man dann jeden Morgen um fünf, sechs Uhr Schüsse. Wenn es losging, hörten selbst die Hähne auf zu krähen und verkrochen sich. Eines Tages fuhren Vater und ich gegen Abend mit dem Pferdegespann dort vorbei; er liess das Pferd nicht weit von der Grube halten. «Ich gehe», sagte er, «mal nachsehen.» Dort war auch seine Cousine erschossen worden. Er lief los und ich hinterher.

Plötzlich dreht sich Vater um, stellt sich vor die Grube. «Nicht weitergehen. Weiter darfst du nicht.» Ich sah nur, als ich den Bach überquerte, dass das Wasser darin ganz rot war. Und wie die Krähen aufflogen. Es waren so viele, dass ich aufschrie. Vater konnte anschliessend mehrere Tage nichts essen. Wenn er eine Krähe sah, rannte er in die Hütte, zitterte am ganzen Leib. Wie im Fieber.

In Sluzk wurden im Park zwei Partisanenfamilien aufgehängt. Es herrschte strenger Frost, die Erhängten waren so steifgefroren, dass es klirrte, wenn sie im Wind schwangen. Sie klirrten wie erfrorene Bäume im Wald. Dieses Klirren ...

Als wir befreit wurden, ging Vater an die Front. Zusammen mit der Armee. Als er schon weg war, bekam ich mein erstes Kleid im Krieg genäht. Mama nähte es aus Fusslappen, die waren weiss, und sie färbte sie mit Tinte. Für einen Ärmel reichte die Tinte nicht mehr. Aber ich wollte meinen Freundinnen so gern mein neues Kleid zeigen. Ich stellte mich seitlich in die Tür, so dass der gute Ärmel zu sehen war und der schlechte drinnen blieb. Ich fand mich so hübsch, so schön!

In der Schule sass vor mir ein Mädchen, Anja. Ihr Vater und ihre Mutter waren tot, sie lebte bei ihrer Grossmutter. Sie waren Flüchtlinge aus der Gegend um Smolensk. Die Schule kaufte ihr einen Mantel, Filzstiefel und glänzende Galoschen. Die Lehrerin brachte die Sachen und legte sie vor sie auf die Bank. Wir sassen ganz still da, denn keiner von uns besass solche Filzstiefel oder so einen Mantel. Wir beneideten sie. Einer der Jungen stiess Anja an und sagte: «Hast du ein Glück!» Sie sank auf die Bank und fing an zu weinen. Sie schluchzte die ganzen vier Unterrichtsstunden hindurch.

Als Vater von der Front heimkehrte, kamen alle unseren Papa anschauen. Und uns, weil unser Papa zurückgekommen war.

Als Erste kam dieses Mädchen ...

«Ich bin deine Mama ...»

*Tamara Pachimowitsch, 7 Jahre
Heute Sekretärin*

Ich habe den ganzen Krieg hindurch an Mama gedacht. Ich habe meine Mama in den ersten Tagen verloren ...

Wir schliefen, da wurde unser Pionierlager bombardiert. Wir sprangen aus den Zelten, rannten herum und schrien: «Mama! Mama!» Die Erzieherin packte mich bei den Schultern und schüttelte mich, damit ich mich beruhigte, aber ich schrie weiter: «Mama! Wo ist meine Mama?» Bis sie mich an sich drückte und sagte: «Ich bin deine Mama.»

An meinem Bett hingen mein Rock, eine weisse Bluse und mein rotes Halstuch. Das zog ich an, und wir machten uns zu Fuss auf den Weg nach Minsk. Unterwegs trafen viele Kinder ihre Eltern, aber meine Mama war nicht dabei. Plötzlich hiess es: «Die Deutschen sind in der Stadt...» Wir kehrten um. Jemand sagte, er habe meine Mutter tot gesehen.

Dann habe ich eine Erinnerungslücke ...

Wie wir in Pensa ankamen – ich erinnere mich nicht; wie ich ins Kinderheim gebracht wurde – ich erinnere mich nicht ... Leere Seiten im Gedächtnis ... Ich erinnere mich nur, dass wir viele waren und zu zweit in einem Bett schliefen. Wenn eine anfing zu weinen, weinte die andere auch: «Mama! Wo ist meine Mama?» Ich war noch klein, eine Pflegerin wollte mich adoptieren. Aber ich dachte an Mama ...

Eines Tages komme ich aus dem Speisesaal, und alle Kinder schreien: «Deine Mama ist da!» In meinen Ohren dröhnt es: «Deine Ma-a-ama ... Deine Ma-a-ama ...» Ich träumte jede Nacht von Mama. Von meiner richtigen Mama. Und plötzlich war sie wirklich da, aber mir kam es vor wie ein Traum. Ich sehe: Mama! Und kann es nicht glauben. Ein paar Tage lang redeten alle auf mich ein, doch ich hatte Angst, zu Mama

zu gehen. Vielleicht war es ja nur ein Traum? Ein Traum! Mama weint, und ich schreie: «Komm nicht näher! Meine Mama ist tot.» Ich hatte Angst. Ich hatte Angst, an mein Glück zu glauben.

Noch heute ... In glücklichen Momenten muss ich immer weinen. Breche in Tränen aus. Mein Leben lang ... Mein Mann ... Wir leben seit vielen Jahren glücklich zusammen. Als er mir einen Heiratsantrag machte: «Ich liebe dich. Lass uns heiraten», brach ich in Tränen aus. Er war erschrocken: «Habe ich dich gekränkt?» – «Nein! Nein! Ich bin glücklich!» Aber ich kann nicht restlos glücklich sein. Ganz und gar glücklich. Glück gelingt mir nicht. Ich habe Angst vor dem Glück. Ich fürchte immer, dass es gleich wieder vorbei ist. Diese kindliche Angst...

«Dürfen wir den Topf auslecken?»

*Vera Taschkina, 10 Jahre
Heute Hilfsarbeiterin*

Vor dem Krieg habe ich viel geweint...

Vater starb. Mama hatte sieben Kinder zu versorgen. Wir waren arm. Unser Leben war schwer. Aber später, im Krieg, erschien es uns als das Glück, dieses Leben im Frieden.

Die Erwachsenen weinten – es ist Krieg, doch wir waren nicht erschrocken. Wir spielten oft Krieg, das Wort war uns vertraut. Ich wunderte mich, dass Mama die ganze Nacht heulte. Mit roten Augen rum-lief. Erst später begriff ich ...

Wir assen Wasser. Wenn die Mittagszeit heran war, stellte Mama einen Topf heisses Wasser auf den Tisch. Das verteilten wir in Schüs-seln. Abend. Abendbrot. Auf dem Tisch ein Topf heisses Wasser. Farb-loses heisses Wasser, im Winter gibt es nicht mal was, womit man es färben könnte. Nicht einmal Gras.

Mein Bruder ass vor Hunger eine Ecke vom Ofen. Jeden Tag nagte er daran, und als wir es bemerkten, hatte der Ofen schon eine Delle. Mama nahm die letzten Sachen, fuhr auf den Markt und tauschte dafür Kartoffeln ein und Mais. Dann kochte sie Maisbrei, teilte ihn auf, und wir schauten auf den Topf, baten: «Dürfen wir den Topf auslecken?» Wir leckten der Reihe nach. Nach unsleckte noch die Katze, die hatte auch Hunger. Ich weiss nicht, was sie da noch fand. Wir hatten kein Tröpfchen dringelassen. Es roch nicht einmal mehr nach Essen. Auch der Geruch war ausgeleckt.

Wir warteten die ganze Zeit auf die Unseren ...

Als unsere Flugzeuge Bomben warfen, lief ich mich nicht verstecken, ich rannte hin, unsere Bomben anschauen. Ich fand einen Splitter.

«Wo treibst du dich bloss rum?», empfing mich meine erschrockene Mutter. «Was versteckst du da?»

«Ich verstecke gar nichts. Ich habe einen Splitter mitgebracht.»

«Wenn du getötet wirst, dann wirst du schon sehen.»

«Nicht doch, Mama! Das ist doch ein Splitter von unserer Bombe.

Wie hätte der mich töten sollen?»

Ich bewahrte ihn noch lange auf...

«... noch ein halbes Löffelchen Zucker...»

*Emma Lewina, 13 Jahre
Heute in einer Druckerei tätig*

An jenem Tag war es noch genau einen Monat bis zu meinem vierzehnten Geburtstag...

«Nein! Wir fahren nirgendwohin, nein. So ein Quatsch – Krieg! Wenn wir aus der Stadt raus sind, ist er schon vorbei. Wir fahren nicht! Wir fahren nicht!» Das sagte mein Vater, Parteimitglied seit 1905. Er hat in der Zarenzeit mehrfach im Gefängnis gesessen und an der Oktoberrevolution teilgenommen.

Aber dann mussten wir doch weg. Wir gossen noch einmal ordentlich die Blumen auf den Fensterbrettern, wir hatten viele Blumen, und schlossen Türen und Fenster bis auf das Lüftungsfensterchen, damit die Katze rein und raus konnte. Wir nahmen nur das Notwendigste mit. Papa hatte uns überzeugt: In ein paar Tagen sind wir zurück. Doch Minsk brannte ...

Nur meine mittlere Schwester kam nicht mit, sie war drei Jahre älter als ich. Wir wussten lange nichts von ihr. Machten uns Sorgen. Das war schon während der Evakuierung. In der Ukraine. Dann erhielten wir einen Brief von ihr – von der Front, dann noch einen und noch einen. Später einen Dankesbrief von den Kommandeuren des Truppenteils, wo sie als Sanitätsinstrukteurin diente. Wem hat Mama diesen Brief nicht alles gezeigt! Sie war stolz. Der Kolchosvorsitzende gab uns zu Ehren dieses Ereignisses ein Kilo Futtermehl. Mama bewirtete alle mit leckeren Fladen.

Wir verrichteten die verschiedensten landwirtschaftlichen Arbeiten, obwohl wir im Grunde richtige Städter waren. Aber wir machten unsere Arbeit gut. Meine älteste Schwester, die vor dem Krieg Richterin gewesen war, wurde Traktoristin. Doch dann begannen die Bombenangriffe auf Charkow, und wir zogen weiter.

Erst unterwegs erfuhren wir, dass man uns nach Kasachstan brachte.

In unserem Waggon sassen etwa zehn Familien, eine hatte eine schwangere Tochter bei sich. Der Zug wurde bombardiert, Flugzeuge griffen an, niemand schaffte es, rechtzeitig aus dem Waggon zu springen. Da hörten wir einen Schrei: Der Schwangeren war ein Bein abgerissen worden. Dieses Entsetzen habe ich noch heute in Erinnerung. Die Geburt setzte ein. Ihr eigener Vater war ihr Geburtshelfer. Und das alles vor aller Augen. Krachen ... Blut, Schmutz ... Ein Kind wird geboren ...

Wir verliessen Charkow im Sommer, unsere Endstation erreichten wir im Winter. Wir landeten in der kasachischen Steppe. Wir konnten uns lange nicht daran gewöhnen, dass wir nicht beschossen, nicht bombardiert wurden. Und noch einen Feind hatten wir: die Läuse! Riesige, mittelgrosse, kleine. Schwarze. Graue. Ganz verschiedene. Aber alle gleich erbarmungslos, sie liessen uns weder am Tag noch in der Nacht in Ruhe. Nein, das stimmt nicht! Wenn der Zug fuhr, bissen sie weniger schlimm. Da verhielten sie sich mehr oder weniger friedlich. Aber sobald wir in ein Haus kamen, mein Gott, da führten sie sich auf, als wollten sie sich für die lange Fahrt rächen. Mein Rücken und meine Arme waren vollkommen zerbissen und wund. Wenn ich die Jacke auszog, war es etwas besser, aber ich hatte nichts weiter anzuziehen. Die Jacke musste ich dann trotzdem verbrennen, sie war völlig verlaust, und ich hüllte mich in Zeitungspapier, so lief ich rum, in Zeitungspapier gekleidet. Ich hatte eine Jacke aus Zeitungspapier. Das Wasser, mit dem unsere Quartiermutter uns wusch, war so heiss, dass sich mir heute davon die Haut pellen würde. Aber damals ... Das war ein solches Glück – warmes Wasser. Heisses!

Unsere Mutter war eine phantastische Hausfrau und eine wunderbare Köchin. Nur sie wusste Ziesel so zuzubereiten, dass man sie essen konnte, obwohl ihr Fleisch als ungeniessbar gilt. Da liegt so ein Ziesel auf dem Tisch ... Er stinkt eine Werst gegen den Wind, ein unglaublich widerlicher Geruch. Aber anderes Fleisch hatten wir nicht, wir hatten nichts. Also assen wir diese Ziesel...

Neben uns wohnte eine sehr nette, liebe Frau. Sie sah unser Leiden

und sagte zu Mama: «Ihre Tochter kann mir im Haushalt helfen.» Ich war wirklich sehr mickrig. Sie ging aufs Feld und liess mich bei dem Enkel, zeigte mir, wo was liegt – ich sollte ihn füttern und auch selbst essen. Ich gehe zum Tisch, sehe das Essen und traue mich nicht, es anzurühren. Ich fürchtete, wenn ich etwas davon nehme, dann verschwindet alles, das ist nur ein Traum. Keine Krume wagte ich anzurühren, geschweige denn zu essen – damit das alles bloss nicht gleich wieder verschwand. Ich wollte es lieber ansehen, ganz lange ansehen. Mal von der Seite, mal von hinten. Ich wagte nicht, die Augen zu schliessen. So ass ich den ganzen Tag nichts. Die Frau besass eine Kuh, Schafe und Hühner. Sie hatte mir Butter dagelassen, Eier ...

Am Abend kam sie nach Hause und fragte: «Hast du gegessen?» Ich darauf: «Ja, hab ich.»

«Na, dann geh nach Hause. Und das nimm deiner Mama mit.» Sie gab mir ein Stück Brot. «Und komm morgen wieder.»

Kaum war ich zu Hause, erschien die Frau bei uns. Ich erschrak: War etwas verschwunden? Doch sie küsste mich und weinte.

«Warum hast denn nichts gegessen, du kleines Dummchen? Warum liegt denn noch alles da?» Und sie streichelte mir den Kopf, immer wieder.

Die Winter in Kasachstan sind hart. Es gibt nichts zum Heizen. Die einzige Rettung war der Kuhmist. Du stehst ganz früh am Morgen auf, wartest, bis die Kühe rausgetrieben werden, und hältst einen Eimer drunter. Du rennst von Kuh zu Kuh. Aber ich war ja nicht die Einzige, wir waren alle Evakuierte. Wenn der Eimer voll ist, kippst du ihn vor deinem Haus aus und rennst schnell zurück. Dann wurde das Ganze mit Stroh vermischt und getrocknet, daraus wurden dann so schwarze Fladen. Kisjaks. Damit haben wir geheizt.

Papa starb. Sein Herz schaffte es nicht mehr, bestimmt weil er solches Mitleid mit uns hatte. Er hatte schon lange ein krankes Herz gehabt

Ich ging an die Handwerksschule. Ich bekam eine Uniform: Mantel, Schuhe – und eine Brotkarte. Früher hatte ich immer kurze Haare ge-

habt, aber nun waren sie gewachsen, ich flocht mir Zöpfe. Ich erhielt einen Komsomolalausweis. Wurde für die Zeitung fotografiert. Ich trug den Ausweis in der Hand, steckte ihn nicht in die Tasche. So eine Kostbarkeit... Ich hatte Angst, in der Tasche könnte ich ihn verlieren. Mein Herz hämmerte: bum-bum-bum. Wenn Papa mich jetzt so sehen könnte – er wäre glücklich!

Heute denke ich: Was für eine schlimme Zeit, aber was für grossartige Menschen waren das. Ich staune, wie wir damals waren. Wie wir glaubten! Das will ich nicht vergessen ... Ich glaube schon lange nicht mehr an Stalin, an die kommunistischen Ideen. Diesen Teil meines Lebens würde ich gern vergessen, aber diese Gefühle bewahre ich in meinem Herzen. Dieses Erhabene. Meine Gefühle will ich nicht vergessen. Sie sind wertvoll...

Zu Hause hatte Mama an jenem Abend richtigen Tee gekocht, mit echtem Teesud. Schliesslich war das ein Feiertag! Und ich als Geburtstagskind bekam eine Extraportion: noch ein halbes Löffelchen Zucker...

«Nicht brennen, liebes Haus! Nicht brennen, liebes Haus!»

Nina Ratschitskaja, 7 Jahre

Heute Arbeiterin

Manchmal erinnere ich mich sehr deutlich ... Da ist alles wieder da ...

Als die Deutschen auf Motorrädern kamen ... Jeder hatte einen Eimer bei sich, sie klapperten mit diesen Eimern. Und wir versteckten uns. Ich hatte noch zwei kleine Brüder, vier und zwei Jahre alt. Wir versteckten uns alle drei unterm Bett und blieben den ganzen Tag dort sitzen.

Ich staunte sehr, dass der junge faschistische Offizier, der dann bei uns wohnte, eine Brille trug. Ich hatte gedacht, eine Brille würden nur Lehrer tragen. Er wohnte mit seinem Burschen in der einen Hälfte des Hauses, wir in der anderen. Mein Bruder, der Kleinste, war erkältet und hatte einen schlimmen Husten. Er hatte hohes Fieber, er glühte richtig und weinte nachts. Am Morgen kam der Offizier in unsere Hälfte und sagte zu Mama, wenn die Kinder weinen und ihn nachts nicht schlafen lassen, dann macht er piff-paff – er zeigte auf seine Pistole. Wenn der Kleine in der Nacht wieder hustete oder weinte, wickelte Mama ihn in eine Decke, rannte mit ihm hinaus und wiegte ihn so lange, bis er einschlief oder sich beruhigte. Piff-paff...

Sie hatten uns alles weggenommen, wir hungerten. In die Küche durften wir nicht, dort kochten sie nur für sich. Mein kleiner Bruder, der roch das Essen und krabbelte los, dem Geruch nach. Sie kochten jeden Tag Erbsensuppe, und die riecht man deutlich. Nach fünf Minuten hörten wir den Kleinen schreien, ein schreckliches Kreischen. Sie hatten ihn in der Küche mit heissem Wasser übergossen, weil er um Essen gebettelt hatte. Er hatte solchen Hunger, dass er zu Mama sagte: «Komm, wir kochen meine Ente.» Die Ente war sein Lieblingsspielzeug, die durfte früher niemand anfassen. Er nahm sie mit ins Bett.

Unsere Kindergespräche ...

Wir sassen da und überlegten: Wenn wir eine Maus fangen (davon gab es im Krieg viele, im Haus und auf dem Feld), ob man die essen kann? Kann man Meisen essen? Oder Elstern? Warum kocht Mama keine Suppe aus fetten Käfern?

Wir liessen die Kartoffeln nicht auswachsen, wir gruben mit den Händen in der Erde und sahen nach: Sind sie gross oder klein? Und warum wächst alles so langsam – der Mais, die Sonnenblumen ...

Am letzten Tag ... Bevor die Deutschen abzogen, zündeten sie unser Haus an. Mama stand da, starrte ins Feuer und weinte keine einzige Träne. Und wir drei liefen herum und riefen: «Nicht brennen, liebes Haus! Nicht brennen, liebes Haus!» Wir hatten es nicht mehr geschafft, etwas aus dem Haus zu tragen, ich habe mir nur meine Fibel geschnappt. Den ganzen Krieg hindurch hatte ich sie bewahrt und gehütet. Ich nahm sie mit ins Bett, sie lag immer unter meinem Kopfkissen. Ich wollte so gern lernen. Als wir dann vierundvierzig in die erste Klasse kamen, war meine Fibel die einzige für dreizehn Kinder. Für die ganze Klasse.

In Erinnerung geblieben ist mir auch das erste Nachkriegskonzert in der Schule. Wie wir gesungen haben und getanzt. Mir taten die Hände weh, so sehr habe ich geklatscht. Ich war fröhlich, bis ein Junge auf die Bühne kam und ein Gedicht vortrug. Er sprach laut, und das Gedicht war lang, aber ich hörte nur ein Wort: «Krieg». Ich schaute mich um: Alle sassen ruhig da. Doch ich hatte Angst – der Krieg war gerade vorbei, und nun schon wieder Krieg? Ich konnte das Wort nicht hören. Ich sprang auf und rannte nach Hause. Ich komme reingerannt, Mama steht in der Küche und kocht – also ist kein Krieg. Da rannte ich zurück in die Schule. Zum Konzert. Klatschte wieder Beifall.

Unser Papa ist nicht aus dem Krieg heimgekehrt, Mama erhielt ein Papier, er sei vermisst. Als Mama zur Arbeit gegangen war, sassen wir drei zusammen und weinten, weil wir keinen Papa mehr hatten. Wir stellten das ganze Haus auf den Kopf, suchten das Papier, wo das mit Papa draufstand. Wir dachten: Da steht ja nicht, dass Papa tot ist, da

steht: Papa ist vermisst. Wir zerreißen das Papier einfach, und dann kommt eine Nachricht, wo unser Papa ist. Aber wir fanden das Papier nicht. Als Mama von der Arbeit kam, war sie fassungslos über die Unordnung im Haus. Sie fragte mich: «Was habt ihr hier gemacht?» Mein kleiner Bruder antwortete: «Papa gesucht ...»

Vor dem Krieg mochte ich es gern, wenn Papa Märchen erzählte; er kannte viele Märchen und konnte sie gut erzählen. Nach dem Krieg mochte ich keine Märchen mehr lesen ...

«Sie hatte einen weissen Kittel an, wie Mama...»

Sascha Sujetin, 4 Jahre

Heute Schlosser

Ich erinnere mich nur an meine Mama ...

Das erste Bild ...

Mama trägt immer einen weissen Kittel. Papa war Offizier, und Mama arbeitete im Hospital. Das hat mir mein älterer Bruder später erzählt. Ich erinnere mich nur an Mamas weissen Kittel. Nicht einmal an ihr Gesicht, nur an den weissen Kittel. Und an das weisse Häubchen, das stand immer auf dem kleinen Tisch, ja, es stand, so steif war es von der Stärke.

Das zweite Bild ...

Mama ist nicht nach Hause gekommen. Daran, dass Papa oft wegblieb, war ich gewöhnt, aber Mama kam eigentlich immer nach Hause. Mein Bruder und ich sitzen ein paar Tage in der Wohnung, gehen nicht weg: Wenn nun Mama kommt? Fremde Leute klopfen, ziehen uns an, nehmen uns mit. Ich weine.

«Mama! Wo ist meine Mama?»

«Weine nicht, Mama wird uns schon finden», tröstet mich mein Bruder, er ist drei Jahre älter als ich.

Wir landen in einem langen Gebäude oder Schuppen, auf Pritschen. Ich habe die ganze Zeit Hunger, ich lutsche an meinen Hemdknöpfen, sie sehen aus wie die Bonbons, die Papa von seinen Dienstreisen immer mitbrachte. Ich warte auf Mama.

Das dritte Bild ...

Ein Mann stösst meinen Bruder und mich in die Ecke der Pritsche, deckt eine Decke über uns, wirft Lumpen darüber. Ich fange an zu weinen, er streichelt mir den Kopf. Ich beruhige mich.

Das wiederholt sich Tag für Tag. Aber einmal habe ich es satt, unter der Decke zu sitzen. Ich fange an zu weinen, erst leise, dann laut. Jemand wirft die Lumpen von mir und meinem Bruder herunter, reisst

die Decke hoch. Ich öffne die Augen – vor uns steht eine Frau im weissen Kittel.

«Mama!» Ich stürze auf sie zu.

Auch sie streichelt mich. Erst meinen Kopf, dann meinen Arm. Dann nimmt sie etwas aus einer Metallschachtel. Aber ich achte nicht darauf, ich sehe nur den weissen Kittel und das weisse Häubchen.

Plötzlich – ein heftiger Schmerz im Arm. Eine Nadel unter meiner Haut. Ich schreie und verliere das Bewusstsein. Als ich zu mir komme, sitzt bei mir der Mann, der uns versteckt hat. Neben mir liegt mein Bruder.

«Keine Angst», sagt der Mann. «Er ist nicht tot, er schläft.»

«War das nicht Mama?»

«Nein...»

«Sie hatte einen weissen Kittel an, wie Mama», sage ich immer wieder.

«Ich hab ein Spielzeug für dich gemacht.» Der Mann gibt mir einen kleinen Stoffball.

Ich nehme das Spielzeug und höre auf zu weinen.

Weiter erinnere ich mich an nichts: Wer hat uns gerettet im deutschen Konzentrationslager, wie? Den Kindern wurde dort Blut abgenommen für deutsche Soldaten, die Kinder starben.

Wie kamen mein Bruder und ich ins Kinderheim, wie erreichte uns gegen Kriegsende die Nachricht, dass unsere Eltern gefallen waren? Irgendetwas ist mit meinem Gedächtnis passiert. Ich erinnere mich an keine Gesichter, an keine Worte ...

Der Krieg war zu Ende. Ich kam in die erste Klasse. Andere brauchten ein Gedicht nur zwei-, dreimal zu lesen und konnten es auswendig. Ich las es zehnmals und konnte es mir nicht merken. Aber die Lehrer gaben mir trotzdem keine schlechten Zensuren. Anderen ja, aber mir nicht.

Das ist meine Geschichte ...

«Tante, nehmen Sie mich auf den Schoss ...»

*Marina Karjanowa, 4 Jahre
Heute Regieassistentin beim Film*

Ich erinnere mich nicht gern. Gar nicht gern ... Nein, ich erinnere mich nicht gern ...

Auf die Frage: Was ist Kindheit?, würde wohl jeder etwas anderes antworten. Für mich bedeutet Kindheit – Mama und Papa und Konfekt. Meine ganze Kindheit lang sehnte ich mich nach Mama und Papa und nach Konfekt. Im Krieg habe ich kein einziges Stück Konfekt zu sehen bekommen, geschweige denn zu kosten. Das erste Stück Konfekt habe ich ein paar Jahre nach dem Krieg gegessen, etwa drei Jahre danach. Da war ich schon ein grosses Mädchen. Zehn Jahre alt.

Ich habe nie verstanden, wie jemand kein Schokoladenkonfekt mögen kann ... Wie das? Unvorstellbar!

Doch meine Mama und meinen Papa habe ich nicht wiedergefunden. Ich weiss nicht einmal meinen richtigen Familiennamen. Ich wurde in Moskau auf dem Sewerny-Bahnhof aufgelesen.

«Wie heisst du?», fragten sie mich im Kinderheim.

«Marinotschka.»

«Und dein Familienname?»

«Den weiss ich nicht mehr ...»

Sie schrieben: Marina Sewernaja.

Ich hatte die ganze Zeit Hunger. Aber noch mehr wünschte ich mir, dass mich jemand umarmte, zärtlich zu mir war. Doch es gab wenig Zärtlichkeit, ringsum war Krieg, alle hatten Kummer. Ich gehe die Strasse entlang ... Vor mir geht eine Mama mit ihren Kindern. Sie nimmt eins auf den Arm, trägt es ein Stück, setzt es ab und nimmt das andere hoch. Dann setzten sie sich auf eine Bank, und sie hob den Kleinen auf den Schoss. Ich blieb stehen. Schaute sie an. Ich ging zu ihnen. «Tante, nehmen Sie mich auf den Schoss ...» Sie war erstaunt.

Ich bat noch einmal: «Bitte, Tante, bitte ...»

«... und wiegte sie wie eine Puppe ... »

Dima Sufrankow, 5 Jahre

Heute Ingenieur

Vorher hatte ich nur vor Mäusen Angst. Aber nun kamen auf einmal so viele Ängste. Tausend Ängste ...

Das Wort «Krieg» löste in meinem kindlichen Bewusstsein kein derartiges Entsetzen aus wie das Wort «Flugzeuge». «Flugzeuge!», und Mama riss uns vom Ofen. Doch wir hatten Angst, vom Ofen herunterzukommen, Angst, aus der Hütte zu gehen – während sie einen von uns herunterholte, kletterte der Nächste wieder auf den Ofen. Wir fünf. Und unsere Lieblingskatze.

Die kleinen Brüder band Mama mit Küchentüchern an sich fest, wir Grossen liefen allein. Wenn man klein ist, lebt man in einer anderen Welt. Man schaut nicht weit nach oben, man lebt nah an der Erde. Flugzeuge sind viel schrecklicher, Bomben sind viel schrecklicher ... Ich weiss noch, wie ich die Käfer beneidet habe: Sie waren so klein, sie konnten sich immer irgendwo verstecken, in die Erde kriechen ... Ich stellte mir vor, wenn ich sterbe, werde ich ein Tier und laufe in den Wald.

Flugzeuge schossen auf uns ...

Meine Cousine, sie war zehn, trug ihren fünfjährigen Bruder. Sie lief und lief, hatte keine Kraft mehr und fiel hin. Die ganze Nacht lagen sie im Schnee, er erfror, doch sie überlebte. Die Grube für ihn war schon ausgehoben, aber sie wollte ihn nicht hineinlegen lassen: «Nicht sterben, Mischenka! Warum stirbst du?»

Wir flohen vor den Deutschen in den Sumpf. Wir bauten uns Hütten, darin lebten wir. Was heisst Hütten: nackte Baumstämme und oben ein Loch. Für den Rauch. Und unten Erde. Sumpf. Sommers wie winters lebten wir da. Schiefen auf Kiefernzweigen. Einmal ging ich mit Mama aus dem Wald zurück ins Dorf, wir wollten etwas aus unserem Haus holen. Dort waren Deutsche. Sie trieben alle, die sie fanden, in die

Schule. Liessen uns niederknien und richteten Maschinengewehre auf uns. Wir Kinder waren genauso gross wie die Maschinengewehre.

Da hörten wir: Im Wald wird geschossen. Die Deutschen: «Partisanen! Partisanen!», und ab in ihre Autos. Sie fuhren schnell weg. Und wir – zurück in den Wald.

Nach dem Krieg hatte ich Angst vor Eisen. Wenn ich einen Splitter liegen sah, hatte ich Angst, er könnte noch einmal explodieren. Die Nachbarstochter, drei Jahre und zwei Monate alt... Ich erinnere mich, wie ihre Mutter am Sarg immerzu sagte: «Drei Jahre und zwei Monate ... Drei Jahre und zwei Monate ...» Sie hatte eine «Zitrone» gefunden, eine Granate. Und wiegte sie wie eine Puppe. Wickelte sie in Lumpen ein und wiegte sie. Die Granate war so klein wie ein Spielzeug, nur schwer. Die Mutter rannte los, schaffte es aber nicht mehr...

Nach dem Krieg wurden in unserem Dorf Staryje Golowtschizy im Kreis Petrikow noch zwei Jahre lang Kinder begraben. Das Kriegseisen lag überall rum ... Zerschossene Panzer, Panzerfahrzeuge. Splitter von Minen, von Bomben .. Und wir hatten ja kein Spielzeug. Dann wurde das alles aufgesammelt und weggebracht, in Betriebe. Mama erklärte mir, aus diesem Eisen würden Traktoren gemacht. Wenn ich einen neuen Traktor sah, ging ich nicht näher ran, aus Angst, er könnte explodieren. Und schwarz werden wie ein Panzer...

Ich wusste ja, aus was für Eisen er gemacht war ...

«Sie hatten mir schon eine Fibel gekauft...»

Lilja Melnikowa, 7 Jahre

Heute Lehrerin

Ich sollte eingeschult werden ...

Sie hatten mir schon eine Fibel gekauft und einen Ranzen. Ich war die Älteste. Meine Schwester Raja war fünf, unsere Tomotschka drei. Wir lebten in Rossony, unser Vater war Direktor des Forstbetriebs gewesen, aber ein Jahr vor dem Krieg gestorben. Wir waren allein mit Mama.

An dem Tag, an dem uns der Krieg erreichte, waren wir alle drei im Kindergarten, auch die Kleinste. Sämtliche Kinder wurden abgeholt, nur wir waren noch da, und keiner kam uns abholen. Wir hatten Angst. Mama kam als Letzte angelaufen. Sie arbeitete im Forstbetrieb, sie hatten irgendwelche Papiere verbrannt und vergraben. Deshalb kam sie so spät.

Mama sagte, wir würden evakuiert, und wir bekamen einen Leiterwagen. Wir sollten nur das Nötigste mitnehmen. Ich erinnere mich, im Flur stand ein Korb, den stellten wir auf den Wagen, meine Schwester nahm ihre Puppe mit. Mama wollte die Puppe dalassen, sie war sehr gross, doch meine Schwester weinte. «Ich lasse sie nicht hier!» Kurz nach Rossony kippte unser Wagen um, der Korb ging auf, und Schuhe fielen heraus. So stellte sich heraus, dass wir nichts mitgenommen hatten: nichts zu essen, keine Kleidung zum Wechseln. Mama war so durcheinander gewesen, dass sie die Körbe verwechselt und den falschen gegriffen hatte, den mit den Schuhen, die zur Reparatur sollten.

Kaum hatten wir die Schuhe eingesammelt, kamen Flugzeuge und griffen uns an, warfen Bomben und feuerten aus ihren Bordgeschützen. Unsere Puppe war völlig durchlöchert, aber meine Schwester war vollkommen heil, hatte keine einzige Schramme. Sie weinte: «Ich lasse sie trotzdem nicht hier.»

Wir kehrten um und lebten nun unter den Deutschen. Mama verkaufte Papas Sachen, ich weiss noch, als Letztes tauschte sie einen Anzug gegen Erbsen. Vier Wochen lang assen wir Erbsensuppe. Dann war die Suppe alle. Wir besaßen eine grosse alte Wattedecke. Mama nähte Jacken daraus, wenn jemand sie darum bat, und bekam dafür, was jeder geben konnte. Mal hatten wir Brei, mal ein Ei für uns alle ... Aber oft hatten wir auch gar nichts. Dann umarmte und streichelte uns Mama nur...

Mama sagte uns nicht, dass sie den Partisanen half, aber ich ahnte es. Sie ging häufig fort und verriet nicht, wohin. Wenn sie etwas verkaufen oder tauschen ging, wussten wir das, aber manchmal ging sie eben einfach fort, und Schluss. Ich war stolz auf Mama und sagte zu meinen Schwestern: «Bald kommen die Unseren. Dann kommt Onkel Wanja (Papas Bruder).» Er war bei den Partisanen.

An jenem Tag füllte Mama Milch in eine Flasche, küsste uns und ging, die Tür schloss sie ab. Wir krochen alle drei unter den Tisch, die grosse Tischdecke hing bis tief hinunter, darunter war es warm, und wir spielten Mütter und Töchter. Auf einmal hörten wir Motorräder knatzen, dann ein schreckliches Klopfen an der Tür, und eine Männerstimme rief Mamas Namen. Entstellt, falsch ausgesprochen. Ich ahnte Böses. Unter dem Fenster der Gartenseite lehnte eine Leiter, die stiegen wir unbemerkt hinunter. Ganz rasch. Ich nahm eine Schwester an die Hand, die andere lud ich mir auf die Schulter, huckepack, und wir gelangten hinaus.

Draussen standen viele Leute. Auch Kinder. Diejenigen, die nach Mama gesucht hatten, kannten uns nicht und fanden uns nicht. Sie brachen die Tür auf, und ich sah Mama die Strasse entlangkommen, ganz klein und dünn. Auch die Deutschen hatten sie entdeckt, sie liefen hinauf auf den Hügel, packten Mama, drehten ihr die Arme auf den Rücken und schlugen sie. Wir rannten hin und schrien alle drei aus Leibeskräften: «Mama! Mama!» Sie stiessen sie in den Motorradbeiwagen, sie rief der Nachbarin noch zu: «Fenja, meine Liebe, kümmere dich um meine Kinder.» Nachbarn führten uns weg von der Strasse, aber jeder hatte Angst, uns zu sich zu nehmen: Wenn sie uns nun holen kamen? Wir

gingen zum Graben – weinen. Nach Hause konnten wir nicht, man hatte uns schon erzählt, im Nachbardorf hätten sie die Eltern abgeholt und die Kinder verbrannt, im Haus eingesperrt und verbrannt. Wir hatten Angst, in unser Haus zu gehen ... So ging das wohl drei Tage. Mal sassen wir im Hühnerstall, mal gingen wir zu unserem Garten. Wir hatten Hunger, rührten aber im Garten nichts an, denn Mama schimpfte immer, weil wir die Möhren zu früh rausrissen, wenn sie noch klein waren, und die Erbsen abpflückten. Wir nahmen nichts und sagten uns gegenseitig: Mama macht sich bestimmt Sorgen, dass wir ohne sie alles im Garten verwüsten. Natürlich denkt sie das. Sie weiss nicht, dass wir nichts anrühren. Dass wir auf sie hören. Die Erwachsenen schickten ihre Kinder zu uns, die brachten uns eine gekochte Kohlrübe, eine Kartoffel, eine rote Rübe ...

Dann nahm Tante Arina uns zu sich. Sie hatte nur noch einen Jungen, die beiden anderen Kinder hatte sie auf der Flucht verloren. Wir redeten die ganze Zeit von Mama, und Tante Arina ging mit uns zum Gefängniskommandanten, um eine Besuchserlaubnis bitten. Der Kommandant sagte, wir dürften nicht mit Mama sprechen, das Einzige, was er uns erlaubte: Wir durften an ihrem Fenster vorbeigehen.

Wir gingen an dem Fenster vorbei, und ich sah Mama ... Sie führten uns so schnell vorbei, dass nur ich Mama sehen konnte, die beiden Kleinen nicht. Mamas Gesicht war ganz rot, und ich begriff – sie wurde geschlagen. Sie entdeckte uns auch und rief: «Kinder! Meine Mädchen!» Dann schaute sie nicht mehr aus dem Fenster. Hinterher erfuhren wir, dass sie in Ohnmacht gefallen war.

Nach ein paar Tagen erfuhren wir: Mama war erschossen worden. Meine Schwester Raja und ich verstanden, dass wir nun keine Mama mehr hatten, aber Tomotschka, die Jüngste, sagte immer, wenn wir sie kränkten oder sie nicht tragen wollten: Wenn Mama wiederkommt, dann erzähle ich ihr alles. Wenn wir etwas zu essen bekamen, gab ich ihr immer das beste Stück. So hatte es Mama stets gemacht, erinnerte ich mich ...

Nachdem Mama erschossen worden war ... Am nächsten Tag, da kam ein Auto zu unserem Haus, und sie holten die Sachen ab. Die Nachbarn riefen uns: «Geht hin, bittet um eure Filzstiefel, eure warmen Mäntel. Bald kommt der Winter, und ihr lauft in Sommerkleidern rum.» Wir standen alle drei da, die kleine Tomotschka sass auf meinen Schultern, und ich sagte: «Onkel, geben Sie ihr die Filzstiefel.» Der Polizist hatte sie gerade in der Hand und trug sie fort. Er liess mich nicht einmal ausreden, versetzte mir einen Fusstritt, meine Schwester stürzte herunter und schlug mit dem Kopf auf einen Stein auf. Am nächsten Morgen entdeckten wir an der Stelle eine grosse Beule, und die wurde immer grösser. Tante Arina besass ein dickes Tuch, das wickelte sie ihr um den Kopf, aber die Beule war trotzdem noch zu sehen. In der Nacht umarmte ich meine Schwester, und ihr Kopf war riesengross. Ich bekam Angst, sie könnte sterben.

Die Partisanen erfuhren davon und holten uns zu sich. Alle in der Partisanenabteilung trösteten uns, so gut sie konnten, und liebten uns sehr. Wir vergassen sogar für eine Weile, dass wir keine Mama und keinen Papa mehr hatten. Aus einem zerrissenen Hemd machten sie Puppen – den Ärmel zusammengedreht, Augen und Nase aufgemalt – und schenkten sie uns. Sie lehrten uns lesen, über mich machten sie sogar ein Gedicht, darüber, wie ungerne ich mich mit kaltem Wasser wusch. Klar – im Wald! Im Winter wuschen wir uns mit Schnee.

Wenn Lilja in der Wanne sitzt,
schreit sie, weil das Wasser spritzt:
Hilfe, nicht, was soll denn das?
Huh, das Wasser ist so nass!

Als es gefährlich wurde, brachten sie uns wieder zu Tante Arina. Der Kommandeur – das war der legendäre Pjotr Mironowisch Mascherow – fragte: «Was braucht ihr? Was möchtet ihr gern haben?» Wir brauchten sehr viel, vor allem wollten wir Feldblusen. Sie nähten uns Kleider aus demselben Stoff wie Feldblusen. Grüne Kleider mit aufgenähten

Taschen. Sie machten uns Filzstiefel, nähten für uns alle drei Pelzmäntelchen, strickten uns Handschuhe. Ich weiss noch, sie brachten uns zu Tante Arina mit einem Fuhrwerk, darauf lagen lauter kleine Säcke mit Mehl, Graupen. Sogar Lederstücke, damit Tante Arina uns Schuhe machen lassen konnte.

Als bei Tante Arina eine Haussuchung stattfand, gab sie uns als ihre Kinder aus. Sie fragten lange, warum wir denn blond seien und ihr Sohn schwarzhaarig. Sie wussten wohl Bescheid ... Sie luden Tante Arina, ihren Sohn und uns auf einen LKW und brachten uns ins KZ Igrizy. Ich erinnere mich, das war im Winter, wir schliefen auf dem Boden, auf Brettern mit Stroh darauf, und wir lagen so: ich, dann die kleine Toma, neben ihr Raja, dann Tante Arina und ihr Sohn. Ich lag ganz aussen, die Leute neben mir wechselten häufig. Manchmal berührte ich nachts eine kalte Hand und wusste: Der Mensch ist tot. Am Morgen schaute ich nach – er lag da wie lebendig, nur kalt. Einmal bekam ich Angst... Ich sah, wie Ratten Lippen und Wangen eines Toten abnagten. Die Ratten waren fett und frech. Vor ihnen hatte ich am meisten Angst ... Die Geschwulst auf dem Kopf der Kleinen war bei den Partisanen verschwunden, nun kam sie wieder. Tante Arina verbarg sie immer, denn sie wusste: Wenn sie sehen, dass das Mädchen krank ist, erschiessen sie es. Sie hüllte den Kopf meiner Schwester in dicke Tücher. Nachts hörte ich sie beten: «Herr, wenn du schon ihre Mutter zu dir genommen hast, so beschütze wenigstens ihre Kinder.» Auch ich betete. Ich bat: Wenigstens die kleine Toma soll leben, sie ist noch so klein, sie darf noch nicht sterben.

Dann wurden wir aus dem KZ weggebracht, in Viehwaggons. Auf dem Boden lagen vertrocknete Kuhfladen. Ich erinnere mich, wir fuhren lange durch Lettland, und dort nahmen Einheimische uns zu sich. Als erste Tomotschka. Tante Arina trug sie auf den Armen zu einem alten Letten und kniete vor ihm nieder: «Retten Sie sie. Retten Sie sie.» Er sagte: «Wenn ich mit ihr bis zu meinem Haus komme, dann wird sie leben. Ich muss zwei Kilometer laufen. Über den Fluss, dann über den Friedhof ...» Wir kamen alle zu verschiedenen Leuten. Auch Tante Arina wurde von uns getrennt.

Dann hörten wir ... Es hiess: Sieg. Ich ging zu den Leuten, bei denen meine Schwester Raja lebte.

«Mama lebt nicht mehr ... Komm, wir holen unsere Toma. Und dann müssen wir Tante Arina suchen.»

Das sagten wir und gingen unsere Tante Arina suchen. Dass wir sie fanden, war ein Wunder. Das kam, weil sie so gut nähen konnte. Wir gingen in ein Haus, Wasser trinken, und wurden gefragt, wohin wir wollten. Wir antworteten, wir suchten unsere Tante Arina. Die Tochter der Hausfrau sagte sofort: «Kommt mit, ich zeige euch, wo sie wohnt.» Tante Arina erschrak, als sie uns sah. Dünn wie Stöcke. Es war Ende Juni, die schwerste Zeit: Die alte Ernte ist aufgeessen, die neue noch nicht reif. Wir assen Ähren, noch grün, rieben sie in der Hand und schluckten sie runter, nicht einmal zum Kauen liessen wir uns Zeit, so hungrig waren wir.

Nicht weit von dort, wo wir wohnten, lag die Stadt Kraslaw. Tante Arina sagte, dort müssten wir hin, ins Kinderheim. Sie war schon sehr krank und bat fremde Leute, uns hinzubringen. Wir kamen am frühen Morgen dort an, das Tor war noch zu; sie setzten uns unter die Fenster des Kinderheims und fuhren weg. Am Morgen ging die Sonne auf, aus dem Haus kamen Kinder gelaufen, alle in roten Schuhen und Höschen, ohne Hemd, mit Handtüchern in der Hand. Sie liefen zum Fluss, lachten. Wir sahen sie an und wollten nicht glauben, dass es so ein Leben gab. Die Kinder bemerkten uns, wir waren ganz zerlumpt und schmutzig, und riefen: «Da sind Neue gekommen!» Sie riefen die Erzieherinnen. Niemand fragte nach unseren Papieren. Sie brachten uns sofort ein Stück Brot und Konserven. Wir assen nicht, aus Angst, dieses Glück wäre gleich wieder vorbei. Sie beruhigten uns: «Bleibt erst mal hier sitzen, Mädchen, wir gehen die Banja heizen. Dann waschen wir euch und zeigen euch, wo ihr wohnen werdet.»

Am Abend kam die Direktorin, sah uns und sagte, wir müssten in die Minsker Sammelstelle gebracht werden, dort würden wir in ein Heim eingewiesen, ihres sei überbelegt. Als wir hörten, dass wir wieder irgendwohin fahren sollten, fingen wir an zu weinen und bettelten, sie

solle uns dabehalten. Die Direktorin bat: «Kinder, nicht weinen. Ich kann eure Tränen nicht mehr sehen», rief irgendwo an, und wir blieben in diesem Heim. Das war ein wunderbares, grossartiges Heim, solche Erzieherinnen wie dort gibt es heute wohl nirgends mehr. Mit einem solchen Herzen. Wie hatten sie es bewahren können über den Krieg hinweg?

Sie liebten uns sehr. Lehrten uns, wie wir miteinander umgehen sollten. Zum Beispiel Folgendes. Sie erzählten uns, wenn man jemandem etwas anbietet, dann nimmt man nicht ein Bonbon aus der Tüte, sondern hält dem anderen die ganze Tüte hin. Und der andere nimmt nur ein Bonbon, nicht die ganze Tüte. Ein Junge war nicht da, als sie uns das erklärten. Die Schwester eines Mädchens kommt zu Besuch und bringt eine Schachtel Konfekt mit. Das Mädchen aus dem Heim hält dem Jungen die Schachtel hin, und er nimmt die ganze Schachtel. Wir lachen. Er fragt verwirrt: «Was sollte ich denn tun?» Wir erklären, dass er nur ein Stück Konfekt nehmen sollte. Da versteht er. «Jetzt weiss ich – man muss immer teilen. Sonst geht es mir gut, aber euch allen schlecht.» Ja, wir lernten, uns so zu verhalten, dass es allen gut ging, nicht nur einem. Wir lernten leicht, wir hatten schon viel durchgemacht.

Die älteren Mädchen nähten für alle Ranzen, sogar aus alten Rökken. An Feiertagen rollte die Direktorin aus rohem Teig immer eine riesige Platte, so gross wie ein Laken. Davon schnitt sich jeder ein Stück ab und machte sich daraus Wareniki, jeder, wie er wollte: gross, klein, rund, dreieckig ...

Wenn wir viele waren, wenn wir alle zusammen waren, dachten wir selten an unsere Mamas und Papas. Aber in der Krankenstation, wenn wir krank waren und nichts zu tun hatten, dann sprachen wir nur über sie und darüber, wer wie ins Kinderheim gekommen war. Ein Junge erzählte mir, dass seine ganze Familie verbrannt sei, er selbst war gerade ins Nachbardorf geritten. Er sagte, um Mama tue es ihm sehr leid, um Papa tue es ihm auch sehr leid, aber am meisten tue es ihm leid um die kleine Nadenka. Die kleine Nadenka lag in weissen Windeln da, und sie haben sie verbrannt. Oder wir sassen im Kreis auf der Wiese und er-

zählten einander von zu Hause. Davon, wie wir vor dem Krieg gelebt hatten.

Eines Tages wurde ein kleines Mädchen ins Heim gebracht. Sie wurde gefragt: «Wie heisst du mit Nachnamen?»

«Maria Iwanowna.»

«Und dein Vorname?»

«Maria Iwanowna.»

«Wie hiess denn deine Mama?»

«Maria Iwanowna.»

Sie hörte nur auf «Maria Iwanowna». Wir hatten eine Lehrerin Maria Iwanowna, und dieses Mädchen hiess nun auch so.

Beim Neujahrsfest trug sie ein Gedicht von Marschak* vor: «Ein schönes Hühnchen hatte ich ...» Da hatte sie ihren Spitznamen weg: Hühnchen. Kinder sind Kinder, alle hatten es satt, sie immer mit Maria Iwanowna anzureden. Eines Tages ging ein Junge aus unserem Heim in die Handwerksschule, die die Patenschaft über uns hatte, sie gerieten in Streit, und er nannte den anderen Jungen Hühnchen. Der war beleidigt: «Warum sagst du Hühnchen zu mir? Sehe ich etwa aus wie ein Huhn?» Darauf sagte unser Junge: «Bei uns im Heim ist ein Mädchen, an das erinnerst du mich. Sie hat die gleiche Nase, die gleichen Augen, und wir nennen sie Hühnchen» – und er erklärte, warum.

Es stellte sich heraus, dass sie die Schwester des Jungen war. Als sie sich trafen, erinnerten sie sich, wie sie auf einem Fuhrwerk gefahren waren, wie Grossmutter ihnen in einer Konservenbüchse etwas warm gemacht hatte, wie Grossmutter bei einem Bombenangriff umgekommen war. Wie die alte Nachbarin, Grossmutter's Freundin, der Toten noch zugerufen hatte: «Maria Iwanowna, stehen Sie auf, Sie haben doch zwei Enkel ... Wie konnten Sie nur sterben, Maria Iwanowna? Warum sind Sie nur gestorben, Maria Iwanowna?» Das Mädchen erinnerte sich daran, war aber nicht sicher gewesen, ob das wirklich eine Erinnerung war, dass sie das wirklich erlebt hatte. Sie hatte nur die beiden Worte im Ohr behalten: Maria Iwanowna.

* Samuil Marschak – populärer Sowjet. Kinderbuchautor

Wir freuten uns alle sehr, dass sie ihren Bruder wiedergefunden hatte, denn wir alle hatten irgendjemanden, nur sie nicht. Ich zum Beispiel hatte zwei Schwestern, ein anderer einen Bruder oder Cousins und Cousinen. Und wer niemanden hatte, der suchte sich selbst Verwandte: Komm, du bist jetzt mein Bruder, oder du bist jetzt meine Schwester. Dann beschützten sie einander, kümmerten sich umeinander. In unserem Heim gab es elf Tamaras. Mit Familiennamen hiessen sie: Tamara Neiswestnaja, Tamara Nesnakomaja, Tamara Besymjannaja, Tamara Bolschaja und Tamara Maienkaja*...

Woran erinnere ich mich noch? Daran, dass wir im Heim selten ausgeschimpft wurden, eigentlich nie. Im Winter rodelten wir zusammen mit Kindern, die bei ihren Eltern lebten, und ich beobachtete, wie eine Mutter ihr Kind ausschimpfte, ihm sogar einen Klaps gab, weil es die Filzstiefel über die nackten Füsse gezogen hatte. Wenn wir so hinausliefen, schimpfte niemand mit uns. Ich zog mir die Filzstiefel extra so an, damit ich ausgeschimpft wurde. Ich wollte so gern ausgeschimpft werden.

Ich war gut in der Schule, und die Lehrerin sagte, ich solle einem Jungen beim Lernen helfen. Aus dem Dorf. Wir gingen alle in eine Schule, die Heimkinder und die Kinder aus dem Dorf. Ich musste zu ihm nach Hause gehen. Zu seiner Familie. Und ich hatte Angst. Ich dachte: Was sind dort wohl für Sachen, wie und wo stehen sie, wie muss ich mich dort verhalten? Ein Zuhause – das war für uns etwas Unerreichbares, der grösste Wunschtraum.

Ich klopfte an die Tür, und mir stockte das Herz ...

* Die Familiennamen sind die weiblichen Formen der Adjektive: unbekannt, namenlos, gross, klein.

«Noch keine Bräutigame und keine Soldaten ...»

Vera Nowikowa, 13 Jahre

Heute Disponentin in einem Strassenbahndepot

So viele Jahre sind vergangen ... Aber es ist immer noch schlimm

Ich erinnere mich: Ein sonniger Tag, der Wind treibt Spinnweben vor sich her. Unser Dorf brennt, unser Haus brennt. Wir sind aus dem Wald gekommen. Die kleinen Kinder rufen: «Lagerfeuer! Lagerfeuer! Schön!» Alle anderen weinen, Mama weint. Bekreuzigt sich.

Als das Haus abgebrannt war, wühlten wir in der Asche, fanden aber nichts. Nur verrusste Gabeln. Der Ofen stand noch da, wie er war, darin Essen – Reibekuchen. Kartoffelpuffer. Mama zog die Pfanne raus. «Esst, Kinder.» Die Puffer waren ungeniessbar, sie rochen nach Rauch, aber wir assen sie, denn wir hatten sonst nichts ausser Gras. Gras und Erde.

So viele Jahre sind vergangen ... Aber es ist noch immer schlimm ... Meine Cousine wurde aufgehängt. Ihr Mann war Kommandeur einer Partisanenabteilung, und sie war schwanger. Irgendwer hatte sie bei den Deutschen denunziert, und sie kamen. Trieben alle auf den Dorfplatz, befahlen, dass keiner weinen sollte. Vor dem Dorfsowjet stand ein hoher Baum, dort führten sie ein Pferd hin, das einen Schlitten zog. Darauf stand meine Cousine. Sie hatte einen langen Zopf. Sie warfen ihr eine Schlinge um den Hals, und sie zog den Zopf heraus. Dann ruckte der Pferdeschlitten an, sie trudelte. Die Frauen schrien ... Schrien ohne Tränen. Weinen war nicht erlaubt. Schreien ja, aber nicht weinen, kein Mitleid. Sie gingen hin und töteten jeden, der weinte. Jungen von sechzehn, siebzehn Jahren, die wurden erschossen. Weil sie weinten.

Sie waren noch so jung... Noch keine Bräutigame und keine Soldaten ...

Warum habe ich Ihnen das erzählt? Das ist für mich heute noch schlimmer als damals. Darum rede ich nie darüber ...

«Wenn wenigstens ein Sohn am Leben bliebe ...»

*Sascha Kawrus, 10 Jahre
Heute Doktor der Philologie*

Ich war in der Schule ...

Wir gingen zur Pause hinaus, spielten wie immer, da kamen deutsche Flugzeuge und warfen Bomben auf unser Dorf. Man hatte uns schon erzählt von den Kämpfen in Spanien und vom Schicksal der spanischen Kinder. Nun fielen Bomben auf uns. Alte Frauen sanken auf die Knie und beteten. Mein Leben lang werde ich die Stimme von Lewitan nicht vergessen, die den Ausbruch des Krieges bekanntgab. An Stalins Ansprache erinnere ich mich nicht. Die Leute standen tagelang vor den Lautsprechern und warteten auf irgendetwas. Ich stand neben meinem Vater.

Die Ersten, die in unser Dorf kamen, waren ein Strafrupp. Sie eröffneten das Feuer, schossen alle Hunde und Katzen ab, dann fragten sie, wo die Parteiaktivisten wohnten. In unserer Hütte war vor dem Krieg der Dorfsowjet gewesen, aber niemand zeigte meinen Vater an. Niemand verriet ihn. Ja ... Niemand verriet ihn. In der Nacht hatte ich einen Traum. Ich wurde erschossen, liege da und frage mich, warum ich nicht sterbe ...

Ich erinnere mich an eine Episode, wie die Deutschen Hühner jagten. Einer fängt ein Huhn, hebt es hoch und schleudert es so lange im Kreis, bis er nur noch den Kopf in der Hand hält. Alle lachten. Mir kam es vor, als schrien unsere Hühner mit menschlicher Stimme. Ebenso die Katzen und Hunde, wenn auf sie geschossen wurde. Bis dahin hatte ich den Tod noch nie gesehen. Nicht den eines Menschen, gar keinen. Nur einmal im Wald tote Jungvögel, das war alles. Sonst hatte ich den Tod noch nie gesehen.

Unser Dorf wurde dreiundvierzig niedergebrannt, wir buddelten gerade Kartoffeln, draussen auf dem Feld. Unser Nachbar Wassili, er war im Ersten Weltkrieg gewesen und sprach ein wenig Deutsch, sagte: «Ich

gehe hin und bitte die Deutschen, dass sie das Dorf nicht anzünden. Hier sind Kinder.» Er tat es, und sie verbrannten auch ihn. Verbrannten die Schule. Alle Bücher. Selbst unsere Gärten verbrannten sie. Die Gärten.

Wo sollten wir hin? Vater brach mit uns auf zu den Partisanen in die Wälder von Kosin. Unterwegs trafen wir Leute aus einem anderen Dorf, das war auch niedergebrannt worden, und sie sagten, weiter vorn seien Deutsche und sie kämen in unsere Richtung. Wir krochen in eine Grube – ich, mein Bruder Wolodja, Mama mit unserer kleinen Schwester und Vater. Vater nahm eine Handgranate, und wir verabredeten, wenn die Deutschen uns entdeckten, würde er den Bolzen ziehen. Wir nahmen schon Abschied. Mein Bruder und ich schnallten den Gürtel ab, machten Schlingen daraus und legten sie uns um den Hals. Mama küsste uns alle. Ich hörte, wie sie zu Vater sagte: «Wenn wenigstens ein Sohn am Leben bliebe ...» Da erwiderte Vater: «Sollen sie weglaufen. Sie sind noch jung, vielleicht können sie sich retten.» Aber mir tat Mama so leid, dass ich nicht wegging. Ja ... Ich ging nicht...

Wir hörten Hunde bellen, hörten fremde Kommandos, hörten Schüsse. Aber unser Wald, der liegt voller Windbruch. Überall umgestürzte Fichten, man sieht höchstens zehn Meter weit. Erst waren sie ganz nah, dann hören wir – die Stimmen sind immer weiter weg. Als alles still war, konnte Mama nicht aufstehen, ihr versagten die Beine. Papa trug sie.

Am Abend trafen wir Partisanen, sie kannten Vater. Wir konnten kaum noch laufen und waren halb verhungert. Ein Partisan fragte mich: «Was würdest du gern unter einer Kiefer finden: Bonbons, Kekse? Ein Stück Brot?» Ich erwiderte: «Eine Handvoll Patronen.» Davon redeten die Partisanen noch lange. So sehr hasste ich die Deutschen für alles. Auch für Mama ...

Wir kamen an einem niedergebrannten Dorf vorbei ... Das Getreide nicht geerntet, die Kartoffeln spriessen. Äpfel liegen auf der Erde. Birnen ... Und nirgendwo Menschen. Hunde und Katzen laufen herum. Verlassen. Ja ... Keine Menschen. Kein einziger Mensch.

Ich erinnere mich, nach dem Krieg gab es in unserem Dorf nur eine einzige Fibel, und das erste Buch, das ich fand und las, war eine Sammlung mit Rechenaufgaben.

Ich las es wie Gedichte. Ja, ja ...

«Und wischt sich mit dem Ärmel die Tränen ab ...»

Oleg Boldyrew, 8 Jahre

Heute Meister

Das ist die Frage ... Was ist besser – sich erinnern oder vergessen? Vielleicht wäre es besser zu schweigen? Ich habe viele Jahre vergessen wollen ...

Nach Taschkent waren wir einen Monat unterwegs. Einen Monat! Das war tiefes Hinterland. Vater wurde als Spezialist dorthin geschickt. Die Betriebe wurden dorthin verlegt. Das ganze Land zog sich ins Hinterland zurück. In die Tiefe. Gut, dass das Land so gross ist.

Dort erfuhr ich, dass mein älterer Bruder bei Stalingrad gefallen war. Ich wollte unbedingt an die Front, aber sie mochten mich nicht einmal im Betrieb nehmen, weil ich so klein war. «Du wirst doch in einem halben Jahr gerade erst zehn», sagte Mutter entsetzt. «Schlag dir diese kindlichen Gedanken aus dem Kopf.» Auch Vater runzelte die Stirn: Der Betrieb ist kein Kindergarten, da heisst es arbeiten wie alle anderen, bis zu zwölf Stunden. Und wie!

Der Betrieb produzierte Minen, Granaten und Fliegerbomben. Halbwüchsige wurden an die Schleifbank gestellt. Die gegossenen Eisenteile wurden mit der Hand geschliffen. Die Methode war einfach – aus einem Schlauch kam mit grossem Druck ein Sandstrahl, auf hundertfünfzig Grad erhitzt; wenn der Sand vom Metall abprallte, versengte er die Lungen, peitschte ins Gesicht, in die Augen. Kaum jemand hielt länger als eine Woche durch. Da brauchte man einen starken Charakter.

Aber dreiundvierzig, als ich zehn geworden war, nahm Vater mich doch mit zu sich. In seine Halle drei. In die Abteilung, wo die Bombenzünder verschweisst wurden.

Wir arbeiteten zu dritt: ich, Oleg und Wanjuschka, beide gerade mal zwei Jahre älter als ich. Wir montierten die Zünder, und Jakow Mirono-

witsch Saposhnikow (der Name hat sich mir eingeprägt), ein grossartiger Meister seines Fachs, verschweisste sie. Dann musste man auf eine Kiste steigen, um an den Schraubstock heranzureichen, die Muffe des Zünders einspannen und mit dem Gewindebohrer ein Innengewinde in die Muffe schneiden. Das lernten wir schnell ... Der Rest war einfach: Pfropfen drauf und in die Kiste. Wenn sie voll ist, ab zum Verladen. Sie war zwar ziemlich schwer, bis zu fünfzig Kilo, aber zu zweit ging's. Jakow Mironowitsch liessen wir in Ruhe: Er machte die komplizierteste Arbeit. Die verantwortungsvollste – Schweissen!

Das Unangenehmste war die Flamme des Elektroschweissgeräts. Man versucht zwar, nicht in die blauen Funken zu schauen, aber in zwölf Stunden fängt man sich genug Blitze ein. Davon brennen die Augen, als wären sie voller Sand. Da hilft alles Reiben nichts. Davon, vom monotonen Rattern des Dynamos, der den Strom für das Schweissgerät lieferte, oder einfach vor Erschöpfung war man manchmal schrecklich müde. Besonders nachts. Schlafen! Schlafen!

Wenn Jakow Mironowitsch auch nur die geringste Gelegenheit für eine Verschnaufpause sah, befahl er: «Marsch in die Elektrodenhalle!»

Er brauchte uns nicht zu überreden: Es gab im ganzen Betrieb keinen Winkel, der gemütlicher und wärmer war als die Halle, in der die Elektroden mit Heissluft getrocknet wurden. Wir kletterten auf ein warmes Holzregal und schliefen augenblicklich ein. Nach einer Viertelstunde kam Jakow Mironowitsch uns wecken.

Einmal erwachte ich vorher. Ich sah: Onkel Jascha schaut uns an. Zögert den Moment hinaus. Und wischt sich mit dem Ärmel die Tränen ab ...

«Er hing am Strick wie ein Kind...»

*Ljuba Alexandrowitsch, 11 Jahre
Arbeiterin*

Ich will nicht. Ich mag nicht einmal das Wort aussprechen – Krieg ...

Er erreichte uns sehr schnell. Am neunten Juli, erinnere ich mich, also schon nach ein paar Wochen, gab es Kämpfe um unsere Kreisstadt Senno. Viele Flüchtlinge tauchten auf, so viele, dass die Leute nicht wussten, wohin, es gab nicht genug Häuser. Bei uns zum Beispiel wohnten sechs Familien mit Kindern. Und so war es überall.

Zuerst kamen die Menschen, dann wurde das Vieh evakuiert. Daran erinnere ich mich noch sehr gut, denn das war schlimm. Schreckliche Bilder. Die nächste Bahnstation ist Bogdan, sie existiert noch heute, das ist zwischen Orscha und Lepel. Hierher, in diese Richtung, wurde nicht nur aus unserem Landkreis Vieh evakuiert, sondern aus dem ganzen Gebiet Witebsk. Der Sommer war heiss, das Vieh wurde in grossen Herden getrieben: Kühe, Schafe, Schweine, Kälber. Die Pferde extra. Die Hirten, die sie begleiteten, waren so erschöpft, dass es ihnen völlig egal war, wie viel Vieh es war und wohin es lief. Die Kühe wurden nicht gemolken, sie liefen in die Höfe hinein und blieben so lange vorm Haus stehen, bis jemand sie molk. Die Milch rann auf die Strasse, auf die Erde. Besonders litten die Schweine, sie vertragen keine Hitze und können nicht lange laufen. Sie verendeten im Laufen, fielen einfach um. Von der Hitze waren alle diese Kadaver aufgedunsen, und das war so schrecklich, dass ich mich abends nicht aus dem Haus traute. Überall lagen tote Pferde ... Schafe ... Kühe ... Die Leute kamen mit dem Vergraben nicht nach, und die Kadaver quollen von Tag zu Tag mehr auf. Wurden unheimlich gross ... Sie quollen immer mehr auf...

Bauern wissen, was es heisst, eine Kuh aufzuziehen, wie viel Mühe das macht. Wie viel Geduld man braucht. Sie weinten, wenn sie sahen, wie hier Lebendiges zugrunde ging. Das war schliesslich kein Holz, das

still umfällt – alles schrie, wieherte, blökte ... Stöhnte ...

Ich erinnere mich an die Worte meines Grossvaters: «Wofür müssen sie denn sterben, diese Unschuldigen? Sie können nicht einmal etwas sagen.» Unser Grossvater war ein Bücherwurm, er hat abends immer gelesen.

Meine ältere Schwester hatte vor dem Krieg im Kreisparteikomitee gearbeitet und war geblieben, für den Untergrundkampf. Sie brachte aus der Kreisbibliothek viele Bücher mit nach Hause, Bilder und rote Fahnen. Wir vergruben sie im Garten unter den Apfelbäumen. Auch ihr Parteibuch. Wir taten das in der Nacht, doch ich hatte das Gefühl, das Rote, die rote Farbe würde man auch unter der Erde sehen.

Wie die Deutschen kamen, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Woran ich mich erinnere, da waren sie schon da, schon lange: Sie trieben uns alle zusammen, das ganze Dorf. Sie stellten Maschinengewehre vor uns auf, und wir sollten sagen, wo die Partisanen sind und wen sie aufgesucht haben. Alle schwiegen. Da zählten sie ab, und jeder Dritte wurde zur Erschiessung geführt. Sie erschossen sechs Menschen: zwei Männer, zwei Frauen und zwei Jugendliche. Dann fuhren sie wieder weg.

In der Nacht war frischer Schnee gefallen. Es war Neujahr. Und unter dem Schnee lagen die Toten. Es war niemand da, der sie begraben, niemand, der Särge machen konnte. Es gab keine Männer mehr bei uns. Die alten Frauen verbrannten Baumstämme, um die Erde wenigstens ein bisschen aufzutauen und Gräber zu schaufeln. Lange hackten sie mit ihren Spaten in die gefrorene Erde ...

Schon bald kamen die Deutschen zurück ... Nach ein paar Tagen ... Sie versammelten alle Kinder, wir waren dreizehn an der Zahl, und liessen uns vor ihrer Kolonne antreten – sie fürchteten Partisanenminen. Wir liefen voran, sie fuhren hinterher. Wenn sie zum Beispiel anhalten mussten, um aus einem Brunnen Wasser zu holen, dann liessen sie erst uns an den Brunnen. So liefen wir etwa fünfzehn Kilometer. Die Jungen hatten nicht solche Angst, aber wir Mädchen weinten. Und hinter uns

fuhren sie mit ihren Autos ... Da konnte man nicht weglaufen ... Ich erinnere mich, wir waren barfuss, dabei hatte der Frühling gerade erst angefangen. Die ersten Frühlingstage ...

Ich will vergessen ... Ich will das vergessen ...

Die Deutschen gingen durch die Hütten. Sie nahmen alle mit, deren Kinder bei den Partisanen waren. Und schlugen ihnen mitten im Dorf den Kopf ab ... Sie befahlen uns: Schaut her! In einer Hütte fanden sie niemanden, da fingen sie den Kater und hängten ihn auf. Er hing am Strick wie ein Kind ...

Ich will das alles vergessen ...

«Ihr seid jetzt meine Kinder... »

*Nina Schunto, 6 Jahre
Heute Köchin*

Oje, oje! Da tut gleich das Herz wieder weh ...

Vor dem Krieg lebten wir allein mit Papa ... Mama war gestorben. Als Papa an die Front ging, blieben wir bei unserer Tante. Die Tante wohnte im Dorf Sadory im Kreis Lepel. Einen Monat nachdem Papa uns zu ihr gebracht hatte, stürzte sie auf einen trockenen Ast und stach sich dabei das Auge aus. Sie bekam eine Blutvergiftung und starb. Unsere einzige Tante. Nun war ich allein mit meinem kleinen Bruder. Wir machten uns auf den Weg, Partisanen suchen, weil wir glaubten, da sei unser Papa. Wir übernachteten, wo es sich gerade ergab. Ich erinnere mich, wenn Gewitter war, übernachteten wir in einem Heuschober. Wir zogen Heu heraus, machten uns eine kleine Höhle und verkrochen uns darin. Kinder wie uns gab es viele. Und alle suchten ihre Eltern, selbst wenn sie wussten, dass die Eltern tot waren, erzählten sie uns trotzdem, dass sie auch Papa und Mama suchten oder irgendjemanden von ihren Verwandten.

Wir liefen ... Liefen ... In einem Dorf... In einer Hütte stand das Fenster offen. Da drin, das sahen wir, hatte jemand gerade Kartoffelkuchen gebacken. Als wir näher kamen, roch der Bruder die Kartoffelkuchen und wurde bewusstlos. Ich ging in die Hütte, ich wollte um ein Stückchen für den Bruder bitten, weil er anders nicht aufstehen würde. Und tragen hätte ich ihn nicht können, dafür reichte meine Kraft nicht. Ich fand niemanden in der Hütte, konnte mich aber nicht beherrschen und brach ein Stück Kartoffelkuchen ab. Wir blieben sitzen und warteten auf die Hausherren, damit sie nicht dachten, dass wir stehlen. Die Hausfrau kam, sie lebte allein. Sie liess uns nicht mehr weg, sie sagte: «Ihr seid jetzt meine Kinder ...» Kaum hatte sie das gesagt, schliefen mein Bruder und ich gleich am Tisch ein. So wohl war uns. Nun hatten wir ein Zuhause.

Bald darauf wurde das Dorf niedergebrannt. Mitsamt allen Menschen. Auch unsere neue Tante. Wir überlebten, weil wir früh am Morgen Beeren sammeln gegangen waren ... Wir sassen auf dem Hügel und schauten auf das Feuer ... Wir begriffen schon alles ... Und waren ratlos: Wohin? Wie sollten wir noch eine Tante finden? Wir hatten gerade erst diese lieb gewonnen. Wir überlegten uns sogar schon, zu der neuen Tante Mama zu sagen. Sie war so lieb, sie gab uns immer einen Gutenachtkuss.

Partisanen nahmen uns mit. Sie schickten uns mit einem Flugzeug hinter die Frontlinie ...

Was mir vom Krieg geblieben ist? Ich kenne keine fremden Menschen, denn mein Bruder und ich sind unter fremden Menschen aufgewachsen. Fremde Menschen haben uns gerettet. Aber waren das für mich etwa Fremde? Alle Menschen gehören zusammen. Mit diesem Gefühl lebe ich, obwohl ich oft enttäuscht wurde. Das Leben im Frieden ist anders ...

«Wir küssten ihnen die Hände ...»

*David Goldberg, 14 Jahre
Heute Musiker*

Wir bereiteten uns auf ein Fest vor ...

An diesem Tag sollte die feierliche Eröffnung unseres Pionierlagers «Talka» stattfinden. Wir erwarteten Grenzsoldaten als Gäste und gingen am Morgen in den Wald. Blumen pflücken. Wir hatten eine Festwandzeitung gemacht und das Eingangstor geschmückt. Die Gegend war wunderschön, das Wetter herrlich. Wir hatten Ferien! Nicht einmal das Brummen der Flugzeuge, das wir den ganzen Morgen hörten, machte uns stutzig, so glücklich waren wir.

Plötzlich liess man uns zum Appell antreten und teilte uns mit, am Morgen, als wir noch schliefen, habe Hitler unser Land überfallen. Ich verband Krieg in meinem Bewusstsein mit den Ereignissen am Chalcyn Gol, und das war weit weg und hatte nicht lange gedauert. Kein Zweifel, unsere Armee war unbesiegbar und unzerstörbar, wir hatten die besten Panzer und Flugzeuge. Das alles hörten wir immer in der Schule. Und zu Hause. Die Jungen blieben ruhig, viele Mädchen aber weinten sehr, waren erschrocken. Die Älteren wurden beauftragt, durch die Gruppen zu gehen und die anderen zu beruhigen, besonders die Kleinen. Am Abend bekamen die Jungen, die schon vierzehn, fünfzehn waren, Kleinkalibergewehre ausgehändigt. Das war toll! Wir waren ganz stolz. Fühlten uns gleich grösser. Im Lager gab es vier Kleinkalibergewehre, jeweils zu dritt bewachten wir nun das Lager. Das gefiel mir sogar. Ich ging mit dem Gewehr in den Wald, um mich zu prüfen – habe ich Angst oder nicht? Ich wollte kein Feigling sein.

Ein paar Tage warteten wir, dass man uns abholte. Doch es kam niemand, und wir liefen selbst zur Bahnstation Puchowitschi. Dort sassen wir lange. Der Diensthabende sagte, aus Minsk käme kein Zug mehr, die Verbindung sei unterbrochen. Plötzlich kommt ein Kind angelaufen

und ruft, da kommt ein ganz schwerer Zug. Wir stellten uns auf die Gleise ... Erst winkten wir mit den Händen, dann nahmen wir die Halstücher ab ... Wir winkten mit unseren roten Halstüchern, damit der Zug hielt. Der Lokführer sah uns und bedeutete uns verzweifelt, er könne den Zug nicht anhalten, wenn er steht, kriegt er ihn nicht mehr in Fahrt. «Wenn ihrs schafft, werft die Kinder auf die Plattformen!», rief er. Auf den Plattformen sassen Menschen, und auch sie riefen uns zu: «Rettet die Kinder! Rettet die Kinder!»

Der Zug fuhr nur ein bisschen langsamer. Auf den Plattformen streckten Verwundete die Hände aus und fingen die Kleinen auf. Wir verluden alle in diesen Zug. Es war der letzte Zug aus Minsk ...

Wir waren lange unterwegs, der Zug fuhr langsam. Wir sahen ... Auf dem Bahndamm lagen Tote, ordentlich gestapelt, wie Schwellen. Ich erinnere mich noch ... Wie wir bombardiert wurden, wie wir heulten und wie die Splitter heulten. Wie uns an den Bahnstationen Frauen zu essen brachten, sie wussten bereits, dass da ein Zug mit Kindern unterwegs war, und wir küssten ihnen die Hände. Wie auf einmal ein Säugling unter uns war, seine Mutter war bei einem Beschuss getötet worden. Und wie eine Frau an einer Bahnstation ihn sah und ihr Kopftuch abnahm und uns gab, für Windeln ...

Schluss! Basta! Das regt mich sehr auf... Ich darf mich nicht aufregen. Ich habe ein krankes Herz. Ich sage Ihnen, wenn Sie es noch nicht wissen: Diejenigen, die im Krieg Kind waren, sterben oft früher als die Väter, die an der Front gekämpft haben. Früher als die ehemaligen Soldaten. Früher.

Ich habe schon so viele Freunde begraben ...

«Ich schaute sie an mit den Augen eines kleinen Mädchens ...»

*Sina Gurskaja, 7 Jahre
Heute Schleiferin*

Ich schaute sie an mit den Augen eines kleinen Mädchens. Eines kleinen Landmädchens. Mit weit aufgerissenen Augen ...

Ich sah den ersten Deutschen aus der Nähe. Gross, blaue Augen. Ich war so erstaunt: So schön, und tötet. Das war wahrscheinlich mein stärkster Eindruck. Mein erster Eindruck vom Krieg ...

In unserer Hütte lebten Mama, meine beiden kleinen Schwestern, mein kleiner Bruder und ein Huhn. Wir hatten nur noch ein Huhn, und das lebte bei uns in der Hütte, schlief bei uns. Versteckte sich mit uns vor den Bomben. Es war anhänglich und lief uns hinterher wie ein Hündchen. Wie sehr wir auch hungerten, das Huhn verschonten wir. Und wir hungerten so sehr, dass Mama im Winter eine Suppe aus einer alten Lederjoppe kochte und aus sämtlichen Peitschen – für uns rochen sie nach Fleisch. Mein Bruder war noch ein Säugling. Wir kochten ein Ei in heissem Wasser, und dieses Wasser bekam er statt Milch. Dann hörte er auf zu weinen und zu sterben ...

Ringsum wurde getötet. Getötet. Getötet ... Menschen, Pferde, Hunde ... Im Krieg wurden bei uns alle Pferde getötet. Alle Hunde. Nur die Katzen überlebten.

Eine Bauernwirtschaft... Ein Pferd und eine Kuh. Am Tag kommen die Deutschen, in der Nacht die Partisanen ... Die Partisanen mussten im Wald überleben, besonders im Winter. Sie klopfen nachts ans Fenster. Manchmal nahmen sie etwas im Guten, manchmal mit Gewalt ... Sie führten unsere Kuh hinaus ... Mama weinte. Auch die Partisanen weinten ... Das kann man nicht erzählen. Das kann man nicht, meine Liebe. Nein! O nein!

Mama und Grossmutter pflügten so: Erst spannte sich Mama vor den Pflug und Grossmutter ging dahinter, dann tauschten sie. Ich träum-

te davon, möglichst schnell zu wachsen. Aus Mitleid mit Mama und Grossmutter.

Nach dem Krieg gab es in unserem ganzen Dorf nur noch einen Hund (er war fremd, zugelaufen) und unser Huhn. Die Eier assen wir nicht. Wir sammelten sie, um Küken aufzuziehen.

Ich kam in die Schule ... Ich riss ein Stück alte Tapete von der Wand – das war mein Heft. Ein Flaschenpfropfen war mein Radiergummi. Als im Herbst die roten Rüben wuchsen, freuten wir uns – aus den geriebenen roten Rüben konnten wir Tinte machen. Wenn der Brei ein, zwei Tage steht, wird er schwarz. Damit kann man schreiben.

Dann erinnere ich mich noch, dass Mama und ich gern stickten, und es mussten immer hübsche Blümchen sein. Schwarzes Garn konnte ich nicht leiden.

Ich mag noch heute kein Schwarz ...

«Unsere Mama hat nie gelächelt...»

*Kima Mursitsch, 12 Jahre
Heute Rundfunkmechanikerin*

Unsere Familie ...

Wir waren drei Schwestern – Rema, Maja und Kima. Rema – das kam von Revolution, Elektrifizierung und Mir*, Maja von Erster Mai und Kima von Kommunistische Internationale der Jugend. Diese Namen hatte uns unser Vater gegeben. Er war Kommunist, ist sehr früh in die Partei eingetreten. Und auch uns erzog er so. Bei uns zu Hause gab es viele Bücher, auch ein Lenin- und ein Stalinbild. Die vergruben wir in den ersten Kriegstagen im Schuppen, ich behielt nur *Die Kinder des Kapitän Grant* von Jules Verne. Nur mein Lieblingsbuch. Den ganzen Krieg hindurch las ich es immer wieder.

Mama ging in ein Dorf bei Minsk, tauschte Tücher gegen Lebensmittel, sogar ihr einziges Kunstseidenkleid gab sie her. Maja und ich warteten auf Mama: Kommt sie wieder oder nicht? Wir versuchten, uns von solchen Gedanken abzulenken, erinnerten uns, wie wir vorm Krieg immer zum See gelaufen waren, wie wir in der Schultanzgruppe getanzt hatten. Das war alles so weit weg, so schön. Wir sprachen auch über Rema, unsere grosse Schwester. Den ganzen Krieg lang dachten wir, sie sei umgekommen. Sie war am dreiundzwanzigsten Juni zur Arbeit gegangen und nicht wieder zu Hause aufgetaucht...

Als der Krieg aus war, schickte Mama überallhin Anfragen wegen Rema. Es gab ein Adressbüro, dort war es stets sehr voll, alle suchten einander. Ich trug immer wieder Mamas Briefe dorthin. Doch für uns war nie ein Brief da. Wenn Mama frei hatte, setzte sie sich immer ans Fenster und wartete auf die Postbotin. Aber die ging immer vorbei ...

* (russ.) Frieden

Eines Tages kam Mama von der Arbeit, da schaute unsere Nachbarin vorbei. Sie sagte zu Mama: «Tanzen Sie», und hielt eine Hand hinterm Rücken versteckt. Mama ahnte: ein Brief. Sie tanzte nicht, sie setzte sich auf die Bank und konnte nicht mehr aufstehen. Und nicht mehr sprechen.

So fanden wir unsere Schwester wieder. Sie war evakuiert worden. Mama lächelte wieder. Den ganzen Krieg lang, solange unsere Schwester vermisst war, hat unsere Mama nie gelächelt...

**«Ich konnte mich lange nicht
an meinen richtigen Namen gewöhnen.»**

Lena Krawtschenko, 7 Jahre

Heute Buchhalterin

Ich wusste natürlich nichts vom Tod. Niemand hatte es mir erklären können, ich habe ihn gleich zu sehen bekommen ...

Wenn Maschinengewehre aus Flugzeugen feuern, dann denkst du, alle Kugeln fliegen auf dich zu. In deine Richtung. Ich bat: «Mamotschka, leg dich auf mich ... » Sie legte sich auf mich, dann sah und hörte ich nichts mehr.

Am schlimmsten war die Angst, Mama zu verlieren. Ich sah eine getötete junge Frau, ihr Kind saugte noch an ihrer Brust. Sie war wohl eben erst getötet worden. Das Kind weinte nicht einmal. Jemand lief weg ... Wer? Ein Mensch, dem das halbe Gesicht und die Arme fehlten. Ich weiss nicht einmal mehr – war es ein Mann oder eine Frau?

Bloss Mama nicht verlieren ... Mama hielt mich die ganze Zeit auf dem Arm. Streichelte meinen Kopf. «Alles wird gut. Alles wird gut.»

Wir fuhren mit einem Auto, und alle Kinder bekamen einen Eimer auf den Kopf gesetzt. Ich hörte nicht auf Mama.

Dann erinnere ich mich: Wir müssen in einer Kolonne laufen. Und dort nimmt man mir meine Mama weg. Ich greife nach ihren Händen, klammere mich an ihr Marquisettekleid, sie ist nicht für den Krieg angezogen. Das ist ihr Ausgehkleid. Ihr schönstes. Ich lasse sie nicht los ... Weine ... Ein Faschist stösst mich weg, erst mit seiner Maschinenpistole, danach, als ich hingefallen bin, mit dem Stiefel. Eine Frau hebt mich auf. Dann sitze ich mit ihr in einem Waggon, wir fahren. Wohin? Sie nennt mich «Anetschka». Aber ich glaube, dass ich nicht so heisse ... Ich heisse irgendwie anders, aber wie, das habe ich vergessen. Vor Angst. Vor Angst, weil sie mir meine Mama weggenommen haben.

Wohin fahren wir? Ich glaube, ich habe aus den Gesprächen der Erwachsenen herausgehört, dass man uns nach Deutschland bringt. Ich erinnere mich, was ich dachte: Was wollen die Deutschen mit mir Kleinen? Was soll ich da bei ihnen machen? Als es dunkel wurde, riefen die Frauen mich an die Tür und stiessen mich aus dem Zug: «Lauf! Vielleicht kannst du dich retten.»

Ich fiel in einen Graben, dort schlief ich auch ein. Es war kalt, und ich träumte, dass Mama mich in etwas Warmes einwickelt und mir zärtliche Worte sagt. Diesen Traum träume ich mein Leben lang ...

Fünfundzwanzig Jahre nach dem Krieg fand ich nur unsere Tante wieder. Von ihr erfuhr ich meinen richtigen Namen, und ich konnte mich lange nicht an ihn gewöhnen.

Ich reagierte nicht darauf...

«Seine Feldbluse war ganz nass ...»

Valja Matjuschkowa, 5 Jahre

Heute Ingenieurin

Sie werden staunen: Ich wollte eigentlich etwas Lustiges erzählen. Etwas Heiteres. Ich lache gern, ich will nicht weinen. O-o-oh ... Nun weine ich schon ...

Papa nimmt mich mit in die Entbindungsklinik zu Mama und sagt, dass wir uns bald einen kleinen Jungen kaufen. Ich will mir vorstellen, wie mein Bruder aussehen wird. Ich frage Papa: «Wie sieht er aus?» Er antwortet: «Klein.»

Plötzlich bin ich mit Papa irgendwo weit oben, durchs Fenster quillt Rauch herein. Papa trägt mich auf dem Arm, und ich bitte ihn, dass wir umkehren und meine Tasche holen. Ich quengele. Papa schweigt und drückt mich an sich, so fest, dass ich kaum Luft bekomme. Bald ist Papa weg, und ich gehe mit einer Frau die Strasse entlang. Wir gehen an Stacheldraht vorbei, dahinter sind Kriegsgefangene. Es ist heiss, sie bitten um Wasser. Ich habe nur zwei Bonbons in der Tasche. Die werfe ich über den Stacheldraht. Woher hatte ich sie nur, diese Bonbons? Das weiss ich nicht mehr. Jemand wirft Brot hinüber. Gurken. Ein Wachmann schieisst, wir laufen weg ...

Merkwürdig, aber ich erinnere mich daran ... In allen Einzelheiten...

Dann sehe ich mich noch deutlich in der Kindersammelstelle, die war mit Stacheldraht umzäunt. Wir wurden bewacht von deutschen Soldaten und deutschen Schäferhunden. Dort waren auch Kinder, die noch nicht laufen konnten, nur krabbeln. Wenn sie Hunger hatten, leckten sie den Fussboden ab ... Assen Schmutz ... Sie starben schnell. Das Essen war schlecht, es gab Brot, von dem die Zunge so anschwell, dass wir nicht einmal sprechen konnten. Wir dachten nur ans Essen. Nach dem Frühstück denkst du: Wenn nur bald Mittag wäre, nach dem Mittag – wenn es nur bald Abendbrot gäbe. Wir krochen unterm Zaun durch und

liefen in die Stadt. Wir kannten nur ein Ziel: die Abfallgruben. Unsägliche Freude, wenn du eine Heringshaut findest oder Kartoffelschalen. Die Schalen assen wir roh.

Ich erinnere mich, wie mich einmal ein Mann bei einer Abfallgrube festhielt. Ich erschrak.

«Onkel, ich tu's nicht wieder!»

Er fragte: «Zu wem gehörst du?»

«Ich gehöre zu niemandem. Ich bin aus der Kindersammelstelle.»

Er nahm mich mit nach Hause und gab mir zu essen. Sie hatten nur Kartoffeln im Haus. Die kochten sie, und ich ass einen ganzen Topf Kartoffeln.

Von der Sammelstelle kam ich ins Kinderheim, das lag gegenüber vom Medizinischen Institut, dort war ein deutsches Lazarett. Ich erinnere mich an niedrige Fenster und schwere Fensterläden, die nachts geschlossen wurden.

Hier war das Essen gut, und ich nahm zu. Eine Frau, die dort saubermachte, mochte mich sehr. Sie hatte mit allen Mitleid, aber mit mir besonders. Wenn sie Blutabnehmen kamen und alle sich versteckten: «Die Ärzte kommen!», dann stopfte sie mich in irgendeine Ecke. Und sagte immer wieder, ich sei ihrer Tochter ähnlich. Andere krochen unter Bett, und man zog sie hervor. Lockte sie heraus. Mit einem Stück Brot, einem Spielzeug. Ich erinnere mich an einen roten Ball...

Wenn die «Ärzte» fort waren, ging ich zurück ins Zimmer ... Ich erinnere mich: Ein kleiner Junge liegt im Bett, sein Arm hängt herunter, darüber läuft Blut. Andere Kinder weinten ... Nach zwei, drei Wochen veränderten sich die Kinder. Einige wurden weggebracht, sie waren schon ganz blass und schwach, dafür kamen Neue, wurden aufgepäpelt.

Die deutschen Ärzte glaubten, das Blut von Kindern liesse Verwundete schneller genesen. Es habe verjüngende Eigenschaften. Das erfuhr ich natürlich erst später ... viel später ...

Damals ... Da wünschte ich mir ein schönes Spielzeug. Einen roten Ball...

Als die Deutschen aus Minsk abhauerten ... Sich zurückzogen ... Da brachte die Frau, die mich gerettet hatte, uns vors Tor. «Wenn ihr noch jemanden habt, geht suchen. Wenn nicht, geht ins erstbeste Dorf, die Menschen dort werden euch retten.»

Ich marschierte los. Ich lebte bei einer Grossmutter ... Ich erinnere mich nicht mehr an ihren Namen, auch nicht an das Dorf. Ich weiss noch, dass ihre Tochter verhaftet wurde und wir nun allein waren – die Alte und die Kleine. Wir hatten nur ein Stück Brot für die ganze Woche.

Dass die Unseren im Dorf sind, erfuhr ich als Letzte. Ich war krank. Als ich es hörte, stand ich auf und rannte zur Schule. Dem ersten Soldaten, den ich sah, fiel ich um den Hals. Ich erinnere mich: Seine Feldbluse war ganz nass.

Alle hatten ihn umarmt, ihn geküsst und geweint.

«Als hätte sie ihm die Tochter gerettet...»

*Genja Sawoiner, 7 Jahre
Heute Rundfunkmechanikerin*

Was ist mir am meisten in Erinnerung? Aus jenen Tagen ...

Wie Vater abgeholt wurde ... Er trug eine Wattejacke, an sein Gesicht kann ich mich nicht erinnern, es ist aus meinem Gedächtnis verschwunden. Wie sehr ich mich auch bemühe ... An die, die ihn abholten, erinnere ich mich ebenfalls nicht. Es waren mehrere ...

Mama weinte nicht. Sie stand den ganzen Tag am Fenster.

Vater wurde abgeholt, und wir mussten ins Ghetto ziehen, nun lebten wir hinter Stacheldraht. Unser Haus stand an der Strasse, jeden Tag flogen Knüppel in unseren Hof. Ich sah einen Faschisten an unserer Gartenpforte, als eine Gruppe zur Erschiessung geführt wurde, er schlug die Menschen mit diesen Knüppeln. Die Knüppel zerbrachen, und er warf sie zu uns hinüber. Ich wollte ihn mir genauer ansehen, nicht nur von hinten, und eines Tages sah ich: Er war klein, hatte eine Glatze, keuchte und schnaufte. Es erschütterte meine kindliche Phantasie, dass er so normal war ...

Grossmutter fanden wir getötet in der Wohnung... Wir begruben sie selbst ... Unsere fröhliche, weise Grossmutter, die die deutsche Musik liebte. Die deutsche Literatur.

Einmal war Mama weggegangen, Sachen gegen Lebensmittel tauschen, da begann im Ghetto ein Pogrom. Normalerweise versteckten wir uns immer im Keller, diesmal kletterten wir auf den Dachboden. Er war auf einer Seite vollkommen eingefallen, und das war unsere Rettung. Die Deutschen kamen ins Haus und schlugen mit Bajonetten gegen die Decke. Sie gingen nur deshalb nicht auf den Dachboden, weil er eingefallen war. In den Keller aber warfen sie Handgranaten.

Drei Tage dauerte der Pogrom, und drei Tage sasssen wir auf dem Dachboden. Und Mama war nicht bei uns. Wir dachten nur an sie.

Als der Pogrom vorbei war, stellten wir uns ans Tor und warteten: Ist sie am Leben oder nicht? Plötzlich kam unser früherer Nachbar um die Ecke, ging vorbei, ohne stehenzubleiben, doch wir hörten ihn flüstern: «Eure Mama lebt.» Als Mama zurückkehrte, standen wir drei nur da und schauten sie an, keiner weinte, wir hatten keine Tränen mehr, uns überkam eine Art Frieden. Wir verspürten nicht einmal mehr Hunger.

Mama und ich stehen am Stacheldraht, eine schöne Frau geht vorbei. Sie bleibt auf der anderen Seite stehen und sagt zu Mama: «Sie tun mir so leid.» Mama erwidert: «Wenn ich Ihnen leidtue, nehmen Sie meine Tochter zu sich.» – «Gut», sagt die Frau nachdenklich. Den Rest bereden sie flüsternd.

Am nächsten Tag brachte mich Mama zum Ghettotor.

«Genetschka, du nimmst den Kinderwagen mit der Puppe und gehst zu Tante Marussja.» (Das war unsere Nachbarin.)

Ich weiss noch, was ich anhatte: eine blaue Jacke und einen Pullover mit weissen Bommeln. Meine besten Sachen.

Mama schubst mich zum Ghettotor, doch ich presse mich an sie. Sie stösst mich weg, tränenüberströmt. Ich erinnere mich, wie ich losging ... Ich erinnere mich, wo das Tor war, wo der Wachposten ...

Ich lief also mit meinem Puppenwagen, wohin Mama gesagt hatte, dort zogen sie mir eine Lederjoppe an und setzten mich auf ein Fuhrwerk. Die ganze Fahrt über weinte ich und sagte immer wieder: «Wo du bist, Mama, da bin auch ich. Wo du bist...»

Ich wurde in einen Weiler gebracht und auf eine lange Bank gesetzt. Die Familie, in die ich kam, hatte vier Kinder. Und nun nahmen sie auch noch mich. Ich möchte, dass alle den Namen dieser Frau erfahren, die mich gerettet hat: Olimpija Poscharizkaja aus dem Dorf Genewitschi im Kreis Woloshinsk. Solange ich in der Familie lebte, solange lebte dort die Angst. Sie hätten jeden Augenblick erschossen werden können. Die ganze Familie ... auch die vier Kinder... Weil sie ein jüdisches Kind versteckten. Aus dem Ghetto. Ich war ihr Tod ... Was für ein grosses Herz muss man dafür haben! Ein übermenschlich menschliches Herz ... Wenn die Deutschen kamen, schickten sie mich aus dem Haus. Der

Wald war ganz in der Nähe, der Wald war die Rettung. Die Frau hatte grosses Mitleid mit mir, genauso wie mit ihren eigenen Kindern. Wenn sie etwas gab, teilte sie es unter uns allen auf, wenn sie küsste, küsste sie uns alle. Ich nannte sie «Mamussja». Irgendwo hatte ich eine Mama, hier hatte ich Mamussja ...

Als Panzer im Weiler auftauchten, hütete ich gerade Kühe, ich sah die Panzer und versteckte mich. Ich konnte nicht glauben, dass das unsere Panzer waren, doch als ich die roten Sterne darauf erkannte, ging ich auf die Strasse. Vom ersten Panzer sprang ein Soldat, nahm mich auf den Arm und hob mich ganz hoch. Da kam die Hausfrau angelaufen, sie war so glücklich, so schön, und sie wollte ihm etwas Schönes erzählen, sagen, dass auch sie etwas für diesen Sieg getan hatten. Und sie erzählte, wie sie mich gerettet hatten. Ein jüdisches Mädchen ... Der Soldat drückte mich an sich, ich war ganz dünn, ich verkroch mich unter seinem Arm, und er umarmte die Frau, umarmte sie mit einem Gesicht, als hätte sie ihm die Tochter gerettet. Er sagte, seine ganze Familie sei umgekommen, und wenn der Krieg aus sei, dann würde er zurückkehren und mich nach Moskau holen. Doch das wollte ich auf keinen Fall, obwohl ich nicht wusste, ob meine Mama noch lebte oder nicht.

Andere Menschen kamen herbeigelaufen, und auch sie umarmten mich. Alle bekannten, sie hätten geahnt, wer da im Weiler versteckt lebte.

Dann kam meine Mama. Sie kam auf den Hof und kniete nieder vor dieser Frau und ihren Kindern ...

«Sie trugen mich in die Abteilung, alles in mir war zerschlagen,
von Kopf bis Fuss...»

*Wolodja Ampilogow, 10 Jahre
Heute Schlosser*

Ich bin zehn, genau zehn Jahre alt... Und es ist Krieg. Dieser hundsge-
meine Krieg!

Ich spielte mit den Jungen auf dem Hof verstecken. Ein grosses
Auto kam auf den Hof gefahren, deutsche Soldaten sprangen heraus,
fingen uns ein und warfen uns auf die Ladefläche unter eine Zeltplane.
Sie brachten uns zum Bahnhof, das Auto fuhr rückwärts an den Waggon
heran, und wir wurden wie Säcke hineingeschleudert. Auf Stroh.

Der Waggon war so voll, dass wir die erste Zeit nur stehen konnten.
Erwachsene waren nicht unter uns, nur Kinder und Jugendliche. Zwei
Tage und zwei Nächte fuhren wir mit geschlossenen Türen, wir sahen
nichts, hörten nur die Räder über die Schienen rattern. Am Tag drang
noch ein wenig Licht durch die Ritzen, aber nachts war es so grausig,
dass alle weinten: Sie bringen uns irgendwohin weit weg, und unsere
Eltern wissen nicht, wo wir sind. Am dritten Tag ging die Tür auf, und
ein Soldat warf ein paar Brotlaibe in den Waggon. Die näher dran wa-
ren, fingen sie auf, und im Nu war das Brot alle. Ich war auf der anderen
Seite und sah das Brot nicht, ich glaubte es nur einen Augenblick lang
zu riechen, als ich den Schrei hörte: «Brot!» Ich konnte es riechen.

Ich weiss nicht mehr, wie viele Tage wir unterwegs waren ... Aber
wir konnten kaum noch atmen, denn wir verrichteten in diesem Waggon
auch unsere Notdurft. Die grosse und die kleine ... Als der Zug bombar-
diert wurde ... da wurde meinem Waggon das Dach abgerissen. Ich war
nicht allein, bei mir war mein Freund Grischka, er war genau wie ich
zehn Jahre alt, vor dem Krieg waren wir in eine Klasse gegangen. Vom
ersten Augenblick des Luftangriffs hielten wir uns an den Händen, um

uns nicht zu verlieren. Als das Dach abgerissen wurde, beschlossen wir, oben rauszuklettern und wegzulaufen. Weglaufen ... Uns war bereits klar, dass die Fahrt nach Westen ging. Nach Deutschland.

Im Wald war es dunkel, und wir drehten uns um – unser Zug brannte, er war ein einziges Feuer. Hohe Flammen. Wir liefen die ganze Nacht, am Morgen erreichten wir ein Dorf, aber das Dorf existierte nicht mehr, statt der Häuser ... So etwas sah ich zum ersten Mal: Da standen nur noch schwarze Öfen. Nebel senkte sich herab ... Wir liefen herum wie auf einem Friedhof ... Zwischen schwarzen Grabsteinen ... Wir suchten etwas zu essen, doch die Öfen waren leer und kalt. Wir liefen weiter. Gegen Abend stiessen wir wieder auf verkohlte Brandreste und leere Öfen. Wir liefen weiter. Wir liefen und liefen... Auf einmal fiel Grischa um und starb. Sein Herz war stehengeblieben. Ich sass die ganze Nacht bei ihm und wartete auf den Morgen. Am Morgen grub ich mit den Händen eine Grube im Sand und beerdigte Grischa. Ich wollte mir die Stelle merken, aber wie kann man sich einen Ort einprägen, wenn alles ringsum fremd ist?

Ich lief weiter, mir war schwindlig vor Hunger. Plötzlich rief jemand: «Stehenbleiben! Wo willst du hin, Junge?» Ich fragte: «Wer seid ihr?» Sie sagten: «Unsere. Partisanen.» Von ihnen erfuhr ich, dass ich mich im Gebiet Witebsk befand und in die Partisanenbrigade Alexejew geraten war.

Als ich ein wenig zu Kräften gekommen war, wollte ich mitkämpfen. Sie lachten mich fröhlich aus und schickten mich in die Küche zum Helfen. Doch dann geschah etwas ... Dreimal wurden Aufklärer zur Bahnstation geschickt, und keiner kam zurück. Nach dem dritten Mal liess der Kommandeur alle antreten und sagte: «Ein viertes Mal kann ich niemanden schicken. Es gehen nur Freiwillige ...»

Ich stand in der zweiten Reihe und hörte: «Wer meldet sich freiwillig?» Ich hob die Hand, wie in der Schule. Aber meine Wattejacke war zu gross, die Ärmel hingen bis zum Boden. Ich hebe die Hand, doch sie ist nicht zu sehen, der Ärmel hängt runter, und ich kriege die Hand nicht raus.

Der Kommandeur sagt: «Freiwillige einen Schritt vor.»

Ich trete einen Schritt vor.

«Mein Junge», sagt der Kommandeur zu mir. «Mein Junge ...»

Sie gaben mir einen Korb und eine alte Mütze, eine Ohrenklappe war abgerissen.

Sobald ich die Strasse erreicht hatte ... Ich hatte das Gefühl, dass mich jemand beobachtete. Ich schaute mich um – da war niemand. Da bemerkte ich drei dichte, lockige Kiefern. Vorsichtig sah ich genauer hin und entdeckte, dass dort deutsche Scharfschützen sassen. Jeder, der aus dem Wald kam, wurde von ihnen «erlegt». Doch den Jungen, der da am Waldrand auftauchte, noch dazu mit einem Korb, den liessen sie in Ruhe.

Ich kehrte zurück in die Abteilung und meldete dem Kommandeur, dass in den Kiefern deutsche Scharfschützen sitzen. In der Nacht nahmen wir sie ohne einen einzigen Schuss gefangen und brachten sie lebendig in die Abteilung. Das war mein erster Einsatz als Aufklärer ...

Ende dreiundvierzig ... Im Dorf Starye Tschelnyschki im Kreis Beschenkowitschi wurde ich von SS-Leuten geschnappt. Sie schlugen mich mit Ladestöcken. Traten mich mit Lederstiefeln. Die Stiefel waren Steinhart... Nach den Folterungen schleppten sie mich hinaus auf die Strasse und übergossen mich mit Wasser. Es war Winter, und bald war ich mit einer vereisten Blutkruste überzogen. Ich begriff nicht, was das Hämmern über mir bedeutete. Sie bauten einen Galgen. Ich sah ihn erst, als sie mich aufhoben und auf einen Holzblock stellten.

Das Letzte, woran ich mich erinnere? An den Geruch nach frischem Holz ... Einen lebendigen Geruch ...

Die Schlinge spannte sich, aber sie wurde rechtzeitig abgerissen ... Partisanen hatten im Hinterhalt gegessen.

Als ich wieder bei Bewusstsein war, erkannte ich unseren Arzt. «Noch zwei Sekunden, und ich hätte dich nicht mehr retten können», sagte er seufzend. «Aber so bist du ein Glückspilz, denn du hast überlebt.»

Sie trugen mich in die Abteilung, alles in mir war zerschlagen, von Kopf bis Fuss. Es tat so weh, dass ich dachte: Ob ich wohl noch wachsen werde?

«Und warum bin ich so klein?»

Sascha Strelzow, 4 Jahre

Heute Pilot

Mein Vater hat mich nie gesehen ...

Ich bin schon ohne ihn geboren. Ihm waren im Leben zwei Kriege beschieden: Er war gerade zurück aus dem Finnischen Krieg, da begann der Vaterländische. Er musste zum zweiten Mal fort von zu Hause.

Von Mama habe ich noch in Erinnerung, wie wir durch den Wald laufen und sie zu mir sagt: «Nicht so schnell ... Hör mal, wie die Blätter fallen. Wie der Wald rauscht ...» Wir sitzen auf dem Weg, und sie malt mir mit einer Gerte Blätter in den Sand.

Dann erinnere ich mich noch, dass ich gern sehr gross werden wollte und Mama fragte: «Ist Papa gross?»

Mama antwortete: «Sehr gross und schön. Aber er gibt damit nie an.»

«Und warum bin ich so klein?»

Ich wuchs ja noch ... Wir besaßen kein einziges Foto von Vater, aber ich wollte eine Bestätigung, dass ich ihm ähnlich sah.

«Du siehst ihm ähnlich. Sehr», beruhigte mich Mama.

Fünfundvierzig erfuhren wir, dass er gefallen war. Mama wurde verrückt, sie erkannte niemanden mehr, nicht einmal mich. Von da an, soweit ich zurückdenke, war immer nur Grossmutter bei mir. Grossmutter hiess Schura, und damit man uns nicht verwechselte, einigten wir uns: Ich war Schurik, sie Oma Sascha*.

Oma Sascha erzählte mir keine Märchen, sie hatte von früh bis spät zu tun: Wäsche waschen, pflügen, kochen, braten. Die Kuh hüten. An Feiertagen erinnerte sie sich gern daran, wie ich zur Welt kam. Während ich jetzt davon erzähle, habe ich noch immer Grossmutter's Stimme im

* Beides sind Koseformen von Alexander bzw. Alexandra.

Ohr. «Es war ein warmer Tag. Die Kuh von Grossvater Ignat hatte gekalbt, und bei dem alten Jakimschtschuk war jemand in den Garten eingestiegen. Und du bist auf die Welt gekommen ...»

Über unsere Hütte flogen die ganze Zeit Flugzeuge. Unsere Flugzeuge. In der zweiten Klasse stand für mich fest, dass ich Pilot werden will.

Grossmutter ging ins Wehrkomitee. Man fragte sie nach meinen Papieren, doch sie besass keine Papiere von mir, aber sie hatte Vaters Gefallenmeldung mitgenommen. Sie kam zurück und sagte: «Wenn wir die Kartoffeln geerntet haben, fährst du nach Minsk in die Suworow-Schule.»

Vor der Abreise borgte sie sich Mehl und buk Piroggen. Der Chef des Wehrkomitees setzte mich ins Auto und sagte: «Zu Ehren deines Vaters.»

Ich fuhr zum ersten Mal im Leben mit einem Auto.

Nach einigen Monaten besuchte mich Grossmutter in der Schule und brachte mir etwas mit – einen Apfel. Sie sagte: «Iss.»

Aber ich mochte mich nicht gleich von ihrem Geschenk trennen ...

«Menschengeruch lockte sie an ...»

*Nadja Sawizkaja, 12 Jahre
Heute Arbeiterin*

Wir erwarteten meinen Bruder von der Armee zurück. Er hatte geschrieben, er käme im Juni...

Wir dachten: Wenn er zurückkommt, dann bauen wir ihm ein Haus. Vater fuhr bereits Baumstämme an, abends sassen wir alle darauf, und ich erinnere mich, wie Mama zu Vater sagte, es müsse ein grosses Haus werden. Sie werde viele Enkel haben.

Der Krieg begann, und mein Bruder kam natürlich nicht von der Armee heim. Wir waren fünf Schwestern und ein Bruder, der Bruder war der Älteste. Den ganzen Krieg hindurch weinte Mama, und den ganzen Krieg hindurch warteten wir auf den Bruder. In meiner Erinnerung warteten wir jeden Tag auf ihn.

Wenn wir hörten, dass die Deutschen Kriegsgefangene hergetrieben hatten, sind wir schnell dorthin. Mama buk zehn Kartoffeln, schnürte sie in ein Bündel, und wir gingen los. Einmal hatten wir nichts zum Mitnehmen, und auf dem Feld war gerade das Korn reif. Wir brachen Ähren ab und zerrieben sie in der Hand. Da stiessen wir auf Deutsche, eine Patrouille, die das Feld bewachte. Sie schütteten unsere Körner auf die Erde und bedeuteten uns: Stellt euch hin, wir erschiessen euch. Wir heulten los, und Mama küsste ihnen die Stiefel. Sie sassen auf Pferden, ganz hoch, und sie packte ihre Beine, küsste sie und bettelte: «Panotschki! Erbarmen ... Panotschki, das sind alle meine Kinder. Sehen Sie doch, alles Mädchen.» Sie schossen nicht und ritten weiter.

Als sie weg waren, fing ich an zu lachen. Ich lache und lache, nach zehn Minuten lache ich noch immer. Nach zwanzig Minuten ... Ich falle um vor Lachen. Mama schimpft mit mir – es hilft nicht; sie bittet – auch das hilft nicht. Den ganzen Weg über lache ich. Auch zu Hause lache ich noch. Grabe mich ins Kissen ein, kann mich nicht beruhigen – ich

lache. Den ganzen Tag habe ich so gelacht. Sie dachten, ich ... Na ja, Sie verstehen schon ... Alle hatten Angst ... Sie fürchteten, ich hätte den Verstand verloren. Wäre närrisch geworden.

Das ist bei mir bis heute so geblieben: Wenn ich erschrecke, lache ich lauthals. Ganz laut.

Vierundvierzig ... Wir wurden befreit, und da kam ein Brief, dass der Bruder gefallen ist. Mama weinte, weinte und wurde blind. Wir lebten hinter dem Dorf in deutschen Unterständen, denn das Dorf war abgebrannt, verbrannt waren unsere alte Hütte und die Stämme für das neue Haus. Nichts war uns geblieben, im Wald fanden wir Soldatenhelme, darin kochten wir. Die deutschen Helme waren gross, wie gusseiserne Töpfe. Wir ernährten uns vom Wald. Pilze und Beeren sammeln war gruselig. Im Wald waren viele deutsche Schäferhunde zurückgeblieben, sie griffen Menschen an, zerrissen kleine Kinder. Sie waren ja auf Menschenfleisch dressiert, auf Menschenblut. Wenn wir in den Wald gingen, dann nur in grossen Gruppen. Die Mütter mahnten uns, wir sollten im Wald laut rufen, das würde die Hunde abschrecken. Bis wir genug Beeren gesammelt hatten, waren wir ganz heiser vom vielen Schreien. Die Hunde waren sehr gross, wie Wölfe.

Menschengeruch lockte sie an ...

«Warum haben sie auf ihr Gesicht geschossen? Meine Mama war so schön ...»

*Wolodja Korschuk, 6 Jahre
Heute Professor, promovierter Historiker*

Wir lebten in Brest. Direkt an der Grenze ...

Am Abend waren wir alle drei im Kino: Mama, Papa und ich. Das geschah selten, dass wir alle drei zusammen irgendwohin gingen, denn Vater hatte ständig zu tun. Er leitete die Abteilung Volksbildung des Gebiets, war dauernd auf Dienstreise.

Der letzte Abend ohne Krieg ... Die letzte Nacht...

Als Mama mich am Morgen wachrüttelte, krachte, knatterte und dröhnte alles ringsum. Es war sehr früh, ich erinnere mich, dass es draussen noch dunkel war. Die Eltern waren ganz hektisch, packten einen Koffer und konnten nichts finden.

Wir hatten ein eigenes Haus, einen grossen Garten. Vater ging weg, und Mama und ich sahen aus dem Fenster: Im Garten standen Soldaten und sprachen gebrochen Russisch, sie trugen unsere Uniform. Mama sagte, das seien Deutsche. Es wollte mir nicht in den Kopf, dass in unserem Garten, wo noch der Samowar vom Vorabend auf dem Tisch stand, plötzlich Deutsche waren! Wo steckten denn unsere Grenzer?

Wir verliessen die Stadt zu Fuss. Vor meinen Augen stürzte ein Steinhaus ein, ein Telefon flog aus dem Fenster, mitten auf der Strasse stand ein Bett, darauf lag unter einer Decke ein totes Mädchen. Als hätte jemand das Bett rausgetragen und hingestellt, so heil war alles, nur die Decke war ein bisschen angebrannt. Gleich hinter der Stadt begann ein Roggenfeld, die Flugzeuge beschossen uns mit Maschinengewehren, darum lief niemand auf der Strasse, sondern alle über das Feld.

Dann erreichten wir den Wald, dort hatten wir weniger Angst. Vom Wald aus sah ich grosse Autos. Das waren Deutsche, sie waren fröhlich,

lachten laut. Ich hörte unbekannte Laute. Mit viel r-r-r ...

Die Eltern fragten einander dauernd: Wo bleiben Unsere? Wo bleibt unsere Armee? Ich stellte mir vor, gleich käme Budjonny auf seinem Schlachtross angestürmt... Und die Deutschen würden fliehen ... Mit unserer Kavallerie konnte sich niemand messen – das hatte mir Vater kurz zuvor erzählt.

Wir liefen lange. Nachts gingen wir auf Bauernhöfe, dort gab man uns zu essen und ein warmes Nachtlager. Viele kannten Vater, und auch er kannte viele. Wir kamen auf einen Hof, ich erinnere mich noch heute an den Namen des Lehrers, der dort lebte: Pauk. Sie hatten zwei Häuser – ein neues und daneben das alte. Sie boten uns an zu bleiben, wollten uns ein Haus überlassen. Aber Vater lehnte ab. Der Hausherr brachte uns bis zur Landstrasse, Mama wollte ihm Geld geben, doch er schüttelte den Kopf und sagte, für Freundschaft in schwerer Stunde zahlt man nicht. Das habe ich behalten.

So gelangten wir bis nach Usdy, aus der Gegend stammte mein Vater. Wir liessen uns bei Grossvater im Dorf Mrotschki nieder.

Partisanen sah ich in unserem Haus zum ersten Mal im Winter, und seitdem sehe ich sie immer als Leute in weissen Tarnmänteln vor mir. Bald folgte Vater ihnen in den Wald, Mama und ich blieben bei Grossvater.

Mama nähte ... Nein ... Sie sass am grossen Tisch und stickte, und ich sass auf dem Ofen. Die Deutschen kamen mit dem Dorfältesten in die Hütte, und der zeigte auf Mama: «Die da.» Sie befahlen Mama, sich anzuziehen. Ich erschrak sehr, sie führten Mama hinaus auf den Hof, sie rief mich zu sich, um sich von mir zu verabschieden, doch ich verkroch mich unter der Bank und war nicht darunter hervorzuholen ...

Sie führten Mama zu zwei anderen Frauen, deren Männer auch bei den Partisanen waren, und brachten sie weg. Niemand wusste, wohin. Am nächsten Tag fand man sie hinter dem Dorf, sie lagen im Schnee ... Es hatte die ganze Nacht geschneit. Was sich mir eingepägt hat, als sie Mama brachten, war, dass sie ihr ins Gesicht geschossen hatten, sie hatte

auf der Wange mehrere schwarze Einschusslöcher. Ich fragte Grossvater immer wieder: «Warum haben sie auf ihr Gesicht geschossen? Meine Mama war so schön ...» Als Mama begraben wurde, gingen nur Grossvater, Grossmutter und ich hinter dem Sarg. Die Menschen hatten Angst. Sie kamen in der Nacht Abschied nehmen ... Die ganze Nacht war es ein Kommen und Gehen, aber am Tag waren wir allein. Ich konnte nicht verstehen, warum sie meine Mama getötet hatten, wo sie doch nichts Böses getan hatte ... Sie hatte dagesessen und gestickt...

Eines Nachts kam Vater und sagte, er werde mich mitnehmen. Ich war glücklich. In der ersten Zeit unterschied sich mein Leben bei den Partisanen kaum von dem bei Grossvater. Vater ging zu Einsätzen, und ich blieb bei irgendjemandem im Dorf. Ich erinnere mich, einmal brachte man der Frau, bei der er mich diesmal gelassen hatte, auf einem Schlitten ihren getöteten Mann. Sie schlug immer wieder mit dem Kopf auf den Tisch, auf dem der Sarg stand, und sagte: «Mörder.»

Vater blieb lange, lange weg, ich wartete auf ihn und dachte: Ich habe keine Mama mehr, Grossmutter und Grossvater sind weit weg, was mache ich nur, klein und allein, wenn sie mit dem Schlitten den toten Vater bringen? Als Vater wiederkam, hatte ich das Gefühl, eine Ewigkeit sei vergangen. Während ich auf ihn wartete, hatte ich beschlossen, ihn von nun an mit «Sie» anzureden. Damit wollte ich betonen, wie sehr ich ihn liebte, mich nach ihm sehnte und dass er der einzige Mensch war, den ich hatte. Anfangs bemerkte er das offenbar gar nicht, doch dann fragte er mich: «Warum sagst du ‚Sie‘ zu mir?» Ich offenbarte ihm, was ich mir geschworen hatte und warum. Da erklärte er mir: «Du bist auch der Einzige, den ich habe, darum müssen wir ‚du‘ zueinander sagen. Wir stehen uns am nächsten auf der Welt.» Dann bat ich ihn noch, dass wir uns nie mehr trennen sollten. «Du bist doch schon erwachsen, du bist doch ein Mann», redete er auf mich ein.

Ich erinnere mich an seine väterliche Zärtlichkeit. Als wir beschossen wurden ... Wir lagen auf der kalten Aprilerde, noch ohne Gras. Va-

ter fand eine etwas tiefere Mulde und sagte zu mir: «Leg dich hinein, ich leg mich darüber, wenn ich getötet werde, bleibst du am Leben.» In der Abteilung hatten alle Mitleid mit mir. Ich erinnere mich, ein älterer Partisan nahm mir einmal die Mütze ab, streichelte lange meinen Kopf und sagte zu Vater, er habe auch so einen. Und als wir durch Sumpf liefen, bis zum Gürtel im Wasser, wollte Vater mich tragen, fiel aber bald hin. Da trugen die Partisanen mich abwechselnd. Das werde ich nie vergessen. Nie werde ich vergessen, wie sie einmal ein wenig Sau-erampfer fanden und alles mir gaben. Und selbst hungrig schlafen gingen.

Im Kinderheim in Gomel, wohin ich zusammen mit einigen anderen Partisanenkindern ausgeflogen wurde, sobald die Stadt befreit war, brachte mir einmal jemand Geld von meinem Vater, einen grossen roten Schein. Ich ging mit den Jungen auf den Markt und kaufte für das ganze Geld Bonbons. Sehr viele. Genug für alle. Die Erzieherin fragte: «Was hast du denn mit dem Geld gemacht, das dein Vater dir geschickt hat?» Ich bekannte, dass ich davon Bonbons gekauft hatte. «Sonst nichts?», fragte sie erstaunt.

Dann wurde Minsk befreit. Ein Mann kam mich abholen und sagte, er würde mich zu meinem Vater bringen. Wir kamen nur mit Mühe in den Zug. Er stieg ein, mich reichte man ihm durchs Fenster.

Ich traf Vater wieder, und erneut bat ich ihn, dass wir uns nie, nie mehr trennen sollten, denn allein sein sei sehr schlimm. Ich erinnere mich, er empfing mich nicht allein, sondern mit einer neuen Mama. Sie presste meinen Kopf an sich, und ich hatte solche Sehnsucht nach mütterlicher Zärtlichkeit und ihre Berührung tat mir so wohl, dass ich gleich im Auto einschliefe. An ihrer Schulter.

Mit zehn kam ich in die erste Klasse. Aber ich war schon gross und konnte lesen – nach einem halben Jahr wurde ich in die zweite Klasse versetzt. Lesen konnte ich, aber schreiben nicht. Ich wurde an die Tafel gerufen, ich sollte ein Wort mit «u» schreiben. Ich stand da und dachte entsetzt, dass ich nicht wusste, wie das «u» geschrieben wird. Aber schiessen konnte ich schon. Gut sogar ...

Eines Tages lag Vaters Pistole nicht mehr im Schrank, ich stellte den ganzen Schrank auf den Kopf – die Pistole war weg.

«Und nun, was willst du denn nun machen?», fragte ich Vater, als er von der Arbeit kam.

«Ich werde Kinder unterrichten», antwortete er.

Ich war verwirrt. Ich dachte, Arbeit, das sei nur Krieg ...

«Du bittest, ich soll dich erschossen ...»

*Wassja Baikatschew, 12 Jahre
Heute Meister in der Lehrlingsausbildung*

Daran habe ich lange zurückgedacht ... Das waren die letzten Tage meiner Kindheit...

In den Winterferien nahm unsere ganze Schule an einem militärischen Geländespiel teil. Zuvor hatten wir Antreten geübt, uns Holzgewehre gebastelt, Tarnumhänge genäht und Kleidung für die Sanitäter. Unsere Paten aus einem militärischen Truppenteil kamen mit Doppeldeckern. Es war toll!

Im Juni dann flogen über uns bereits deutsche Flugzeuge und setzten Spione ab. Das waren junge Männer zwischen zwanzig und sechsundzwanzig Jahren in graukarierten Jacken und Mützen. Zusammen mit den Erwachsenen fingen wir einige davon und brachten sie zum Dorfsowjet. Wir waren sehr stolz, dass wir bei einer militärischen Operation mitgemacht hatten, das erinnerte uns an das Geländespiel im Winter. Doch bald kamen andere ... Sie trugen keine karierten Jacken und Mützen, sondern grüne Uniformen mit hochgekrempelten Ärmeln, Stiefel mit breitem Schaft und eisenbeschlagenen Absätzen, auf dem Rücken hatten sie schwere Tornister, an der Seite lange Gasmasken und Maschinenpistolen über der Schulter. Sie waren wohlgenährt und schwer. Sie sangen und riefen: «In zwei Monaten ist Moskau kaputt.» Vater übersetzte mir, was das bedeutete. Nur zwei Monate? Dieser Krieg war ganz anders als der, den wir vor kurzem gespielt hatten und der mir so gefallen hatte.

In unserem Dorf Malewitschi machten sie in den ersten Tagen nicht halt, sie fuhren weiter bis zur Bahnstation Shlobin. Dort arbeitete mein Vater. Aber er ging nicht mehr dorthin, er wartete, er dachte, unsere Truppen würden jeden Augenblick zurückkommen und die Deutschen wieder an die Grenze treiben. Wir glaubten Vater und warteten ebenfalls auf die Unseren. Wir rechneten jeden Tag mit ihnen. Doch sie ...

Unsere Soldaten ... Sie lagen ringsum: auf den Strassen, im Wald, in Strassengräben, auf dem Feld, in den Gärten. In Torfgruben. Tot lagen sie da. Mitsamt ihren Gewehren. Ihren Handgranaten. Es war warm, und von der Wärme wuchsen sie, es schienen von Tag zu Tag mehr zu werden. Eine ganze Armee. Niemand begrub sie ...

Vater spannte das Pferd ein, und wir fuhren aufs Feld. Wir sammelten die Toten ein. Hoben Gruben aus. Legten immer zehn, zwölf Mann in eine Reihe. Meine Schultasche füllte sich mit Papieren. Ich erinnere mich, sie stammten aus dem Gebiet Kuibyschew und aus der Stadt Uljanowsk.

Nach ein paar Tagen fand ich hinterm Dorf meinen Vater und meinen besten Freund, den vierzehnjährigen Wassja Schewzow – tot.

Ich kam mit Grossvater an diese Stelle. Da begann ein Bombenangriff. Wir konnten Vater nicht begraben. Nach dem Bombenangriff fanden wir nichts mehr von ihm. Keine Spur. Wir stellten auf dem Friedhof ein Kreuz auf – und das wars. Nur ein Kreuz. Darunter vergruben wir Vaters Sonntagsanzug ...

Nach einer Woche konnten wir keine Soldaten mehr einsammeln ... Wir konnten sie nicht mehr anfassen ... Unter den Feldblusen schmatzte Wasser ... Wir sammelten ihre Gewehre ein. Nur die Gewehre. Und ihre Soldbücher.

Grossvater wurde bei einem Bombenangriff getötet...

Wie weiterleben? Wie leben ohne Vater? Ohne Grossvater? Mama weinte und weinte. Was tun mit den Waffen, die wir eingesammelt und an einem sicheren Ort vergraben hatten? Wem geben? Ich konnte mich mit niemandem beraten. Mama weinte.

Im Winter nahm ich Verbindung mit Untergrundkämpfern auf. Sie freuten sich über mein Geschenk. Die Waffen wurden den Partisanen übergeben...

Zeit verging, wie viel, weiss ich nicht mehr ... Vielleicht vier Monate. Ich erinnere mich, dass ich an diesem Tag auf dem Kartoffelacker gefrorene Kartoffeln vom Vorjahr sammelte. Ich kam nass und hungrig

nach Hause, aber mit einem vollen Eimer. Ich hatte gerade die nassen Bastschuhe ausgezogen, da klopfte jemand an die Luke des Kellers, in dem wir wohnten. Jemand fragte: «Ist Boikatschew hier?» Als ich mich in der Kellerluke zeigte, befahl er mir rauszukommen. In der Eile hatte ich statt der Ohrenklappenmütze eine Budjonny-Mütze aufgesetzt, wofür ich sofort eins mit der Knute übergezogen bekam.

Vor dem Keller standen drei Pferde, darauf sassen Deutsche und Polizisten. Ein Polizist stieg vom Pferd, warf mir einen Riemen um den Hals und band mich am Sattel fest. Mama bat: «Ich will ihm nur noch was zu essen mitgeben.» Sie ging in den Keller nach einem Puffer aus gefrorenen Kartoffeln, und sie trieben die Pferde mit der Peitsche an und gallopierten los. So schleiften sie mich fünf Kilometer hinter sich her, bis zum Dorf Wessjoly.

Beim ersten Verhör stellte der Offizier einfache Fragen: Name, Vorname, Geburtsjahr. Vater und Mutter. Dolmetscher war ein junger Polizist. Am Ende des Verhörs sagte er: «Jetzt gehst du die Folterkammer saubermachen. Sieh dir die Bank dort genau an ...» Sie gaben mir einen Eimer Wasser und einen Besen und führten mich raus.

Dort sah ich ein schreckliches Bild: Mitten im Zimmer befand sich eine breite Bank mit angenieteten Riemen. Drei Riemen – für Hals, Hüfte und Beine. In der Ecke standen dicke Birkenknüppel und ein Wassereimer, das Wasser darin war ganz rot. Auf dem Boden eine Blutlache ... Urin ... Und Kot...

Ich schleppte und schleppte Wasser. Der Lappen, mit dem ich aufwischte, blieb trotzdem rot.

Am Morgen rief mich der Offizier zu sich.

«Wo sind die Waffen? Mit welchen Untergrundkämpfern hast du Kontakt? Welche Aufträge hast du bekommen?»

Ich redete mich heraus, ich wüsste nichts, ich sei noch zu klein, und auf dem Acker hätte ich keine Waffen gesammelt, sondern gefrorene Kartoffeln.

«In den Keller mit ihm», befahl der Offizier einem Soldaten.

Ich wurde in einen Keller mit kaltem Wasser gesperrt. Davor zeig-

ten sie mir einen Partisanen, den sie gerade dort rausgeschleppt hatten. Er hatte die Folterungen nicht ausgehalten und sich ertränkt ... Nun lag er auf der Strasse ...

Das Wasser stand mir bis zum Hals ... Ich fühlte mein Herz und mein Blut pochen und wie mein Blut das Wasser um meinen Körper herum erwärmte. Mein einziger Gedanke war: Bloss nicht das Bewusstsein verlieren. Bloss nicht ertrinken.

Das nächste Verhör: Eine Pistole wurde an mein Ohr gehalten, ein Schuss – eine trockene Diele krachte. Sie hatten in den Fussboden geschossen! Ein Knüppelhieb auf die Halswirbelsäule, ich falle hin ... Jemand Grosses, Schweres steht über mir, er riecht nach Wurst und Wodka. Mir ist übel, aber mein Magen ist leer. Ich höre: «Gleich leckst du auf, was du da auf den Boden gemacht hast. Kapiert, du rotes Balg?»

In der Zelle schlief ich nicht ein, ich verlor vor Schmerzen das Bewusstsein. Mal glaubte ich, auf dem Schulappell zu stehen, und unsere Lehrerin Ljubow Iwanowna sagte: «Im Herbst kommt ihr in die fünfte Klasse, bis dahin auf Wiedersehen, Kinder. Über den Sommer werdet ihr alle ein Stück wachsen. Wassja Boikatschew ist jetzt der Kleinste, und dann wird er der Grösste sein.» Ljubow Iwanowna lächelt ...

Mal bin ich mit Vater auf dem Feld, wir suchen getötete Soldaten. Vater läuft irgendwo vor mir, und ich finde unter einer Fichte einen Mann ... Nein, keinen Mann, sondern das, was von ihm übrig ist. Er hat keine Arme mehr und keine Beine ... Aber er lebt noch und bittet: «Er-schiess mich, mein Junge ...»

Der alte Mann, der neben mir lag, weckte mich: «Nicht schreien, mein Junge.»

«Was schreie ich denn?»

«Du bittest, ich soll dich erschiessen ...»

Jahrzehnte sind seitdem vergangen, und ich staune noch immer: Ich bin am Leben?

«Und ich hatte nicht einmal ein Kopftuch um ...»

*Nadja Gorbatschowa, 7 Jahre
Heute Mitarbeiterin beim Fernsehen*

Am Krieg interessiert mich das Unerklärliche ... Ich denke noch immer viel an den Krieg ...

Wie Vater an die Front ging, daran erinnere ich mich nicht...

Sie haben es uns nicht gesagt. Wollten uns schonen. Am Morgen brachte er meine Schwester und mich in den Kindergarten. Alles war wie immer. Am Abend fragten wir natürlich, warum Vater nicht da war, aber Mama beruhigte uns: «Er kommt bald wieder. In ein paar Tagen.»

Ich erinnere mich an die Fahrt ... Lastwagen, auf der Ladefläche muhten Kühe, quiekten Schweine, auf einem Laster hielt ein Junge einen Kaktus in der Hand, während der Fahrt wurde er hin und her geschleudert und rannte mit dem Kaktus in der Hand von einer Seite zur anderen. Darüber mussten meine Schwester und ich lachen. Wir waren Kinder ... Wir sahen die Felder, die Schmetterlinge. Uns gefiel die Fahrt. Mama behütete uns, wir sassen unter ihren «Fittichen». Irgendwo hatten wir im Hinterkopf, dass etwas Schlimmes geschehen war, aber Mama war bei uns, und dort, wohin wir fuhren, würde alles gut sein. Sie beschützte uns vor den Bomben, vor den erschrockenen Gesprächen der Erwachsenen, vor allem Schlechten. Hätten wir in Mamas Gesicht lesen können, würden wir darin alles gelesen haben. Aber ich erinnere mich nicht daran, ich erinnere mich an eine grosse Libelle, die auf der Schulter meiner kleinen Schwester landete, ich schrie: «Ein Flugzeug!», und die Erwachsenen sprangen plötzlich von den Wagen und schauten zum Himmel.

Wir kamen zu Grossvater ins Dorf Gorodez im Bezirk Senno. Er hatte eine grosse Familie, und wir richteten uns in der Sommerküche ein. Deshalb nannten sie uns «Sommergäste», und das blieb bis Kriegsende so. Ich erinnere mich nicht, dass wir gespielt hätten, zumindest

keine Sommerspiele. Wir hatten noch einen kleinen Bruder, um den kümmerten wir uns, denn Mama musste im Garten buddeln, pflanzen und nähen. Sobald Mama aus dem Haus war, ging es los: Teller und Löffel abwaschen, Fussböden wischen, den Ofen weiterheizen, Reisig für den nächsten Tag sammeln, Wasser holen – einen ganzen Eimer schafften wir nicht, wir trugen immer nur einen halben. Abends bestimmte Mama: Du bist zuständig für die Küche, du für den Kleinen. Und jede war für ihre Aufgaben verantwortlich.

Sosehr wir auch hungerten, eines Tages hatten wir eine Katze und bald auch einen Hund. Sie gehörten zur Familie, wir teilten alles mit ihnen. Wenn es für Hund und Katze mal nicht reichte, dann legte jede von uns heimlich ein Stückchen für sie beiseite. Als die Katze durch einen Splitter starb, schien uns dieser Verlust unerträglich. Wir weinten zwei Tage lang. Wir begruben sie feierlich und unter Tränen. Stellten ihr ein Kreuz auf, pflanzten Blumen und gossen sie immer.

Noch heute, wenn ich an unsere Tränen damals denke, kann ich mir keine Katze anschaffen. Meine Tochter hat so gebettelt, wir sollten ein Hündchen kaufen, aber ich brachte es nicht fertig.

Doch dann geschah etwas mit uns. Wir hörten auf, den Tod zu fürchten.

Grosse deutsche Autos kamen, wir wurden alle aus den Hütten getrieben. Sie liessen uns antreten und zählten: «Eins, zwei, drei...» Mama war die Neunte, und jeder Zehnte wurde erschossen. Unser Nachbar ... Mama hielt den Kleinen auf dem Arm, er fiel ihr buchstäblich aus der Hand.

Ich erinnere mich an die Gerüche ... Wenn ich heute im Film Faschisten sehe, dann rieche ich den Geruch der Soldaten ... Leder, gutes Tuch, Schweiss ...

Meine Schwester war an diesem Tag für den Kleinen verantwortlich, ich jätete im Garten Unkraut. Wenn ich mich zu den Kartoffeln bückte, war ich nicht zu sehen. Sie wissen ja, wenn man ein Kind ist, kommt einem alles gross und hoch vor. Als ich das Flugzeug bemerkte, kreiste es bereits über mir, ich konnte den Piloten deutlich erkennen. Ei-

ne kurze Maschinengewehrsalve – bum-bum! Und das Flugzeug wendete noch einmal. Er wollte mich gar nicht töten, er machte sich einen Spass daraus. Das begriff ich sogar mit meinem kindlichen Verstand schon. Und ich hatte nicht einmal ein Kopftuch um, nichts, womit ich mich hätte bedecken können ...

Ja, was ist das? Wie soll ich das erklären? Ich wüsste gern – ob dieser Pilot wohl noch lebt? Und woran erinnert er sich?

Wenn der Augenblick vorbei war, wenn sich entschied: stirbst du von einer Kugel oder vor Angst, dann kam eine neutrale Zone – ein Unglück war vorübergegangen, vom nächsten ahnte man noch nichts –, und es wurde viel gelacht. Die Menschen neckten einander, lachten: Wer sich wie versteckt hatte, wie weggerannt war, wie die Kugel geflogen kam, aber nicht traf. Vorbeiflog. Selbst wir Kinder sassen zusammen und lachten übereinander – wer Angst gehabt hatte und wer nicht. Wir lachten und weinten zugleich.

Ich erinnere mich an den Krieg, um zu verstehen ... Wozu sonst?

Wir hatten zwei Hühner. Wenn wir zu ihnen sagten: «Still, die Deutschen!», gaben sie keinen Laut von sich. Sie sassen ganz still mit uns unterm Bett und sagten keinen Mucks. Wenn ich später im Zirkus dressierte Hühner sah, konnte mich das nie verblüffen. Unsere legten obendrein noch in der Kiste unterm Bett jeden Tag brav zwei Eier. Wir fühlten uns so reich!

Zu Neujahr wurde sogar ein Tannenbaum aufgestellt. Natürlich war es Mama, die nicht vergass, dass wir noch Kinder waren. Wir schnitten bunte Bilder aus Büchern aus, bastelten Kugeln aus Papier: Eine Seite weiss, die andere schwarz; machten Girlanden aus alten Wollfäden. Und an diesem Tag lächelten alle einander ganz besonders an, und statt Geschenken (die gab es nicht) legten wir uns Briefchen unter den Baum.

Ich schrieb Mama: «Mamuletschka, ich habe dich sehr lieb. Sehr! Sehr!» Wir schenkten einander Worte.

Jahre sind vergangen ... Ich habe so viele Bücher gelesen ... Aber über den Krieg weiss ich heute nicht viel mehr als damals, als ich noch ein Kind war.

«Es war niemand mehr da zum Spielen ... »

*Valja Nikitenko, 4 Jahre
Heute Ingenieurin*

In der kindlichen Erinnerung wird alles gesammelt wie in einem Fotoalbum. Einzelne Bilder ...

Mama bittet: «Laufen, laufen ... Tapp, tapp.» Sie hat die Hände nicht frei.

Ich nörgele: «Mir tun die Beine weh.»

Mein dreijähriger Bruder schubst mich an: «Lauf, sonst fangen uns die Deutschen.» Und wir laufen schweigend nebeneinander.

Vor den Bomben verstecke ich meinen Kopf und meine Puppe, die Puppe hat schon keine Arme und Beine mehr. Ich weine – Mama soll sie verbinden ...

Jemand hat Mama ein Flugblatt gebracht. Ich weiss schon, was das ist ... Es ist ein grosser Brief aus Moskau, ein guter Brief. Sie redet mit Grossmutter, und ich begreife, dass unser Onkel bei den Partisanen ist. In unserer Nachbarschaft lebte die Familie eines Polizisten. Und wie Kinder so sind, wissen Sie, draussen gab jeder mit seinem Papa an. Ihr Junge sagt: «Mein Papa hat eine Maschinenpistole ...»

Ich will auch prahlen: «Und unser Onkel hat ein Flugblatt gebracht...»

Das hörte die Mutter des Polizisten, sie kam zu Mama und warnte sie: Unserer Familie drohe tödliches Unglück, wenn ihr Sohn meine Worte hört oder ein Kind ihm davon erzählt.

Mama ruft mich von draussen herein und bittet: «Wirst du das nicht mehr sagen, Töchterchen?»

«Doch!»

«Das darfst du nicht.»

«Er darf, und ich nicht?»

Da nahm sie eine Weidengerte, aber mich zu schlagen tat ihr leid. Sie stellte mich in die Ecke.

«Wirst du es lassen? Sonst wird Mama getötet.»

«Dann kommt unser Onkel mit einem Flugzeug aus dem Wald und rettet dich.»

Ich schlief in der Ecke ein ...

Unser Haus brennt, ich werde halb schlafend aus dem Haus getragen. Mein Mantel und meine Schuhe sind verbrannt. Ich laufe in Mamas Jacke rum, sie reicht bis zum Boden.

Wir leben in einer Erdhütte. Ich krieche heraus und rieche Hirsebrei mit Speck. Bis heute schmeckt mir nichts so gut wie Hirsebrei mit Speck. Jemand ruft: «Die Unseren sind da!» Im Garten bei Tante Wasilissa – so nennt Mama sie, wir Kinder sagen «Oma Wassja» – steht eine Feldküche. Sie verteilen Kochgeschirre mit Brei an uns, an die Kochgeschirre erinnere ich mich genau. Wie wir assen, weiss ich nicht mehr, Löffel hatten wir nicht...

Ich bekam einen Krug Milch, die hatte ich den ganzen Krieg über nicht gesehen. Die Milch wurde in eine Tasse gegossen, die fiel mir herunter und ging kaputt. Ich weine, alle denken, ich weine wegen der kaputten Tasse, aber ich weinte, weil ich die Milch verschüttet hatte. Sie schmeckte so gut, und mehr würde ich doch nicht bekommen ...

Nach dem Krieg kamen die Krankheiten. Mehr als im Krieg. Merkwürdig, nicht wahr?

Eine Diphtherie-Epidemie ... Die Kinder starben. Als die Zwillingen der Nachbarn begraben wurden, mit denen ich befreundet war, lief ich hin. Ich stehe in Mamas Jacke und barfuss vor den kleinen Särgen. Mama zieht mich von dort fort. Grossmutter und sie fürchten, dass ich nun auch Diphtherie bekomme. Aber nein – ich huste nur.

Nach der Diphtherie gab es im Dorf kaum noch Kinder. Es war niemand mehr da zum Spielen ...

«Ich mache in der Nacht das Fenster auf...
und gebe die Blätter dem Wind...»

*Soja Masharowa, 12 Jahre
Heute Po st angestellte*

Ich habe einen Engel gesehen. Er kam nicht sofort...

Er besuchte mich im Traum, als wir nach Deutschland fuhren. Im Waggon. Wir konnten nichts sehen, kein Stück vom Himmel. Aber er kam zu mir ...

Haben Sie auch keine Angst? Vor dem, was ich erzähle? Ich höre manchmal Stimmen oder sehe einen Engel ... Wenn ich davon erzähle, da mag nicht jeder lange zuhören. Ich werde selten eingeladen. An die Festtafel. Selbst von meinen Nachbarn. Ich erzähle und erzähle ... Vielleicht, weil ich schon so alt bin? Ich kann einfach nicht aufhören.

Ich fange ganz am Anfang an ... Das erste Kriegsjahr lebte ich mit Mama und Papa zusammen. Habe gemäht, gepflügt, gedroschen. Wir mussten alles an die Deutschen abliefern: Getreide, Kartoffeln, Erbsen. Sie kamen im Herbst auf Pferden, gingen durch die Höfe und sammelten es ein, als – ich hab das Wort schon vergessen –, ja, als Abgabe. Auch Polizisten waren dabei, die kannten wir alle. Aus dem Nachbardorf. So lebten wir. Gewöhnten uns sozusagen daran. Hitler, sagten sie, stehe schon vor Moskau. Vor Stalingrad.

Nachts kamen Partisanen ... Und sie erzählten etwas anderes: Stalin würde Moskau nie aufgeben. Und auch Stalingrad nicht.

Und wir pflügten und ernteten ... Am Wochenende und an Feiertagen war abends Tanz. Wir tanzten auf der Strasse. Zur Ziehharmonika.

Ich erinnere mich, das war am Palmsonntag ... Wir hatten Weidenzweige gepflückt, waren in der Kirche gewesen. Dann versammelten wir uns auf der Strasse. Warteten auf den Ziehharmonikaspieler. Da kamen die Deutschen. Mit grossen, geschlossenen Lastwagen, mit Schä-

ferhunden. Sie umringten uns und befahlen: In die Autos einsteigen. Sie stiessen uns mit ihren Gewehrkolben. Einige von uns schrien, andere weinten. Noch ehe unsere Eltern herbeigelaufen kamen, sassen wir bereits in den Autos. Unter Segeltuchplanen. Von uns aus ist es nicht weit bis zur nächsten Bahnstation, dort brachten sie uns hin. Da standen schon Waggonen bereit und warteten auf uns. Ein Polizist zerrte mich in den Waggon, ich wehrte mich. Er wickelte sich meinen Zopf um die Hand.

«Hör auf zu schreien, dummes Ding. Der Führer befreit euch von Stalin.»

«Aber was soll ich dort in der Fremde?» Man hatte uns schon agitiert, freiwillig nach Deutschland zu gehen. Uns ein schönes Leben versprochen

«Ihr werdet dem deutschen Volk helfen, den Bolschewismus zu besiegen.»

«Ich will zu meiner Mama.»

«Du wirst in einem Haus mit Ziegeldach wohnen und Schokoladenbonbons essen.»

«Ich will zu meiner Mama ...»

O-o-oh! Wenn der Mensch wüsste, was für ein Schicksal ihn erwartet, würde er nicht bis zum nächsten Morgen überleben.

Wir wurden verladen und fuhren ab. Wir waren lange unterwegs, aber wie lange, das weiss ich nicht. In unserem Waggon stammten alle aus dem Gebiet Witebsk. Aus verschiedenen Dörfern. Alle waren jung, viele so wie ich, noch minderjährig. Ich wurde gefragt: «Wie haben sie dich denn erwischt?» – «Beim Tanz.»

Vor Hunger und Angst verlor ich häufig das Bewusstsein. Ich lag da und schloss die Augen. Und da ... Da sah ich zum ersten Mal einen Engel. Der Engel war ganz klein, auch seine Flügel waren ganz klein. Wie die von einem Vogel. Ich sehe: Er will mich retten. Wie will er mich denn retten, dachte ich, wenn er so klein ist? Das war das erste Mal, dass ich ihn gesehen habe ...

Der Durst... Uns alle quälte der Durst, die ganze Zeit hatten wir Durst. Wir waren vollkommen ausgetrocknet, so sehr, dass die Zunge

herausging, ich konnte sie nicht zurückstopfen. Am Tag fuhren wir mit heraushängender Zunge. Mit offenem Mund. Nachts war es ein wenig leichter.

Das werde ich nie vergessen ... Im ganzen Leben nicht...

In der Ecke standen Eimer, wo wir während der Fahrt unsere kleine Notdurft verrichteten. Und ein Mädchen ... Sie kroch zu diesen Eimern, umschlang einen Eimer mit den Armen, legte die Lippen daran und trank. Trank mit grossen Schlucken. Hinterher musste sie brechen ... Sie hat gebrochen und ist wieder zum Eimer gekrochen ... Und musste wieder brechen ...

O-o-oh! Wenn der Mensch wüsste, was für ein Schicksal ihn erwartet ...

Ich erinnere mich an die Stadt Magdeburg ... Dort wurden wir kahlgeschoren und mit einer weissen Lösung übergossen. Zur Vorbeugung. Der ganze Körper brannte von dieser Lösung, von dieser weissen Flüssigkeit wie Feuer. Die Haut wurde ganz wund. Und wehe, wenn man etwas davon auf die Lippen oder in die Augen bekam! O-o-oh ... Wehe! Ich wollte nicht mehr leben. Mir tat nichts und niemand mehr leid, nicht ich selbst, nicht Mama und Papa. Wohin man auch schaute – überall standen sie. Mit Schäferhunden. Die Schäferhunde hatten schreckliche Augen. Ein Hund sieht einem Menschen eigentlich nie in die Augen, er sieht immer an ihm vorbei, diese aber sahen einem direkt in die Augen. Sie sahen uns in die Augen ... Ich wollte nicht mehr leben ... Mit mir fuhr ein Mädchen, das ich kannte, und ich weiss nicht, warum – jedenfalls hatten sie auch deren Mutter mitgenommen. Vielleicht war die Mama einfach mit ins Auto gesprungen. Ich weiss es nicht.

Das werde ich nie vergessen ... Mein ganzes Leben nicht...

Dieses Mädchen stand da und weinte, denn sie hatte, als wir zur Desinfizierung geführt wurden, ihre Mama verloren. Ihre Mama war jung. Eine hübsche Mama ... Solange wir unterwegs waren, war es immer dunkel gewesen: Niemand öffnete für uns die Türen, es waren Güterwaggons ohne Fenster. Wir konnten einander kaum sehen. Die ganze Fahrt über hatte sie ihre Mama nicht gesehen. Sie steht da und weint, da

kommt eine alte Frau auf sie zu und streckt ihr die Arme entgegen. Will sie streicheln. Aber das Mädchen läuft weg vor der Frau, bis sie ruft: «Töchterchen ...» Da erst erkannte sie an der Stimme, dass das ihre Mama war.

O-o-oh ... Wenn der Mensch wüsste ... Wenn er wüsste ...

Wir hatten die ganze Zeit Hunger. Wir lebten wie im Schlaf. Ich wusste nicht mehr, wo ich war, erinnerte mich an keine Namen, an nichts ...

Ich erinnere mich, ich schleppte Kisten in einer Munitionsfabrik. Dort roch es immer nach Streichhölzern. Nach Rauch ... Es war kein Rauch da, aber es roch danach ...

Ich erinnere mich, ich habe Kühe gemolken bei einem Bauern. Habe gepflegt und gesät, Holz gehackt. Zwölf Stunden am Tag ...

Zu essen bekamen wir dort Kartoffelschalen und Futterrüben, zu trinken Tee mit Saccharin. Den Tee nahm meine Kameradin mir weg. Eine Ukrainerin. Sie war älter ... und stark ... Sie sagte: «Ich muss überleben. Meine Mama hat nur noch mich.»

Auf dem Feld sang sie immer schöne ukrainische Lieder. Sehr schöne.

Ich ... Alles auf einmal... An einem Abend kann ich das gar nicht alles erzählen. Das hält mein Herz nicht aus.

Wo war das? Ich erinnere mich nicht ... Aber das war schon im Lager ... Ja, da war ich wohl schon in Buchenwald ...

Dort entluden wir Autos mit Toten, die Toten schichteten wir zu Stapeln auf, in Schichten – eine Schicht Tote, eine Schicht geteerte Bahnschwellen. Zum Verbrennen. Manchmal waren unter den Toten noch Lebende, und sie wollten uns etwas sagen. Aber wir durften nicht bei ihnen stehenbleiben. Nicht einmal zuhören.

O-o-oh ... Das Leben des Menschen ... Ich weiss nicht, ob ein Baum ein leichtes Leben hat oder alles Lebendige, das der Mensch gezähmt hat. Das Vieh, der Vogel... Aber über den Menschen weiss ich Bescheid ...

Ich wollte sterben. Und mir tat niemand mehr leid. Nachts kam mein Engel mich besuchen. Ich erinnere mich nicht, mit welchen Worten er

mich tröstete, aber es waren zärtliche Worte. Er redete lange auf mich ein. Wenn ich anderen von meinem Engel erzählte, hielten sie mich für verrückt. Es war schon lange niemand mehr da, den ich kannte, um mich herum waren nur Fremde. Lauter fremde Menschen. Niemand wollte einen anderen kennenlernen, denn am nächsten Tag konnte einer von beiden bereits tot sein. Wozu sich also kennenlernen ... Aber einmal gewann ich ein kleines Mädchen lieb, Maschenka. Einen Monat lang waren wir befreundet. Ein Monat – das ist im Lager ein ganzes Leben. Sie sprach mich zuerst an: «Hast du einen Bleistift?»

«Nein.»

«Und ein Blatt Papier?»

«Auch nicht. Was willst du denn damit?»

«Ich weiss, dass ich bald sterbe, darum will ich meiner Mama einen Brief schreiben.»

Im Lager waren Bleistift und Papier nicht erlaubt. Aber wir trieben für sie beides auf. Alle mochten sie – sie war so blond und so still. Hatte eine ganz leise Stimme.

«Wie willst du denn den Brief abschicken?», fragte ich.

«Ich mache in der Nacht das Fenster auf ... und gebe die Blätter dem Wind ...»

Ich weiss nicht... Sie war vielleicht acht Jahre alt, vielleicht auch zehn. Wie soll man das erkennen, wenn jemand nur noch Haut und Knochen ist? Alle dort waren keine richtigen Menschen mehr, nur noch Knochen. Bald wurde das Mädchen krank, sie konnte nicht mehr aufstehen und zur Arbeit gehen. Ich flehte sie an. Ich weiss nicht mehr, wie, aber am ersten Tag trug ich sie bis zur Tür. Sie lehnte sich an die Tür, doch laufen konnte sie nicht. Zwei Tage lag sie, am dritten kamen sie und holten sie ab, mit einer Trage. Aus dem Lager gab es nur einen Ausgang: durch den Schornstein ... Direkt in den Himmel...

Das werde ich nie vergessen ... Mein ganzes Leben nicht... Nachts unterhielten wir uns.

«Kommt dich manchmal ein Engel besuchen?» Ich wollte ihr von meinem Engel erzählen.

«Nein. Meine Mama kommt mich besuchen. Sie hat immer eine weisse Bluse an. Ich erinnere mich an diese Bluse, weiss mit gestickten blauen Kornblumen drauf.»

Im Herbst... Ich überlebte bis zum Herbst. Durch welches Wunder? Ich weiss es nicht. Am Morgen wurden wir zur Arbeit aufs Feld getrieben. Wir ernteten Kohl. Ich hatte lange nicht mehr auf dem Feld gearbeitet. Im Lager sah man keinen Himmel und auch keine Erde, wegen des Rauchs. Tag und Nacht quoll aus dem Schornstein Rauch. Ein hoher, schwarzer Schornstein. Auf dem Feld entdeckte ich eine Blume, eine gelbe Blume, ich hatte schon ganz vergessen, wie Blumen aussehen. Ich streichelte die Blume. Auch die anderen Frauen streichelten sie. Wir wussten, auf dieses Feld brachten sie die Asche aus unserem Krematorium. Jeder von uns hatte schon jemanden verloren, die eine ihre Schwester, die Nächste ihre Mama. Und ich Maschenka ...

Wenn ich gewusst hätte, dass ich überleben werde, hätte ich sie nach der Adresse ihrer Mama gefragt. Aber ich dachte nicht...

Wie habe ich überlebt, da ich doch hundertmal gestorben bin? Ich weiss es nicht... Mein Engel hat mich wohl gerettet. Er erscheint mir auch heute noch, er liebt Nächte, in denen der Mond hell ins Fenster scheint. Ganz weiss ...

Haben Sie keine Angst bei mir? Keine Angst, mir zuzuhören?

O-o-oh ...

«Grabthier...»

*Wolodja Barsuk, 12 Jahre
Heute Vorsitzender des Weissrussischen Republikowjets
des Sportvereins Spartak*

Wir gingen sofort zu den Partisanen ...

Die ganze Familie: Papa, Mama und mein Bruder und ich. Mein Bruder war älter. Er bekam ein Gewehr. Ich beneidete ihn, und er brachte mir das Schiessen bei.

Eines Tages kehrte mein Bruder nicht vom Einsatz zurück. Mama wollte lange nicht glauben, dass er tot ist. Uns wurde gemeldet, eine Gruppe von Partisanen sei von den Deutschen eingekreist worden und habe sich mit einer Panzermine in die Luft gesprengt, um nicht lebendig in Gefangenschaft zu geraten. Mama hatte den Verdacht, dass auch unser Alexander dabeigewesen war. Er war zwar nicht mit dieser Gruppe zum Einsatz geschickt worden, aber er konnte sie getroffen haben. Sie ging zum Kommandeur und sagte: «Ich fühle, dass auch mein Sohn dort liegt. Erlauben Sie mir, dorthin zu fahren.»

Sie bekam mehrere Kämpfer mit, und wir fuhren los. Und dann – das Herz einer Mutter ist etwas Erstaunliches. Die Partisanen gruben an einer Stelle, doch Mama zeigte an eine andere: «Grabt hier ...» Sie gruben dort und fanden meinen Bruder, er war nicht mehr zu erkennen, er war ganz schwarz. Mama erkannte ihn an seiner Blinddarmnarbe und an dem Kamm in seiner Tasche.

Ich muss immer an meine Mama denken ...

Ich erinnere mich, wie ich zum ersten Mal rauchte. Sie sah es und rief Vater: «Sieh dir an, was Wowka macht!»

«Was macht er denn?»

«Er raucht.»

Vater kam zu mir und schaute mich an.

«Lass ihn. Nach dem Krieg sehen wir weiter.»

Im Krieg erinnerten wir uns die ganze Zeit daran, wie wir vor dem

Krieg gelebt hatten. Wir hatten alle in einem grossen Haus gewohnt, mehrere verwandte Familien. Friedlich und fröhlich. Tante Lena kaufte am Gehaltstag immer viel Kuchen und Käse, versammelte sämtliche Kinder und bewirtete alle damit. Sie ist umgekommen, auch ihr Mann und ihr Sohn. Alle meine Onkel sind umgekommen.

Der Krieg war aus ... Ich erinnere mich, wie ich mit Mama die Strasse entlangging, sie trug Kartoffeln, die hatte sie aus dem Betrieb, wo sie arbeitete. Aus den Ruinen kam ein deutscher Kriegsgefangener und sagte auf Deutsch: «Mutter, bitte, Kartoffel...»

Mama erwiderte: «Nein, von mir kriegst du keine. Vielleicht hast du ja meinen Sohn getötet?»

Der Deutsche schwieg verblüfft. Mama ging weg. Dann kehrte sie um und gab ihm ein paar Kartoffeln.

«Hier, iss ...»

Jetzt war ich verblüfft ... Wie?

Wir rodelten im Winter oft auf gefrorenen deutschen Leichnamen, vor der Stadt fanden wir noch lange welche. Wir benutzten sie als Schlitten ... Traten die Toten mit Füßen ... Sprangen auf ihnen herum ... Wir hassten sie noch immer.

Meine Mama lehrte mich lieben ... Das war meine erste Nachkriegs-
lektion in Liebe ...

«Wir begruben Grossvater unter unserem Fenster...»

Warja Wyrko, 6 Jahre

Heute Weberin

Ich erinnere mich an den Winter, den kalten Winter ... Im Winter wurde Grossvater getötet ... Im Hof unseres Hauses wurde er getötet. Am Tor.

Wir begruben ihn unter unserem Fenster ...

Auf dem Friedhof durften wir ihn nicht begraben, weil er einen Deutschen geschlagen hatte. Polizisten standen an unserer Gartenpforte und liessen niemanden zu uns. Weder Verwandte noch Nachbarn. Mama und Grossmutter zimmerten aus Kisten eigenhändig einen Sarg. Sie wuschen Grossvater auch selbst, obwohl nahe Angehörige das eigentlich nicht dürfen. Das müssen eigentlich fremde Menschen tun. Ich erinnere mich an ein Gespräch darüber im Haus. Eigenhändig trugen sie den Sarg. Bis zum Tor. Die Polizisten brüllten: «Umkehren! Sonst werden alle erschossen! Verscharrt ihn wie einen Hund in eurem Garten.»

So ging das drei Tage. Sie trugen den Sarg bis zum Tor, dann mussten sie zurück. Wurden zurückgetrieben ...

Am dritten Tag begann Grossmutter unterm Fenster eine Grube zu graben. In unserem Garten. Ich war damals wohl schon sieben, ich half ihr dabei. Mama holte mich weinend aus der Grube raus.

Dort... An der Stelle, wo Grossvater liegt, steht heute ein Apfelbaum. Statt einem Kreuz steht er da. Jetzt ist der Apfelbaum schon alt...

«... damit es schön aussah.»

*Leonid Schakinko, 12 Jahre
Heute Maler*

Unsere Erschiessung ...

Wir wurden vor der Hütte des Brigadiers zusammengetrieben ... Das gesamte Dorf. Ein warmer Tag, das Gras war ganz warm. Manche saßen, manche standen. Die Frauen mit weissen Kopftüchern, die Kinder barfuss. Dort, wo wir jetzt standen, hatten wir uns immer an Feiertagen versammelt. Hatten gemeinsam gesungen. Am ersten und am letzten Tag der Ernte. Auch damals hatten manche gestanden, manche gesessen. Kundgebungen hatten wir dort abgehalten.

Und nun ... Niemand weinte. Niemand sprach. Selbst damals verblüffte mich das. Ich hatte gelesen, dass die Menschen normalerweise weinen, schreien, wenn sie fühlen, dass der Tod nahe ist – aber ich erinnere mich an keine einzige Träne. Keine einzige Träne ... Wenn ich heute daran zurückdenke, überlege ich: Vielleicht war ich in diesen Minuten taub und habe einfach nichts gehört? Warum gab es keine Tränen?

Die Kinder bildeten ein Grüppchen für sich, obwohl niemand uns von den Erwachsenen getrennt hatte. Aus irgendeinem Grund hielten unsere Mütter uns nicht bei sich. Warum? Ich weiss es bis heute nicht. Normalerweise gaben wir Jungen uns wenig mit den Mädchen ab, es galt: Ein Mädchen muss man verdreschen, an den Zöpfen ziehen. Hier aber drängten wir uns eng aneinander. Wissen Sie, nicht einmal die Hofhunde bellten.

Ein paar Schritte von uns entfernt wurde ein Maschinengewehr aufgestellt, zwei SS-Soldaten setzten sich daneben und unterhielten sich seelenruhig, scherzten und lachten sogar.

Vor allem solche Details habe ich behalten ...

Ein junger Offizier kam. Der Dolmetscher übersetzte: «Der Herr Offizier befiehlt, die Namen derer zu nennen, die Verbindung zu den Par-

tisanen haben. Wenn ihr nichts sagt, werden alle erschossen.»

Alle blieben stehen und sitzen wie zuvor.

«Noch drei Minuten, und ihr werdet erschossen», sagte der Dolmetscher und hob drei Finger in die Luft.

Nun sah ich die ganze Zeit auf seine Hand.

«Noch zwei Minuten, und ihr werdet erschossen ...»

Alle drängten sich enger zusammen, manche teilten einander noch etwas mit, aber nicht mit Worten, sondern mit Gesten, mit den Augen. Ich zum Beispiel stellte mir lebhaft vor, dass wir erschossen werden und dann nicht mehr da sind.

«Die letzte Minute – und es ist aus mit euch ...»

Ich sah, wie der Soldat das Schloss abnahm, den Patronengurt einlegte und nach dem MG griff. Manche waren zwei Meter davon entfernt, andere zehn.

Von denen, die vorn standen, wurden vierzehn Personen abgezählt. Sie gaben ihnen Spaten in die Hand und liessen sie eine Grube ausheben. Uns Übrige trieben sie näher heran, wir sollten zuschauen, wie sie gruben. Sie gruben sehr schnell. Ich erinnere mich, die Grube war gross und tief, mannshoch. Eine Grube wie für ein Haus, für ein Fundament.

Sie erschossen immer drei auf einmal. Stellten sie an den Rand der Grube – und schossen direkt von vorn. Die Übrigen sahen zu ... Ich erinnere mich nicht, dass sich die Eltern von ihren Kindern verabschiedet hätten oder die Kinder von den Eltern. Eine Mutter hob ihren Kleidersaum und hielt ihrer Tochter die Augen zu. Doch nicht einmal die kleinen Kinder weinten ...

Sie erschossen vierzehn Personen, dann schütteten sie die Grube zu. Wir standen wieder daneben und beobachteten, wie sie die Erde aufschütteten und mit ihren Stiefeln festtrampelten. Dann klopfen sie sie noch mit den Spaten fest, damit es schön aussah. Ordentlich. Verstehen Sie, sie haben sogar die Ecken begradigt, fein säuberlich. Ein älterer Deutscher wischte sich anschliessend den Schweiss von der Stirn, als hätte er auf dem Feld gearbeitet. Ein kleiner Hund kam angelaufen ...

Keiner wusste, woher der kam. Wem er gehörte. Er hat ihn gestreichelt...

Nach zweiundzwanzig Tagen durften wir die Toten ausgraben. Mitnehmen und begraben. Da erst schrien die Frauen, da heulte das ganze Dorf. Klagte und jammerte ...

Viele Male habe ich eine Leinwand aufgezogen ... Wollte das malen ... Aber es wurde immer etwas anderes: Bäume, Gras ...

«Dann kaufe ich mir ein Kleid mit einer Schleife ... »

*Polja Paschkewitsch, 4 Jahre
Heute Schneiderin*

Mit vier Jahren ... Ich dachte nie an Krieg ...

Aber ich stellte mir Krieg so vor: Ein grosser dunkler Wald, und da ist Krieg. Etwas Schauriges. Warum im Wald? Weil im Märchen das Schaurigste immer im Wald passiert.

Durch unser Belynitschi zogen endlos Truppen, damals begriff ich noch nicht, dass sie auf dem Rückzug waren. Ich erinnere mich, dass viele Soldaten ins Haus kamen, mich auf den Arm nahmen. Mich bedauerten. Sie wollten mir gern etwas zu essen schenken, aber sie hatten nichts. Wenn sie morgens gingen, lagen auf den Fensterbrettern und überall immer viele Patronen herum. Und abgerissene rote Schulterstücke. Damit spielte ich ... Ich wusste nicht, was das für Spielsachen waren

Und das hat mir dann schon meine Tante erzählt... Als die Deutschen in unsere Stadt kamen, hatten sie eine Liste der Kommunisten. Auf dieser Liste standen auch mein Vater und der Lehrer, der gegenüber wohnte. Er hatte einen Sohn, mit dem war ich befreundet, wir nannten ihn Igruschka*. Wahrscheinlich hiess er Igor, denke ich heute. In Erinnerung behalten habe ich jedenfalls nur Igruschka. Unsere Papas wurden zusammen abgeführt...

Vor meinen Augen ... Mama wurde auf der Strasse erschossen. Als sie hinfiel, ging ihr Mantel auf, er wurde ganz rot, und auch der Schnee um Mama herum wurde rot...

Dann wurden wir lange in einer Scheune festgehalten. Wir hatten grosse Angst, weinten und schrien. Ich hatte noch eine Schwester und einen Bruder – zweieinhalb und ein Jahr alt, ich war mit vier die Älteste. So klein wir waren, wussten wir schon, wenn Granaten detonierten, dass

* (russ.) Spielzeug

das kein Flugzeug war, das Bomben warf, sondern Artillerie. Wir erkannten am Geräusch, ob es ein Flugzeug von den Unseren war oder nicht und ob eine Bombe in der Nähe einschlagen würde oder nicht. Wir hatten Angst, grosse Angst, und versteckten unseren Kopf, dann war es nicht mehr ganz so schlimm, Hauptsache – nichts sehen.

Später fuhren wir mit einem Schlitten irgendwohin, alle drei, in einem Dorf verteilten die Frauen uns auf verschiedene Hütten – jeder kam woandershin. Unseren Bruder wollte lange niemand nehmen, und er weinte: «Und ich?» Meine Schwester und ich hatten Angst, dass wir getrennt werden und nie mehr zusammen sein würden. Wir waren immer zusammen gewesen.

Einmal hätte mich beinahe ein deutscher Schäferhund gefressen. Ich sass auf dem Fensterbrett, durch die Strasse fuhren Deutsche, sie hatten zwei grosse Schäferhunde dabei. Einer von ihnen stürzte sich auf das Fenster und zertrümmerte die Scheibe. Ich wurde gerade noch rechtzeitig vom Fensterbrett gerissen, aber ich war so erschrocken, dass ich seitdem stotterte. Ich habe noch heute Angst vor grossen Hunden.

Nach dem Krieg kamen wir in ein Kinderheim, das lag dicht an der Landstrasse. Es gab viele deutsche Kriegsgefangene, die liefen tagelang diese Landstrasse entlang. Wir bewarfen sie mit Erde und Steinen. Die Wachleute jagten uns weg und schimpften.

Im Kinderheim warteten alle auf ihre Eltern, dass sie kommen und sie abholen würden. Sobald ein unbekannter Mann oder eine unbekannte Frau auftauchte, liefen alle zu ihnen und riefen: «Mein Papa ... Meine Mama ... »

«Nein, das ist mein Papa!»

«Ich werde abgeholt!»

«Nein, ich werde abgeholt!»

Wir beneideten alle, die von ihren Eltern gefunden wurden. Und sie liessen uns nicht nahe heran an ihre Mamas und Papas: «Nicht anfassen, das ist meine Mama» oder «Nicht anfassen, das ist mein Papa». Sie wichen keinen Augenblick von ihrer Seite, sie hatten Angst, jemand könn-

te sie ihnen wieder wegnehmen. Oder sie könnten vielleicht wieder verschwinden.

In der Schule waren wir alle zusammen – wir aus dem Heim und die normalen Kinder. Damals ging es allen schlecht, aber wenn ein Kind von zu Hause kam, dann lag in seinem Leinenbeutel ein Stückchen Brot oder eine Kartoffel, in unserem aber lag nichts. Wir waren alle gleich angezogen; solange wir klein waren, machte das nichts, doch als wir grösser wurden, litten wir darunter. Mit zwölf, dreizehn hätten wir gern ein hübsches Kleid besessen und Mädchenschuhe, doch wir trugen alle derbe Schnürschuhe. Jungen wie Mädchen. Wir wünschten uns ein farbiges Band im Haar und Buntstifte. Und einen Schulranzen. Bonbons, aber Bonbons gab es nur zu Neujahr, Drops. Wir bekamen reichlich Schwarzbrot, und das lutschten wir wie Bonbons, so gut schmeckte es uns.

Wir hatten nur eine junge Erzieherin, alle anderen waren ältere Frauen, und diese Junge liebten wir sehr. Abgöttisch. Wenn sie ins Zimmer kam, wollte jeder sie anfassen, jeder sagte: «Genauso ist meine Mama ...»

Ich träumte: Wenn ich gross bin, dann gehe ich arbeiten und kaufe mir viele Kleider – ein rotes, ein grünes, eins mit Punkten, eins mit einer Schleife. Ja, unbedingt ein Kleid mit einer Schleife! In der siebten Klasse wurden wir gefragt, was wir werden wollten – das stand für mich schon lange fest: Schneiderin.

Ich nähe Kleider ...

**«Wieso ist er gestorben –
heute wurde doch gar nicht geschossen?»**

*Eduard Woroschilow, 11 Jahre
Heute Mitarbeiter beim Fernsehen*

Ich habe nur Mama vom Krieg erzählt. Meiner Mama ...

In dem Dorf, in dem unsere Partisanenabteilung lag, war ein alter Mann gestorben, ich wohnte in seiner Hütte. Als wir ihn für die Beerdigung fertig machten, kam ein Junge von etwa sieben herein und fragte: «Warum liegt der Grossvater auf dem Tisch?»

Jemand antwortete: «Der Grossvater ist gestorben ...»

Der Junge war sehr erstaunt.

«Wieso ist er gestorben – heute wurde doch gar nicht geschossen?»

Der Junge war sieben Jahre alt, doch seit zwei Jahren wusste er, dass nur jemand starb, wenn geschossen wurde.

Das habe ich in Erinnerung behalten ...

Ich habe gleich mit der Partisanenabteilung angefangen. Aber da war ich nicht sofort. Erst am Ende des zweiten Kriegsjahrs. Ich habe ausgelassen, dass Mama und ich eine Woche vor dem Krieg nach Minsk kamen und sie mich in ein Pionierlager bei Minsk brachte.

Im Lager sangen wir Lieder wie «Wenn morgen Krieg ist», «Drei Panzersoldaten», «Durchs Gebirge, durch die Steppen». Das letzte mochte mein Vater besonders gern. Damals war gerade der Film «Die Kinder des Kapitän Grant» in die Kinos gekommen, und mir gefiel ein Lied aus diesem Film ganz besonders: «Wind, Wind, pfeif uns ein muntres Lied ...» Mit diesem Lied rannte ich immer hinaus zum Frühsport.

An jenem Tag gab es keinen Frühsport, über uns dröhnten Flugzeuge. Ich schaute hinauf und sah, wie sich zwei schwarze Punkte von einem Flugzeug lösten; wir wussten noch nichts von Bomben. Neben dem Pionierlager verlief eine Eisenbahnlinie, und die marschierte ich

entlang in Richtung Minsk. Mein Gedanke war einfach: Ganz in der Nähe des Medizinischen Instituts, wo Mama arbeitete, war der Bahnhof, wenn ich also den Gleisen folgte, dann müsste ich zu Mama gelangen. Ich nahm einen Jungen mit, der unweit des Bahnhofs wohnte, er war noch ganz klein, er weinte sehr und lief langsam, ich dagegen lief gern, ich war mit Vater schon durch die ganze Umgebung von Leningrad gewandert. Ich ärgerte mich natürlich über ihn ... Aber schliesslich erreichten wir doch den Minsker Bahnhof, wir kamen bis zur Westbrücke, dort verlor ich ihn bei einem Fliegerangriff.

Im Institut war Mama nicht, aber in der Nähe wohnte Professor Golub, bei dem Mama jetzt arbeitete, ich fand seine Wohnung – sie war leer. Viele Jahre später erfuhr ich, was geschehen war: Gleich als die Bombenangriffe auf die Stadt losgingen, hatte Mama an der Landstrasse nach Ratomka ein Auto angehalten und war zum Pionierlager gefahren, um mich abzuholen. Als sie ankam, fand sie das Lager zerstört vor ...

Alle verliessen die Stadt. Ich entschied, dass es bis Leningrad weiter war als bis Moskau, in Leningrad lebte mein Papa, aber er war an der Front, und in Moskau hatte ich Tanten, die würden nirgendwohin fahren. Sie wohnten schliesslich in Moskau ... In unserer Hauptstadt ... Unterwegs schloss ich mich einer Frau mit einem kleinen Mädchen an. Ich kannte die Frau nicht, aber sie begriff, dass ich allein war und nichts besass, dass ich hungrig war. Sie rief mich zu sich: «Komm her, iss mit uns.»

Ich erinnere mich, dass ich damals zum ersten Mal Zwiebeln mit Speck ass. Erst verzog ich das Gesicht, aber dann ass ich es doch. Wenn ein Bombenangriff begann, war ich immer besorgt: Wo war die Frau mit dem Mädchen? Am Abend liessen wir uns zum Übernachten in einem Strassengraben nieder. Wir wurden unentwegt bombardiert. Die Frau drehte sich um und schrie auf, auch ich richtete mich auf und blickte in die Richtung, in die sie eben geschaut hatte, und sah ein Flugzeug im Tiefflug herankommen, und neben dem Motor blitzten auf den Tragflächen Funken. Wo diese Funken hinstrahlten, spritzten am Stras-

senrand Staubfontänen auf. Ganz instinktiv liess ich mich in den Gräben fallen. Die MG-Garbe knatterte über meinen Kopf hinweg, und das Flugzeug flog weiter. Ich stand auf und sah: Die Frau lag am Grabenrand, ihr Gesicht war nur noch ein blutiger Fleck. Da erst erschrak ich, sprang aus dem Graben und rannte weg. Seitdem, auch jetzt noch, quält mich die Frage: Was ist aus dem Mädchen geworden? Ich habe sie nicht wiedergetroffen ...

Ich erreichte ein Dorf. Auf der Strasse entdeckte ich unter Bäumen deutsche Verwundete. So sah ich zum ersten Mal Deutsche ...

Die Einwohner des Dorfes wurden aus den Häusern getrieben und mussten Wasser tragen, das deutsche Sanitäter dann in grossen Eimern auf offenem Feuer warm machten. Am Morgen luden sie die Verwundeten auf Autos und setzten in jedes Auto ein, zwei Jungen. Sie gaben uns Feldflaschen mit Wasser in die Hand und zeigten uns, was wir tun sollten: dem einen ein nasses Tuch auf den Kopf legen, einem anderen die Lippen befeuchten. Ein Verwundeter bittet: «Wasser, Wasser ...» Du hältst ihm die Flasche an die Lippen und zitterst am ganzen Leib. Noch heute kann ich das Gefühl nicht definieren, das ich damals empfand. Ekel? Nein. Hass? Auch nicht. Es war alles zusammen. Auch Mitleid ... Hass entsteht im Menschen erst, er ist nicht von Anfang an da. In der Schule hatte man uns zum Guten erzogen, zur Liebe. Ich greife wieder ein Stück vor ... Als mich zum ersten Mal ein Deutscher schlug, spürte ich keinen Schmerz, sondern etwas anderes. Wie konnte er mich schlagen, mit welchem Recht? Das war eine Erschütterung.

Ich kehrte zurück nach Minsk. Und freundete mich mit Kim an. Wir lernten uns auf der Strasse kennen. Auf meine Frage: «Bei wem wohnst du?», antwortete er: «Bei niemandem.»

Ich erfuhr, dass auch er verlorengegangen war, und schlug ihm vor: «Lass uns zusammenwohnen.»

«Gern.» Er freute sich, denn er hatte keine Bleibe.

Ich lebte in der verlassenen Wohnung von Professor Golub.

Eines Tages sahen Kim und ich auf der Strasse einen Jungen, etwas älter als wir, mit einer Schuhputzkiste. Wir liessen uns von ihm beraten:

Was für eine Kiste man braucht, wie man die Schuhcreme herstellt. Für die Schuhcreme brauchte man Asche, davon gab es in der Stadt genug, mehr als genug, die musste man mit irgendeinem Fett vermischen. Kurzum, wir stellten eine stinkende Paste her, aber sie war immerhin schwarz. Und wenn man sie ordentlich verrieb, glänzte sie sogar.

Einmal kam ein Deutscher zu mir und stellte seinen Fuss auf die Kiste, seine Stiefel waren schmutzig, und der Schmutz war alt, verkrustet. Da wir mit solchen Stiefeln schon zu tun gehabt hatten, besass ich einen speziellen Spachtel, um erst den Dreck abzukratzen, bevor ich die Schuhcreme auftrug. Ich nahm den Spachtel, schabte nur zweimal, und das gefiel ihm nicht. Er trat gegen die Kiste und in mein Gesicht...

Ich war überhaupt noch nie im Leben geschlagen worden, Jungenprügeleien nicht mitgerechnet, davon gab es an Leningrader Schulen mehr als genug. Aber noch nie hatte mich ein Erwachsener geschlagen.

Kim sah mein Gesicht und schrie: «Guck ihn bloss nicht so an! Tu das nicht... Er bringt dich um ...»

Zu der Zeit begegneten wir auch zum ersten Mal Menschen mit gelben Aufnähern auf Mänteln und Jacken. Hörten vom Ghetto. Das Wort sprachen alle nur flüsternd aus. Kim war ein jüdischer Junge, aber er hatte sich den Kopf kahlgeschoren, und wir beschlossen, ihn als Tataren auszugeben. Als seine Haare nachwuchsen, schwarze Locken, da hätte kaum jemand geglaubt, dass er Tatare ist. Ich machte mir Sorgen um den Freund; wenn ich nachts aufwachte und seinen Lockenkopf sah, konnte ich nicht mehr einschlafen: Ich musste mir etwas einfallen lassen, damit Kim nicht ins Ghetto kam.

Wir fanden eine Haarschneidemaschine, und ich schor Kim noch einmal. Inzwischen hatte bereits Frost eingesetzt, und im Winter ist Schuheputzen sinnlos. Wir hatten einen neuen Plan. Die deutsche Kommandantur hatte in der Stadt ein Hotel für neu eingetroffene Offiziere eingerichtet. Sie reisten mit grossen Rucksäcken und Koffern an, und bis zum Hotel war es ziemlich weit. Durch ein Wunder beschafften wir

uns einen grossen Schlitten und passten auf dem Bahnhof die Züge ab. Wenn ein Zug ankam, luden wir zwei, drei Leute auf unseren Schlitten und zogen sie durch die ganze Stadt. Dafür gab man uns Brot oder Zigaretten, und für Zigaretten konnte man auf dem Markt alles eintauschen, jedes Essen.

An dem Tag, als Kim verhaftet wurde, kam der Zug tief in der Nacht, mit grosser Verspätung. Wir waren völlig durchgefroren, aber wir mussten auf dem Bahnhof bleiben, es war bereits Sperrstunde. Aus dem Bahnhofsgebäude wurden wir verjagt, wir warteten auf der Strasse. Endlich traf unser Zug ein, wir beluden unseren Schlitten und machten uns auf den Weg. Wir ziehen, die Riemen schneiden in die Schultern, und sie treiben uns an: «Schnell! Schnell!» Wenn wir nicht schnell genug liefen, schlugen sie uns.

Wir trugen die Sachen ins Hotel und warteten, dass sie uns entlohnten. Einer befahl: «Haut ab!», und stiess Kim an, und Kim flog die Mütze vom Kopf. Da brüllten sie: «Jude!» Packten ihn ...

Ein paar Tage später erfuhr ich, dass Kim im Ghetto war. Ich ging dorthin ... Tagelang lief ich da herum ... Ein paarmal sah ich ihn durch den Stacheldraht, brachte ihm Brot, Kartoffeln, Möhren. Wenn der Wachposten mir den Rücken zuwandte und zur Ecke lief, warf ich eine Kartoffel hinüber. Kim lief vorbei, hob sie auf.

Ich wohnte wenige Kilometer entfernt vom Ghetto, nachts drangen von dort solche Schreie herüber, dass ich aufwachte: Lebt Kim noch? Wie kann ich ihn retten? Nach einem der regelmässigen Pogrome kam ich an unsere verabredete Stelle, und aus dem Ghetto bedeutete man mir: Kim lebt nicht mehr!

Ich war unglücklich ... Aber ich hoffte noch ...

Eines Morgens klopfte es. Ich sprang auf... Mein erster Gedanke war: Kim! Aber nein, er war es nicht. Es war ein Junge aus der Etage unter mir, er sagte: «Komm mit mir raus auf die Strasse, da liegen Tote. Ich will meinen Vater suchen.» Wir gingen raus, die Sperrstunde war schon vorbei, aber es waren kaum Passanten unterwegs. Die Strasse war mit lockerem Schnee verweht, und alle fünfzehn, zwanzig Meter lagen schneebedeckte erschossene Kriegsgefangene. Sie waren in der Nacht

durch die Stadt getrieben worden, und wer zurückblieb, wurde von hinten erschossen. Sie lagen alle mit dem Gesicht nach unten.

Der Junge konnte die Toten nicht anfassen, er hatte Angst, dass sein Vater dabei war. Und da ertappte ich mich bei dem Gedanken, dass ich seltsamerweise keine Angst vorm Tod hatte. Innerlich hatte ich mich damit abgefunden. Ich drehte die Toten um, schaute jedem ins Gesicht. So liefen wir die ganze Strasse entlang ...

Seit damals habe ich keine Tränen mehr, nicht einmal dann, wenn es vielleicht nötig wäre. Ich kann nicht weinen. Während des ganzen Krieges habe ich nur ein einziges Mal geweint. Das war, als unsere Partisanenkrankenschwester Natascha gefallen war. Sie mochte Rosen und ich auch, ich brachte ihr im Sommer immer Heckenrosensträusse.

Einmal fragte sie mich: «Wie viele Klassen hast du vor dem Krieg gemacht?»

«Vier...»

«Wenn der Krieg aus ist, gehst du dann an die Suworow-Schule?»

Vor dem Krieg hatte mir Vaters Uniform immer gefallen, und ich wollte auch eine Waffe tragen. Doch nun antwortete ich, nein, ich wolle nicht zum Militär.

Sie lag tot auf Kiefernzweigen vorm Zelt, und ich sass daneben und weinte. Weinte zum ersten Mal beim Anblick eines Toten.

Ich traf Mama wieder ... Als wir uns wiedertrafen, sah sie mich nur an, sie streichelte mich nicht einmal, sagte nur immer wieder: «Du? Wirklich du?»

Es vergingen viele Tage, bis wir beide uns gegenseitig vom Krieg erzählen konnten ...

«Weil wir Mädchen sind, und er ist ein Junge ...»

Rimma Posnjakowa, 6 Jahre

Heute Arbeiterin

Ich war im Kindergarten ... Spielte mit Puppen ...

Ich werde gerufen: «Dein Papa will dich abholen. Es ist Krieg!» Ich will nicht weg. Ich will weiterspielen. Ich weine.

Was ist das – Krieg? Wie – ich kann getötet werden? Oder Papa? Und noch ein unbekanntes Wort: Flüchtlinge. Mama hängte uns Beutel mit unseren Geburtsurkunden und Zettel mit unserer Adresse um den Hals. Falls sie getötet wurde, damit man wusste, wer wir sind.

Wir liefen lange, sehr lange. Wir verloren Papa. Erschraken. Mama sagte, sie hätten Papa in ein Konzentrationslager gebracht, aber wir würden zu ihm fahren. Was ist ein Konzentrationslager? Wir packten etwas zu essen ein, aber was? Gebackene Apfel. Unser Haus war abgebrannt, der Garten auch, an den Apfelbäumen hingen gebackene Äpfel. Die haben wir gepflückt und gegessen.

Das Konzentrationslager befand sich in Drosdy, am Komsomolkoje-See. Heute ist das schon Minsk, damals war das noch ein Dorf. Ich erinnere mich an schwarzen Stacheldraht, auch die Menschen waren schwarz und sahen alle gleich aus. Wir erkannten Vater nicht, aber er erkannte uns. Er wollte mich streicheln, aber ich traute mich nicht näher an den Stacheldraht heran und zog Mama weg – nach Hause.

Wann und wie Vater heimkehrte, weiss ich nicht mehr. Ich erinnere mich, dass er in der Mühle arbeitete und dass Mama uns immer mit Essen zu ihm schickte – mich und meine kleine Schwester Toma. Toma war noch ganz klein, aber ich war grösser, ich trug schon ein Leibchen, vor dem Krieg gab es solche Kinderleibchen. Mama gab uns einen Beutel mit Essen und steckte mir Flugblätter ins Leibchen. Die Flugblätter waren klein, Seiten aus Schulheften, mit der Hand beschrieben. Mama

brachte uns auf die Strasse, weinte und schärfte uns ein: «Ihr dürft mit niemandem reden, nur mit Papa.» Dann stand sie da und wartete auf unsere Rückkehr, bis sie sah, dass wir lebendig wiederkamen.

An Angst erinnere ich mich nicht... Wenn Mama sagte, wir müssen gehen, dann gingen wir. Mama hat es gesagt – das war die Hauptsache. Wir hatten Angst, nicht zu tun, was Mama sagte, worum sie uns bat. Wir hatten unsere Mama sehr lieb. Wir konnten uns nicht vorstellen, nicht auf sie zu hören.

Es war kalt, wir krochen alle auf den Ofen, wir besaßen einen grossen Schafpelz, und mit dem deckten wir uns alle zu. Um den Ofen zu heizen, liefen wir zur Bahnstation, Kohlen klauen. Auf allen vieren krochen wir voran, damit der Posten uns nicht bemerkte, auf Knien und Ellbogen. Wenn wir mit einem Eimer Kohle zurückkamen, sahen wir aus wie die Schornsteinfeger: Knie, Ellbogen, Nase und Stirn – alles schwarz.

Nachts legten wir uns gemeinsam zu Bett, niemand wollte allein schlafen. Wir waren zu viert: Ich, meine beiden Schwestern und der vierjährige Boris, den Mama adoptiert hatte. Später erfuhren wir, dass Boris der Sohn der Untergrundkämpferin Ljolja Rewinskaja war, einer Freundin von Mama, damals sagte uns Mama nur, da sei ein kleiner Junge, der sei oft allein zu Hause, habe Angst und nichts zu essen. Sie wollte, dass wir ihn annahmen und liebgewannen. Sie wusste, dass das nicht leicht war. Sie stellte es klug an – sie brachte Boris nicht mit zu uns, sie schickte uns zu ihm: «Geht und holt den kleinen Jungen her und werdet Freunde.» Wir gingen los und holten ihn.

Boris hatte viele Bücher mit schönen Bildern, die nahm er alle mit, wir halfen ihm tragen. Wir setzten uns auf den Ofen, und er erzählte uns Märchen. Er gefiel uns so gut, dass er uns bald so lieb war wie ein leiblicher Bruder – vielleicht, weil er so viele Märchen kannte. Wir sagten zu allen: «Tut ihm ja nicht weh!»

Wir sind alle blond, Boris aber war schwarzhaarig. Seine Mama hatte einen dicken schwarzen Zopf. Als sie uns einmal besuchte,

schenkte sie mir einen kleinen Spiegel. Ich versteckte den Spiegel und dachte mir: Wenn ich jeden Morgen hineinschaue, dann bekomme ich auch so einen Zopf.

Wir laufen über den Hof, die Kinder rufen laut: «Zu wem gehört denn Boris?»

«Boris gehört zu uns.»

«Und warum seid ihr alle blond, und er ist schwarz?»

«Weil wir Mädchen sind, und er ist ein Junge.» Das hatte Mama uns so beigebracht.

Boris gehörte tatsächlich zu uns, denn seine Mama und sein Papa waren getötet worden. Das wussten wir von irgendwoher schon. Unsere Mama hatte Angst, dass er erkannt und abgeholt wurde. Wenn wir irgendwohin gingen, sagte Boris zu Mama Tante. Sie bat ihn: «Sag Mama zu mir», und gab ihm ein Stück Brot.

Er nahm das Brot, ging ein Stück weg und sagte: «Danke, Tante.»

Und setzte sich hin, allein. Die Tränen liefen ihm nur so übers Gesicht...

«Du bist nicht mehr mein Bruder,
wenn du mit deutschen Jungen spielst... »

*Wassja Sigaljow-Knjasew, 6 Jahre
Heute Sporttrainer*

Es war frühe Morgendämmerung ...

Die ersten Schüsse fielen, Vater sprang aus dem Bett, rannte zur Tür, öffnete sie und schrie auf. Wir dachten, er sei erschrocken, aber er fiel hin – eine Sprengkugel hatte ihn getroffen.

Mama sammelte irgendwelche Lappen zusammen, Licht machte sie nicht, weil immer noch geschossen wurde. Vater stöhnte, drehte sich um. Durchs Fenster fiel schwaches Licht herein, direkt auf sein Gesicht...

«Legt euch auf den Boden», sagte Mama.

Und plötzlich schluchzte sie laut auf. Wir stürzten schreiend zu ihr, ich rutschte in Vaters Blut aus und fiel hin. Ich roch Blut und noch etwas – Vater hatte es die Gedärme zerrissen ...

Ich erinnere mich an einen grossen, langen Sarg, Vater war aber nicht gross gewesen. Wozu braucht er einen so grossen Sarg?, dachte ich. Dann entschied ich, dass das deshalb war, damit er es nicht so eng hatte, er hatte eine schlimme Wunde, und so würde es ihm nicht so wehtun. So erklärte ich es auch dem Nachbarjungen.

Nach einiger Zeit kamen ebenfalls früh am Morgen Deutsche und holten Mama und uns ab. Sie brachten uns zu dem Platz vor dem Betrieb, in dem Vater vor dem Krieg gearbeitet hatte. Ausser uns standen dort noch zwei Partisanenfamilien, mehr Kinder als Erwachsene. Mama, das wussten alle, hatte viele Verwandte: fünf Brüder und fünf Schwestern, und alle waren bei den Partisanen.

Sie schlugen Mama, das ganze Dorf schaute zu, wie sie geschlagen wurde, auch wir. Eine Frau drückte dauernd meinen Kopf runter. «Schau nicht hin. Das darfst du nicht sehen ...» Doch ich riss mich immer wieder los. Ich sah hin ...

Hinterm Dorf war ein bewaldeter Hügel, dorthin brachten sie die Erwachsenen, uns Kinder liessen sie stehen. Ich klammerte mich an Mama, sie stiess mich weg und rief: «Lebt wohl, Kinder!» Ich erinnere mich, wie sich Mamas Kleid im Wind blähte, als sie in den Graben flog...

Dann kamen die Unseren, ich sah Offiziere mit Schulterstücken. Das gefiel mir sehr, und ich bastelte mir Schulterstücke aus Birkenrinde, malte mit Kohle Rangabzeichen darauf. Das befestigte ich an meiner Bauernjacke, die meine Tante mir genäht hatte – und so ging ich zu Hauptmann Iwankin (seinen Namen hatte ich von der Tante erfahren) und meldete: Wassja Sigaljow möchte mit euch zusammen die Deutschen schlagen. Erst lachten sie, scherzten, dann fragten sie die Tante, wo meine Eltern seien. Als sie erfuhren, dass ich Waise war, nähten die Soldaten mir in der Nacht Stiefel aus Zeltbahn, kürzten einen Mantel für mich, machten eine Mütze kleiner, rollten die Schulterstücke zur Hälfte ein. Einer fertigte mir sogar ein Offizierskoppel. So wurde ich der Sohn der zweihundertritten Minenräumabteilung. Sie ernannten mich zum Meldegänger. Ich bemühte mich sehr, aber ich konnte weder lesen noch schreiben. Als Mama noch lebte, hatte mein Onkel mich einmal gebeten: «Geh zur Eisenbahnbrücke und zähle, wie viele Deutsche dort sind.» Wie sollte ich zählen? Er schüttete mir eine Handvoll Korn in die Hosentasche, und ich legte Korn für Korn von der rechten Tasche in die linke. Anschliessend zählte der Onkel die Körner.

«Krieg ist Krieg, aber lesen und schreiben lernen musst du», sagte der Parteisekretär Schaposchnikow.

Die Soldaten besorgten Papier, und er bastelte mir ein Heft, schrieb das Einmaleins darauf und das Alphabet. Ich lernte, und er fragte mich ab. Er nahm eine leere Munitionskiste, zog darauf Linien und sagte: «Schreib.»

In Deutschland waren wir drei Jungen – Wolodja Potschiwadlow, Vitja Barinow und ich. Wolodja war vierzehn, Vitja sieben und ich inzwischen neun. Wir verstanden uns sehr gut, wie Brüder, denn wir hatten alle niemanden mehr.

Doch als ich einmal sah, dass Vitja mit deutschen Jungen Krieg spielte und einem von ihnen sein Käppi mit dem roten Stern gegeben hatte, schrie ich: «Du bist nicht mehr mein Bruder, wenn du mit deutschen Jungen spielst», zog meine Beutepistole und befahl ihm, mir in die Einheit zu folgen. Dort sperrte ich ihn eigenhändig in einen Verschluss. Er war einfacher Soldat, ich Unteroffizier, das heisst, ich handelte als Ranghöherer.

Jemand erzählte Hauptmann Iwankin davon. Der rief mich zu sich.

«Wo ist Soldat Vitja Barinow?»

«Soldat Barinow sitzt im Arrest», meldete ich.

Der Hauptmann erklärte mir lange, alle Kinder seien gut, sie seien an nichts schuld, und nun, da der Krieg zu Ende gehe, würden russische und deutsche Kinder Freunde sein.

Als der Krieg aus war, bekam ich drei Medaillen überreicht: «Für die Einnahme von Königsberg», «Für die Einnahme von Berlin» und «Für den Sieg über Deutschland». Unsere Einheit kehrte zurück nach Shitkowitschi, wo wir Felder von Minen beräumten. Zufällig erfuhr ich, dass mein älterer Bruder noch lebte und in Wilejka wohnte.

Mit der Delegation an die Suworow-Schule in der Tasche türmte ich nach Wilejka. Dort fand ich meinen Bruder, bald kam auch unsere Schwester. Nun waren wir schon eine richtige Familie. Wir richteten uns auf einem Dachboden ein. Mit Lebensmitteln sah es schlecht aus, bis ich meine Uniform anzog, meine Medaillen anheftete und ins Stadtkomitee ging.

Im Stadtkomitee fand ich die Tür mit dem Schild: «Vorsitzender». Klopfte an. Ging hinein und meldete in aller Form: «Unteroffizier Sigal-jow beantragt staatliche Lebensmittelzuteilung.»

Der Vorsitzende lächelte und stand auf.

«Wo wohnst du denn?», fragte er.

Ich sagte: «Auf einem Dachboden», und gab ihm die Adresse.

Am Abend brachte man uns einen Sack Kohl, zwei Tage später einen Sack Kartoffeln.

Eines Tages traf der Vorsitzende mich auf der Strasse und gab mir eine Adresse.

«Geh heute Abend mal da vorbei, du wirst erwartet.»

Mich empfing eine Frau, das war die Frau des Vorsitzenden. Sie hiess Nina Maximowna, er Alexej Michailowitsch. Sie gaben mir zu essen, ich wusch mich. Aus meinen Soldatenkleidern war ich inzwischen rausgewachsen, sie gaben mir ein paar Hemden.

Von nun an besuchte ich sie, erst selten, dann häufiger, schliesslich jeden Tag. Wenn mir eine Militärpatrouille begegnete, wurde ich gefragt: «Junge, wessen Medaillen hast du dir denn da angeheftet? Wo ist dein Vater?»

«Ich habe keinen Vater ...»

Ich musste meine Papiere bei mir tragen.

Als Alexej Michailowitsch mich fragte: «Möchtest du unser Sohn sein?», antwortete ich: «Ja. Sehr gern ...»

Sie adoptierten mich, gaben mir ihren Namen – Knjasew.

Etwa einen Monat lang konnte ich nicht «Mama» und «Papa» sagen. Nina Maximowna aber hatte mich sofort ins Herz geschlossen und lieb gewonnen. Wenn sie etwas Süsses besorgen konnten, dann bekam ich es. Sie wollte mich gern streicheln, lieb zu mir sein. Doch ich mochte keine Süssigkeiten, weil ich noch nie welche gegessen hatte. Vor dem Krieg hatten wir ärmlich gelebt, und bei der Armee hatte ich mich an Soldatenkost gewöhnt. Ich war auch nicht zärtlich, ich hatte ja lange keine Zärtlichkeit erlebt, unter lauter Männern. Ich kannte nicht einmal zärtliche Worte.

Eines Nachts wachte ich auf und hörte Nina Maximowna hinterm Wandschirm weinen. Sie hatte offenbar auch früher schon geweint, aber so, dass ich es nicht sah und nicht hörte. Sie weinte und beklagte sich: Er wird nie richtig unser Sohn, er kann seine Eltern nicht vergessen und dass er im Krieg war, an ihm ist so wenig Kindliches, und er ist überhaupt nicht zärtlich. Ich ging leise zu ihr und umschlang ihren Hals. «Nicht weinen, Mama.» Sie hörte auf zu weinen, und ich sah ihre Augen leuchten. Ich hatte sie zum ersten Mal «Mama» genannt. Nach einer Weile sagte ich zu Vater «Papa», nur eines ist für immer geblieben: Ich siezte sie.

Sie verwöhnten mich nicht, und dafür bin ich ihnen dankbar. Ich

hatte klare Pflichten: Das Haus sauber machen, die Läufer ausschütteln, Brennholz aus dem Schuppen holen, den Ofen heizen, wenn ich aus der Schule kam. Ohne sie hätte ich nie studiert. Sie haben mir klargemacht, dass man lernen muss, und nach dem Krieg besonders gut. Ja, besonders gut.

Noch bei der Armee, als unsere Einheit in Shitowitschi stand, hatte unser Kommandeur Wolodja Potschiwadlow, Vitja Barinow und mir befohlen zu lernen. Wir drei saßen in einer Bank, in der zweiten Klasse. Wir hatten unsere Waffen dabei und respektierten niemanden. Wir wollten uns den zivilen Lehrern nicht unterordnen: Wie konnte uns jemand etwas befehlen, der keine Uniform trug? Die einzige Autorität waren für uns die Kommandeure. Wenn der Lehrer hereinkam, stand die ganze Klasse auf – wir blieben sitzen.

«Warum bleibt ihr sitzen?»

«Sie haben uns gar nichts zu fragen. Wir gehorchen nur unserem Kommandeur.»

In der grossen Pause liessen wir alle Schüler antreten und machten mit ihnen Marschübungen, brachten ihnen Soldatenlieder bei.

Der Schuldirektor kam in die Einheit und erzählte dem Politstellvertreter, wie wir uns aufführten. Wir wurden in den Arrest gesperrt und degradiert. Wolodja vom Obersergeanten zum Sergeanten, ich vom Sergeanten zum Untersergeanten, Vitja vom Untersergeanten zum Gefreiten. Der Kommandeur sprach lange mit jedem einzeln, erklärte uns, gute Zensuren in Mathematik seien nun wichtiger als Medaillen. Unser Kampfauftrag sei es, gut zu lernen. Wir wollten schiessen, und nun redete man auf uns ein, wir sollten lernen ...

Trotzdem trugen wir in der Schule unsere Medaillen. Ich besitze noch ein Foto: Mit meinen Medaillen auf der Brust sitze ich in einer Schulbank und zeichne etwas für unsere Pionierzeitung.

Wenn ich mit einem «Sehr gut» nach Hause kam, rief ich schon von der Schwelle: «Mama, eine Eins!»

Und es fiel mir ganz leicht, «Mama» zu sagen ...

«Wir hatten sogar das Wort vergessen ...»

*Anja Gurewitsch, 2 Jahre
Heute Rundfunkkonstrukteurin*

Ich weiss nicht, ob ich mich selbst daran erinnere oder ob Mama mir das hinterher erzählt hat...

Wir laufen die Strasse entlang. Das Laufen fällt uns schwer: Mama ist krank, meine Schwester und ich sind noch klein: Sie drei, ich zwei Jahre alt. Wie soll sie uns retten?

Mama schrieb einen Zettel: Name, Familienname, Geburtsjahr, legte ihn mir in die Tasche und sagte: «Geh.» Sie zeigte mir das Haus. Dort liefen Kinder herum ... Sie hoffte, dass ich mit dem Kinderheim evakuiert wurde, sie fürchtete, wir würden alle sterben. Sie wollte wenigstens eine von uns retten. Ich sollte allein gehen: Hätte Mama mich ins Kinderheim gebracht, hätten sie uns zurückgeschickt. Sie nahmen nur Kinder auf, die keine Eltern mehr hatten, und ich hatte ja noch eine Mama. Mein ganzes Schicksal hing davon ab, dass ich mich nicht umdrehte, sonst hätte ich mich nicht von Mama getrennt, hätte mich wie alle Kinder heulend an ihren Hals gehängt, und niemand hätte mich zwingen können, in einem fremden Haus zu bleiben. Mein Schicksal...

Mama sagte: «Du gehst hin und machst die Tür dort auf...» Und das tat ich. Aber das Kinderheim wurde nicht mehr evakuiert.

Ich erinnere mich an einen grossen Saal und an mein Bett an der Wand. Und viele, viele solcher Betten. Wir machten die Betten selbst, sehr sorgfältig. Das Kissen musste immer an derselben Stelle liegen. Wenn es nicht richtig lag, schimpften die Erzieherinnen, besonders, wenn die Onkel in den schwarzen Anzügen kamen. Ob es Polizisten waren oder Deutsche, weiss ich nicht, ich erinnere mich nur: Sie waren schwarz gekleidet. Dass wir geschlagen wurden, daran kann ich mich nicht erinnern, aber die Angst, dass ich für irgendetwas geschlagen werden könnte, die war da. Und ich erinnere mich an keine Spiele. Oder

Streiche. Wir waren viel in Bewegung – aufräumen, waschen, aber das war Arbeit. An Kindliches erinnere ich mich nicht. An Lachen ... Oder Quengeleien ...

Wir wurden nie gestreichelt, doch ich weinte nicht nach meiner Mama. Niemand in meiner Nähe hatte eine Mama. Wir sprachen nicht einmal das Wort aus. Wir hatten sogar das Wort vergessen ...

Zu essen bekamen wir für den ganzen Tag eine Schüssel Satirka, das war Weizengrütze, und ein Stück Brot. Ich mochte keine Weizengrütze und gab meine Portion immer einem anderen Mädchen, und sie gab mir dafür ihr Brot. Das war unsere Art von Freundschaft. Niemand achtete darauf, alles war gut, bis eines Tages eine Erzieherin unseren Tausch bemerkte. Ich wurde in die Ecke gestellt, lange musste ich dort allein im leeren grossen Saal knien. Noch heute könnte ich sofort losheulen, wenn ich das Wort «Satirka» höre, und mir wird übel. Als ich erwachsen geworden war, begriff ich nicht, woher das kam – warum löste dieses Wort solchen Ekel in mir aus? Ich hatte das Kinderheim vergessen ...

Ich war schon sechzehn oder sogar siebzehn, als ich eine Erzieherin aus dem Kinderheim wiedertraf. Im Bus sass eine Frau ... Ich schaute sie an und fühlte mich von ihr magnetisch angezogen, so sehr, dass ich meine Haltestelle verpasste. Ich kannte die Frau nicht, konnte mich nicht an sie erinnern, aber es zog mich zu ihr. Schliesslich hielt ich es nicht mehr aus, fing an zu weinen und ärgerte mich über mich: Was sollte das? Ich schaute sie an wie ein Bild, das ich vor langer Zeit einmal gesehen, aber vergessen hatte und das ich noch einmal betrachten wollte. Sie war mir irgendwie vertraut, vielleicht sogar so ähnlich wie Mama ... Vertrauter als Mama, aber wer sie war – ich wusste es nicht. Und diese Wut und die Tränen strömten aus mir heraus. Ich drehte mich weg, ging zur Tür, stand da und weinte.

Die Frau hatte das alles gesehen, sie kam zu mir und sagte: «Nicht weinen, Anetschka.»

Davon musste ich noch heftiger weinen.

«Ich kenne Sie nicht.»

«Sieh mich doch mal genauer an!»

«Ehrenwort, ich kenne Sie nicht.» Und ich heulte weiter.

Sie stieg mit mir aus dem Bus.

«Sieh mich mal genau an, dann fällt es dir wieder ein. Ich bin doch Stepanida Iwanowna ...»

Doch ich blieb stur. «Ich kenne Sie nicht. Ich habe Sie noch nie gesehen.»

«Erinnerst du dich an das Kinderheim?»

«Was für ein Kinderheim? Sie verwechseln mich bestimmt.»

«Nein, erinnere dich an das Kinderheim ... Ich bin deine Erzieherin.»

«Mein Papa ist gefallen, aber ich habe noch eine Mama. Was für ein Kinderheim?»

Ich hatte sogar das Kinderheim vergessen, denn ich wohnte inzwischen wieder bei Mama. Zu Hause. Die Frau strich mir sanft über den Kopf, trotzdem flossen meine Tränen in Strömen. Da sagte sie: «Hier ist meine Telefonnummer ... Ruf an, wenn du etwas über dich erfahren willst. Ich erinnere mich gut an dich ... Du warst unsere Kleinste ...»

Sie ging, und ich konnte mich nicht von der Stelle rühren. Ich hätte ihr natürlich hinterherlaufen müssen, sie ausfragen. Aber ich tat es nicht.

Warum nicht? Ich war vollkommen menschenfurchig, die Menschen waren für mich etwas Fremdes, Gefährliches, ich konnte mit niemandem reden. Ich sass stundenlang allein da, sprach mit mir selbst. Hatte vor allem Angst.

Mama hatte mich erst neunzehnhundertsechsvierzig wiedergefunden. Da war ich acht. Sie und meine Schwester waren nach Deutschland verschleppt worden, hatten dort irgendwie überlebt, und als sie zurück waren, suchte Mama in allen Kinderheimen von Weissrussland nach mir, sie hatte die Hoffnung schon fast aufgegeben. Dabei war ich ganz in der Nähe, in Minsk, aber offenbar war der Zettel verlorengegangen, den Mama mir in die Tasche gesteckt hatte, und ich war unter einem anderen Familiennamen registriert worden.

Mama sah sich in Minsker Kinderheimen alle Mädchen an, die Anja hiessen. Dass ich ihre Tochter bin, erkannte sie an meinen Augen und daran, dass ich so gross war. Eine Woche lang kam sie immer wieder und schaute mich an: War das ihre Anetschka oder nicht? Mein Vorname war noch derselbe. Wenn ich Mama sah, erfassten mich unerklärliche Gefühle, ich begann ohne Grund zu weinen. Nein, das war nicht die Erinnerung an etwas Vertrautes, das war etwas anderes ... Um mich herum sagten alle: «Mama. Deine Mama.» Das war eine ganz neue Welt – eine Mama! Eine geheimnisvolle Tür ging auf ... Ich wusste nichts von den Menschen, die «Mama» und «Papa» hiessen. Ich hatte Angst, doch die anderen freuten sich. Alle lächelten mich an ...

Mama brachte ihre Vorkriegsnachbarin mit.

«Sag mir, wer hier meine Anetschka ist.»

Die Nachbarin zeigte sofort auf mich.

«Das ist deine Anja! Da kannst du sicher sein, nimm sie mit. Deine Augen, dein Gesicht...»

Am Abend sagte die Erzieherin zu mir: «Morgen wirst du abgeholt, dann gehst du hier weg.»

Ich hatte Angst...

Am Morgen wurde ich gewaschen und angezogen, alle waren lieb zu mir. Unsere knurrige Pflegerin lächelte mich an. Ich begriff, dass ich den letzten Tag bei ihnen war, dass sie sich von mir verabschiedeten. Ich wollte plötzlich nicht einmal mehr weg. Sie zogen mir Sachen an, die Mama mitgebracht hatte: Mamas Schuhe, Mamas Kleid, und damit unterschied ich mich von meinen Heimfreundinnen, stand zwischen ihnen wie eine Fremde, und sie schauten mich an, als sähen sie mich zum ersten Mal.

Das Beeindruckendste zu Hause war das Radio. Richtige Radios gab es noch nicht, aber in der Ecke hing ein schwarzer Teller, und von dort kamen Töne. Alle Augenblicke sah ich dorthin, wenn ich ass, wenn ich schlafen ging – immerzu. Nichts beschäftigte mich so sehr wie die Frage: Wie kamen die Leute da rein, wie passten sie da rein? Und niemand konnte mir das erklären, ich war ja kontaktscheu.

Im Kinderheim war ich mit Tomotschka befreundet gewesen, ich mochte sie, weil sie oft lächelte, mich dagegen mochte niemand, weil ich nie lächelte. Erst mit fünfzehn, sechzehn fing ich an zu lächeln. In der Schule verbarg ich mein Lächeln, damit es niemand sah – ich genierte mich. Nicht einmal mit Mädchen konnte ich umgehen, sie sprachen in der Pause über alles Mögliche, aber ich konnte nie etwas sagen. Ich sass da und schwieg.

Ein paar Tage nachdem Mama mich aus dem Heim geholt hatte, gingen wir zusammen auf den Markt. Dort entdeckte ich einen Milizionär und schrie hysterisch: «Mama, Deutsche!»

Und rannte weg. Mama hinterher, Leute umringten mich, und ich zitterte am ganzen Leib. «Deutsche!»

Danach ging ich zwei Tage nicht auf die Strasse. Mama erklärte mir, dass das ein Milizionär sei, er beschütze uns, Sorge für Ordnung auf der Strasse, doch ich war nicht zu überzeugen: In schwarzen Mänteln waren immer Deutsche ins Kinderheim gekommen. Wenn sie uns Blut abnahmen, brachten sie uns zwar in ein Extrazimmer und trugen weisse Kittel, aber die weissen Kittel haben sich mir nicht eingepägt. Nur die schwarze Uniform ...

Zu Hause konnte ich mich lange nicht an meine Schwester gewöhnen: Sie hätte mir nahe sein müssen, aber ich sah sie zum ersten Mal im Leben, und sie sollte irgendwie meine Schwester sein. Mama war tagelang arbeiten. Wenn wir morgens aufwachten, war sie schon weg, im Ofen standen zwei Töpfe mit Brei, die nahmen wir selbst heraus. Ich wartete den ganzen Tag auf Mama, wie auf etwas Unerhörtes, auf ein besonderes Glück. Aber sie kam immer erst spät, wenn wir schon schliefen.

Irgendwo fand ich eine Puppe, nein, den Kopf von einer Puppe. Ich liebte sie. Sie war meine ganze Freude, ich trug sie von morgens bis abends mit mir herum. Mein einziges Spielzeug. Ich träumte von einem Ball. Draussen auf dem Hof, da hatten alle Bälle, die wurden damals in Netzen getragen, so wurden sie auch verkauft. Manchmal bat ich jemanden, seinen Ball eine Weile halten zu dürfen.

Mit achtzehn kaufte ich mir von meinem ersten Lohn in der Uhren-

fabrik einen Ball. Mein Traum hatte sich erfüllt: Ich brachte den Ball nach Hause und hängte ihn im Netz ans Regal. Mit ihm hinauszugehen genierte ich mich, ich war ja schon gross, ich sass zu Hause und schaute ihn an.

Viele Jahre später beschloss ich, Stepanida Iwanowna zu besuchen. Allein hätte ich mich nicht getraut, aber mein Mann bestand darauf.

«Gehen wir zusammen. Wieso willst du nichts über dich wissen?»

«Wer sagt denn, dass ich nicht will? Ich habe Angst...»

Ich wählte ihre Nummer und bekam zu hören: «Stepanida Iwanowna Dedulja ist gestorben ...»

Das kann ich mir nicht verzeihen ...

**«Sie müssen an die Front fahren ...
und stattdessen verlieben Sie sich in meine Mama...»**

*Janja Tschernina, 12 Jahre
Heute Lehrerin*

Ein ganz normaler Tag ... Er begann wie immer ...

Doch als ich in der Strassenbahn sass, sagten die Leute schon: «Schrecklich! Schrecklich!», und ich begriff überhaupt nicht, was los war. Ich rannte nach Hause und sah meine Mama, sie knetete Teig, und Tränen liefen ihr in Strömen übers Gesicht. Ich fragte: «Was ist passiert?» Das Erste, was sie sagte, war: «Es ist Krieg! Minsk ist bombardiert worden ...» Wir waren gerade aus Minsk nach Rostow zurückgekehrt, wir hatten dort eine Tante besucht.

Am ersten September gingen wir wieder in die Schule, am zehnten September wurde die Schule geschlossen. Rostow wurde evakuiert. Mama sagte, wir müssten packen, aber ich protestierte. «Wieso Evakuierung?» Ich lief ins Komsomolkreiskomitee und bat darum, mich vorzeitig in den Komsomol aufzunehmen. Das lehnten sie ab, denn in den Komsomol wurde man erst mit vierzehn aufgenommen, ich aber war gerade zwölf. Doch ich dachte, wenn ich in den Komsomol eintrete, dann kann ich gleich dabei sein, dann bin ich sofort erwachsen. Dann kann ich an die Front gehen.

Mama und ich stiegen in den Zug, wir hatten nur einen Koffer mit, und in dem Koffer lagen zwei Puppen, eine grosse und eine kleine. Ich erinnere mich, dass Mama nicht einmal protestierte, als ich sie mitnahm. Wie diese Puppen uns retteten, erzähle ich später ...

Wir kamen bis zur Station Kawkasskaja, dann wurde der Zug bombardiert. Wir kletterten auf einen offenen Güterwaggon. Wohin wir fahren, wussten wir nicht. Nur eines: Weg von der Frontlinie. Von den Kämpfen. Es goss in Strömen, und Mama deckte mich mit sich zu. An der Station Baladshary stiegen wir aus, klatschnass und schwarz vom Rauch der Lokomotive. Und hungrig. Wir hatten vorm Krieg beschei-

den gelebt, sehr bescheiden, wir besaßen keine guten Sachen, die man hätte auf den Markt bringen können, zum Tauschen oder Verkaufen, Mama hatte nur ihren Ausweis dabei. Wir saßen auf dem Bahnhof und wussten nicht, was wir tun sollten. Wohin? Da kommt ein Soldat vorbei, nein, ein Soldatenjunge, ganz klein, schwarzhaarig, mit Rucksack und Kochgeschirr. Offenkundig gerade erst einberufen, auf dem Weg an die Front. Er bleibt vor uns stehen, ich schmiege mich an Mama. Er fragt: «Frau, wohin fährst du?»

Mama antwortet: «Ich weiss nicht. Wir sind Evakuierte.»

Er spricht Russisch, aber mit starkem Akzent.

«Hab keine Angst vor uns, fahr in den Aul zu meiner Mutter. Bei uns haben sie alle zur Armee geholt: unseren Vater, mich, meine beiden Brüder. Sie ist ganz allein. Helft ihr und wohnt bei ihr. Und wenn ich zurückkomme, heirate ich deine Tochter.»

Dann nannte er uns die Adresse, wir hatten nichts zum Aufschreiben, wir merkten sie uns: Station Jewlach, Kreis Kach, Dorf Kum, Mussaja Mussajew. Die Adresse habe ich mir für immer eingepägt, obwohl wir nicht dort hingefahren sind. Eine Frau nahm uns mit, sie lebte in einer provisorischen Bretterbude, in die nur ein Bett und ein kleiner Nachtschrank passten. Wir schliefen so: den Kopf im Gang, die Beine unterm Bett.

Wir hatten Glück mit guten Menschen ...

Ich werde nie vergessen, wie ein Soldat Mama ansprach, sie redeten eine Weile miteinander, und er erzählte, dass seine ganze Familie in Krasnodar umgekommen war und er an die Front fuhr. Seine Kameraden riefen schon nach ihm, aber er stand immer noch da und konnte sich nicht von uns trennen.

«Ich sehe, Sie leiden Not, erlauben Sie mir, Ihnen mein Militärzeugnis dazulassen, ich habe sonst niemanden mehr», sagte er auf einmal.

Mama fing an zu weinen. Ich aber verstand das auf meine Weise und schrie ihn an: «Es ist Krieg ... Ihre Familie ist umgekommen, Sie müssen an die Front fahren und sie rächen, und stattdessen verlieben Sie sich in meine Mama. Dass Sie sich nicht schämen!»

Mama und er hatten Tränen in den Augen, doch ich verstand nicht, wie meine gute Mama mit so einem schlechten Menschen reden konnte: Er will nicht an die Front fahren, redet von Liebe, dabei kann es Liebe nur in Friedenszeiten geben. Warum dachte ich, dass er von Liebe sprach? Es ging doch nur um seine Leutnantspapiere ...

Ich will Ihnen noch von Taschkent erzählen. Taschkent – das war mein Krieg. Wir lebten im Wohnheim des Betriebes, in dem Mama arbeitete. Es lag im Stadtzentrum, ein ehemaliger Klub. Im Vestibül und im Zuschauerraum hausten die Verheirateten, auf der Bühne die Ledigen, die wurden aber nur so genannt, das waren Arbeiter, deren Familien in der Evakuierung geblieben waren. Mama und ich hatten einen Platz in einer Ecke des Zuschauerraums.

Wir bekamen Karten für ein Pud Kartoffeln, Mama arbeitete von früh bis spät im Betrieb, und ich sollte die Kartoffeln holen. Einen halben Tag stand ich in der Schlange, und dann schleifte ich den Sack vier oder fünf Häuserblocks die Strasse entlang, tragen konnte ich ihn nicht. In Busse und Strassenbahnen liess man keine Kinder, wegen einer Grippe-Epidemie war Quarantäne verhängt worden. Genau in diesen Tagen. Wie sehr ich auch bettelte – ich durfte nicht in den Bus einsteigen. Als ich nur noch die Strasse vor unserem Wohnheim überqueren musste, hatte ich keine Kraft mehr, fiel auf den Sack und heulte. Fremde Menschen halfen mir, brachten mich und die Kartoffeln ins Wohnheim. Noch heute spüre ich diesen schweren Sack ... Jeden Häuserblock ... Die Kartoffeln liegenlassen konnte ich nicht, sie waren unsere Rettung. Eher wäre ich gestorben, als sie liegenzulassen. Mama kam immer hungrig und ganz blaugefroren von der Arbeit.

Wir hungerten, und Mama war genauso dünn geworden wie ich. Der Gedanke, dass ich ihr helfen musste, liess mir keine Ruhe. Einmal hatten wir überhaupt nichts zu essen, und ich beschloss, unsere einzige Flanelldecke zu versetzen und von dem Geld Brot zu kaufen. Doch Kinder durften nichts verkaufen, und ich wurde in die Kinderzelle der Miliz gebracht. Dort sass ich, bis Mama im Betrieb benachrichtigt worden war. Sie kam nach der Schicht, holte mich ab, trug mich in der Flanell-

decke nach Hause, und ich heulte vor Scham, weil Mama hungrig war und wir kein einziges Stück Brot im Haus hatten. Mama hatte Bronchialasthma, nachts hustete sie furchtbar und bekam keine Luft. Wenn sie dann einen kleinen Happen ass, wurde es besser. Darum hatte ich immer ein Stück Brot für sie unterm Kopfkissen versteckt, obwohl ich selbst im Schlaf noch daran dachte, dass unterm Kopfkissen Brot lag, und es schrecklich gern gegessen hätte.

Hinter Mamas Rücken ging ich in den Betrieb, Arbeit suchen. Aber ich war so klein, ein typischer Fall von Unterernährung, dass sie mich nicht einstellen wollten. Ich stand da und heulte. Irgendwer erbarmte sich schliesslich und nahm mich mit in die Abteilungsbuchhaltung: den Arbeitern die Auftragszettel ausfüllen, den Stücklohn mit der Anzahl der gefertigten Teile multiplizieren und den Lohn ausrechnen. Ich sass an einer Maschine, einem Vorläufer der heutigen Rechenmaschinen. Heute machen sie keinen Lärm, damals aber war das ein Traktor, und ausserdem funktionierte sie nur mit Lampe. Zwölf Stunden lang briet mein Kopf wie in der heissen Sonne, und vom Rattern der Maschine war ich abends ganz taub.

Und dann passierte mir etwas Furchtbares: Ich berechnete einem Arbeiter statt zweihundertachtzig Rubel nur achtzig. Er hatte sechs Kinder, und niemand bemerkte meinen Fehler, bis der Lohntag heran war. Ich hörte, wie jemand den Flur entlanggerannt kam und brüllte: «Ich bring sie um! Ich bring sie um! Wie soll ich meine Kinder satt kriegen?»

Die anderen sagten zu mir: «Versteck dich, der will bestimmt zu dir.»

Die Tür ging auf, und ich presste mich an meine Maschine, verstecken konnte ich mich nirgends. Ein grosser Mann stürmte herein, etwas Schweres in der Hand.

«Wo ist sie?»

Sie zeigten auf mich.

«Da sitzt sie.»

Er musste sich gegen die Wand lehnen.

«Verdammt! Die kann ich doch nicht umbringen, solche hab ich auch zu Hause.» Er drehte sich um und ging.

Ich sank auf meine Maschine. Und heulte los ...

Mama arbeitete im selben Betrieb in der Gütekontrolle. Unser Betrieb stellte Granaten für die Katjuschas her, in zwei Kalibern – sechzehn und acht Kilo schwer. Der Granatkörper wurde unter Druck auf Festigkeit getestet. Dazu musste man die Granate hochheben, befestigen und die nötige Anzahl Atmosphären hineinpumpen. Wenn der Körper in Ordnung war und die Skala ausschlug, wurde die Granate abgenommen und in eine Kiste gelegt. War sie aber nicht in Ordnung, hielt das Gewinde nicht stand, dann flog die Granate aufheulend hoch unter die Kuppel und krachte irgendwo zu Boden. Dieses Heulen und die Angst, wenn die Granaten durch die Luft flogen ... Alle verkrochen sich unter den Werkbänken ...

Mama schreckte nachts auf und schrie. Dann umarmte ich sie, und sie beruhigte sich.

Das Jahr dreiundvierzig ging zu Ende ... Unsere Armee rückte schon lange vor ... Ich begriff, dass ich lernen musste. Ich ging zum Betriebsleiter. In seinem Büro stand ein hoher Tisch, dahinter verschwand ich fast. Ich begann meine vorbereitete Rede: «Ich möchte kündigen, ich muss lernen.»

Der Direktor wurde wütend: «Wir entlassen niemanden, es ist Krieg.»

«Ich mache Fehler bei der Lohnberechnung, weil ich zu ungebildet bin. Vor kurzem habe ich einem Mann zu wenig berechnet.»

«Das lernst du noch. Ich hab nicht genug Leute.»

«Nach dem Krieg werden gebildete Menschen gebraucht, keine halben Analphabeten.»

«Ach, du Würmchen» – der Direktor stand vom Tisch auf –, «alles weisst du besser!»

Ich kam in die sechste Klasse. Im Literatur- und Geschichtsunterricht erzählten die Lehrer uns etwas, und wir strickten dabei Socken, Handschuhe und Tabakbeutel für die Armee. Wir strickten und lernten Gedichte. Wiederholten im Chor Puschkin-Verse.

Wir warteten sehnsüchtig auf das Ende des Krieges, so sehnsüchtig, dass Mama und ich nicht einmal wagten, darüber zu reden. Eines Tages, Mama war im Betrieb, kamen Leute und fragten jeden: «Was können Sie für den Verteidigungsfonds spenden?» Auch ich wurde gefragt. Was besaßen wir? Nichts, bis auf ein paar Obligationen, die Mama sorgsam hütete. Alle gaben etwas, und wir nicht? Ich gab ihnen sämtliche Obligationen.

Ich erinnere mich, als Mama von der Arbeit kam, schimpfte sie nicht mit mir, sie sagte nur: «Das war alles, was wir hatten, neben deinen Puppen.»

Von den Puppen trennte ich mich auch ... Mama hatte ihre Brotkarte für den Monat verloren, wir waren buchstäblich am Verhungern. Da kam mir die rettende Idee zu versuchen, für meine beiden Puppen – eine grosse und eine kleine – etwas einzutauschen. Wir gingen damit auf den Markt. Ein alter Usbeke fragte: «Wie viel kostet?» Wir sagten, wir müssten den ganzen Monat überleben, wir hätten keine Brotkarte mehr. Der alte Usbeke gab uns ein Pud Reis. Und wir verhungerten nicht. Mama schwor: «Sobald wir wieder zu Hause sind, kaufe ich dir solche Puppen.»

Als wir nach Rostow zurückkehrten, konnte sie mir keine Puppen kaufen, wir litten erneut Not. Sie kaufte sie mir zu meinem Studienabschluss. Zwei Puppen – eine grosse und eine kleine ...

«In den letzten Minuten schrien sie laut ihre Namen ...»

*Artur Kusejew, 10 Jahre
Heute Hotelmanager*

Irgendjemand läutete die Glocke. Lätete und lätete ...

Die Kirche bei uns war seit langem geschlossen, ich erinnere mich nicht einmal mehr, seit wann, dort befand sich immer eine Lagerhalle des Kolchos. Ein Kornspeicher. Als nun die seit langem tote Glocke lätete, erstarrte das ganze Dorf. «Ein Unglück!» Mama ... Alle liefen hinaus auf die Strasse ...

So begann der Krieg ...

Wenn ich die Augen schliesse ... Dann sehe ich ...

Drei Rotarmisten werden die Strasse entlanggeführt, ihre Hände sind mit Stacheldraht auf dem Rücken zusammengebunden. Sie sind in Unterwäsche. Zwei Junge, ein Alter. Sie haben den Kopf gesenkt.

Vor der Schule werden sie erschossen. Auf der Strasse.

In den letzten Minuten schrien sie laut ihre Namen und Familiennamen, in der Hoffnung, dass jemand sie hört und sich einprägt. Es ihren Angehörigen mitteilt.

Ich habe sie mir eingeprägt...

Einer hiess Wanetschka Ballai, der zweite Roman Nikonow. Der Ältere rief: «Es lebe Genosse Stalin!»

Und gleich anschliessend fuhren Lastautos die Strasse entlang. Schwere deutsche Lastwagen. Und sie lagen da ... Lastautos mit Soldaten und Munition rollten über sie drüber. Dahinter Motorradfahrer. Endlos zogen die Deutschen vorüber. Tag und Nacht. Viele Tage.

Und ich wiederholte immer wieder ... Wiederholte, um es nicht zu vergessen: Wanetschka Ballai, Roman Nikonow ... Den dritten Namen weiss ich nicht mehr ...

«Wir spannten uns alle vier vor den Schlitten ...»

Sina Prichodko, 4 Jahre

Heute Arbeiterin

Ein Bombenangriff... Die Erde bebt, unser Haus bebt...

Unser Haus war nicht gross und hatte einen Garten. Wir verkrochen uns im Haus, schlossen die Fensterläden. Zu viert sassen wir da: meine beiden Schwestern, ich und unsere Mama. Mama sagt, so, nun sind die Fensterläden zu, nun brauchen wir keine Angst mehr zu haben. Und wir stimmen ihr zu, wir brauchen keine Angst mehr zu haben, doch wir haben Angst, möchten Mama aber nicht enttäuschen.

Wir laufen hinter dem Leiterwagen her, dann setzt jemand uns Kleine auf die Bündel. Irgendwie glaubte ich, wenn ich einschlief, würde ich getötet, darum bemühte ich mich mit aller Macht, die Augen offenzuhalten, aber sie fielen von selbst zu. Da verabredete ich mit meiner älteren Schwester, dass erst ich die Augen zumache und ein bisschen schlafe und sie aufpasst, damit wir nicht getötet werden, und dann schläft sie und ich passe auf. Doch wir schliefen beide ein und erwachten von Mamas Schrei: «Habt keine Angst! Habt keine Angst!» Vor uns wurde geschossen. Menschen schrien. Mama drückte unsere Köpfe runter. Aber wir wollten sehen ...

Die Schiesserei war vorbei, wir fuhren weiter. Ich sah im Strassen-graben Menschen liegen und fragte Mama: «Was machen die da?»

«Sie schlafen», antwortete Mama.

«Warum schlafen sie denn im Graben?»

«Weil Krieg ist.»

«Dann werden wir auch im Graben schlafen? Ich will aber nicht im Graben schlafen», nörgelte ich.

Als ich in Mamas Augen Tränen sah, hörte ich auf zu nörgeln.

Wohin wir liefen, wohin wir fuhren, wusste ich nicht. Verstand ich nicht. Ich erinnere mich nur an das Wort Asaritschi und an den Draht,

an den näher heranzugehen Mama uns verboten hatte. Nach dem Krieg habe ich erfahren, dass wir in das Konzentrationslager Asaritschi geraten waren. Ich bin sogar einmal hingefahren, an diesen Ort. Aber was sieht man heute dort schon? Gras, Erde ... Alles ganz normal. Geblieben ist nur unsere Erinnerung ...

Wenn ich davon erzähle, beisse ich mir auf die Hände, bis sie bluten, um nicht zu weinen ...

Sie bringen Mama und legen sie auf die Erde. Wir kriechen zu ihr, daran erinnere ich mich, wir sind gekrochen, nicht gelaufen. Wir rufen: «Mama! Mama!» Ich bitte: «Mama, nicht schlafen!» Wir sind schon voller Blut, denn Mama ist voller Blut. Ich denke, wir verstanden damals nicht, dass das Blut war und was Blut ist, aber wir begriffen, dass es etwas Schlimmes war.

Jeden Tag kamen Autos, Leute stiegen ein und fuhren fort. Wir baten Mama: «Mama, komm, wir fahren auch mit dem Auto fort. Vielleicht fährt es dahin, wo Oma wohnt?» Warum wir auf Grossmutter kamen? Weil Mama immer sagte, dass unsere Grossmutter ganz in der Nähe wohne und nicht wisse, wo wir sind. Sie denkt, wir wären in Gommel. Mama wollte nicht mit dem Auto wegfahren, sie zog uns jedes Mal davon weg. Und wir weinten, bettelten, redeten auf sie ein. Eines Morgens war sie einverstanden. Der Winter war angebrochen, wir froren ...

Ich beisse mir auf die Hände, um nicht zu weinen. Ich kann das nicht ohne Tränen ...

Wir fuhren lange, und irgendwie hatte Mama erfahren oder es selbst erraten, dass sie uns zur Erschiessung fuhren. Als das Auto hielt, mussten wir alle aussteigen. Dort war ein Weiler, und Mama fragte den Wachmann: «Dürfen wir Wasser trinken? Die Kinder haben Durst.» Er erlaubte uns, in die Hütte zu gehen. Wir gingen hinein, und die Hausherrin gab uns einen grossen Becher Wasser. Mama trank in kleinen Schlucken, ganz langsam, und ich dachte: Ich habe solchen Hunger, wieso hat Mama Durst?

Als Mama den Becher ausgetrunken hatte, bat sie um noch einen. Die Hausfrau schöpfte ihn noch einmal voll, reichte ihn ihr und sagte:

«Jeden Morgen werden viele Menschen in den Wald geführt, und niemand kommt zurück.»

«Haben Sie noch einen zweiten Ausgang, dass wir hier wegkönnen?», fragte Mama.

Die Frau zeigte – ja. Eine Tür führte auf die Strasse, eine zweite auf den Hof. Wir rannten aus der Hütte und krochen los. Mir kommt es so vor, als wären wir bis zu Grossmutter's Haus nicht gelaufen, sondern gekrochen. Wie und wie lange wir krochen, weiss ich nicht.

Grossmutter legte uns auf den Ofen, Mama ins Bett. Am Morgen begann Mama zu sterben. Wir sassen erschrocken daneben und konnten nicht begreifen: Wie kann Mama sterben, uns allein lassen, wo doch Papa nicht da ist? Ich erinnere mich, Mama rief uns zu sich, lächelte und sagte: «Zankt euch nie, Kinder.»

Warum sollten wir uns zanken? Weswegen? Wir hatten keine Spielsachen. Keine Bonbons. Und keine Mama, bei der wir uns hätten beklagen können.

Am Morgen wickelte Grossmutter Mama in ein grosses weisses Laken und legte sie auf den Schlitten. Wir spannten uns alle vier vor den Schlitten ...

Verzeihen Sie ... Ich kann nicht mehr ... Ich weine ...

«Diese beiden Jungen waren so federleicht wie Spatzen...»

Raja Iljinkowskaja, 14 Jahre

Heute Logikdozentin

Ich werde nie vergessen, wie die Linden zu Hause in Jeisk dufteten ...

Im Krieg erschien uns alles, was vor dem Krieg gewesen war, als das Schönste auf der Welt. So ist das bei mir immer geblieben. Bis heute.

Wir wurden aus Jeisk evakuiert – Mama, ich und mein kleiner Bruder. Wir blieben im Dorf Gribanowka bei Woronesch, wollten dort das Ende des Krieges abwarten, doch wenige Tage nach unserer Ankunft erreichten die Deutschen Woronesch. Kurz nach uns.

Wir stiegen in einen Güterzug, es hiess, wir würden weit nach Osten fahren. Mama tröstete uns: «Dort gibt es viele Früchte.» Wir waren lange unterwegs, weil wir oft auf Abstellgleisen standen. Wo und wie lange wir jeweils stehen würden, wussten wir nie, darum war es immer sehr riskant, an Bahnstationen aus dem Zug zu springen und Wasser zu holen. Wir hatten einen Kanonenofen, darauf kochten wir für den ganzen Waggon einen Eimer Hirsebrei. Davon assen wir, solange wir unterwegs waren.

Der Zug hielt an der Station Kurgan-Tjube, bei Andishan. Die fremde Natur beeindruckte mich, beeindruckte mich so stark, dass ich eine Zeitlang sogar den Krieg vergass. Alles blühte, glühte, es gab so viel Sonne. Ich wurde wieder fröhlich. Alles kehrte zurück, alles von früher.

Wir gelangten in den Kolchos «Kysyl jul». Das ist so lange her, aber ich erinnere mich noch an alle Namen. Ich staune selbst, dass ich sie nicht vergessen habe. Ich weiss noch, damals habe ich sie mühsam gelernt, die fremden Worte dauernd wiederholt. Wir wohnten in der Turnhalle der Schule, acht Familien zusammen. Die Einheimischen brachten uns Decken und Kissen. Die usbekischen Decken sind aus verschiedenfarbigen Flickern genäht und die Kissen mit Baumwolle gefüllt. Ich lern-

te rasch, bündelweise Baumwollreisig zu sammeln – damit wurde geheizt.

Wir begriffen nicht gleich, dass auch hier Krieg war. Wir bekamen etwas Mehl, aber viel zu wenig, es reichte nicht lange, und wir hungerten. Auch die Usbeken hungerten. Zusammen mit den usbekischen Jungen liefen wir hinter Fuhrwagen her und waren überglücklich, wenn etwas runterfiel. Die grösste Freude für uns war Ölkuchen, besonders von Flachs, von Baumwolle ist er gelb wie Erbsen und sehr hart.

Mein Bruder Wadik war sechs, er blieb immer allein zu Hause, Mama und ich gingen in den Kolchos, arbeiten. Reis anhäufeln, Baumwolle ernten. Von der ungewohnten Arbeit taten mir die Hände weh, nachts konnte ich nicht einschlafen. Eines Abends komme ich mit Mama nach Hause, und Wadik rennt uns entgegen, über seiner Schulter baumeln an einem Strick drei Spatzen, in der Hand hält er eine Schleuder. Er hat seine «Jagdbeute» schon im Fluss gewaschen und wartet auf Mama: Gleich kochen wir eine Suppe! Er ist so stolz! Wir essen die Suppe und loben ihn, aber die Spatzen sind so mager, dass kein einziges Fetttage im Topf schwimmt, nur über dem Topf glänzen die glücklichen Augen meines Bruders.

Er war mit einem usbekischen Jungen befreundet, und eines Tages kam der mit seiner Grossmutter zu uns. Sie schaut die Jungen an, nickt mit dem Kopf und sagt etwas zu Mama. Mama versteht sie nicht, aber da kommt gerade der Brigadier rein – der kann Russisch. Er dolmetscht: «Sie spricht mit ihrem Gott, mit Allah. Sie klagt ihm, der Krieg sei doch Sache der Männer, der Soldaten. Warum müssen die Kinder leiden? Wie konnte er zulassen, dass diese beiden Jungen so federleicht sind wie Spatzen, die sie mit ihren Schleudern abschiessen?» Die Grossmutter schüttet ein Häufchen getrocknete Aprikosen auf den Tisch – hart und süss wie Zucker! Man kann sie lange lutschen, immer nur kleine Stückchen abknabbern und anschliessend noch den Stein aufbeissen und den knackenden Kern essen.

Der Enkel schaut auf die Aprikosen, und auch seine Augen sind hungrig. Sie brennen! Mama ist verlegen, die Grossmutter streichelt ihr

besänftigend die Hand und drückt ihren Enkel an sich. «Er hat immer eine Schale Katek, denn er lebt ja zu Hause, bei seiner Grossmutter», übersetzt der Brigadier. Katek – das ist saure Ziegenmilch. Mein Bruder und ich, solange wir in der Evakuierung waren, fanden, nichts auf der Welt schmecke so gut.

Sie gehen, die Grossmutter und der Junge, und wir sitzen am Tisch, alle drei, und niemand kann sich entschliessen, als Erster die Hand nach den goldenen Trockenaprikosen auszustrecken ...

«Ich genierte mich, weil ich Mädchenschuhe trug ... »

*Marlen Robejtschikow, 11 Jahre
Heute Abteilungsleiter im Stadtkomitee*

Den Krieg habe ich von einem Baum aus gesehen ...

Die Erwachsenen hatten uns das verboten, aber wir kletterten trotzdem auf die Bäume und beobachteten die Luftkämpfe von den hohen Fichten aus. Wir weinten, wenn unsere Flugzeuge brannten, aber Angst hatten wir nicht, es war wie Kino. Am zweiten oder dritten Tag gab es einen Appell, und der Direktor erklärte: Unser Pionierlager wird evakuiert. Wir wussten bereits, dass Minsk von den Bombenangriffen brannte und man uns deshalb nicht nach Hause bringen würde, sondern weiter weg vom Krieg.

Ich möchte erzählen ... Wie wir für die Reise packten ... Wir sollten nur das Allernötigste in unsere Koffer packen: Hemden, Socken, Blusen, Taschentücher. Das taten wir, und obendrauf legte jeder sein rotes Halstuch. In unserer kindlichen Vorstellung dachten wir uns: Wenn wir Deutsche treffen und sie die Koffer aufmachen, dann sehen sie das rote Halstuch. So rächen wir uns an ihnen für alles ...

Unser Zug fuhr schneller als der Krieg ... Er überholte den Krieg ... An den Bahnstationen, an denen wir hielten, wusste man noch nichts von ihm, hatte man ihn noch nicht gesehen. Und wir Kinder erzählten den Erwachsenen vom Krieg: Wie Minsk gebrannt hatte, wie unser Lager bombardiert worden war, wie unsere Flugzeuge gebrannt hatten. Aber je weiter wir uns von zu Hause entfernten, desto mehr warteten wir, dass unsere Eltern kommen und uns abholen würden – dass viele schon keine Eltern mehr hatten, ahnten wir nicht. Dieser Gedanke war uns völlig fremd. Wir sprachen vom Krieg, aber wir waren noch Friedenskinder. Kinder aus dem Frieden.

Vom Zug stiegen wir um auf den Dampfer «Pariser Kommune» und fuhren die Wolga entlang. Einen halben Monat waren wir schon unterwegs, immer in denselben Sachen, ohne uns auszuziehen. Auf dem

Dampfer zog ich zum ersten Mal meine Schuhe aus, das wurde uns erlaubt. Ich trug Schuhe mit Gummisohle und Riemchen. Als ich sie auszog – dieser Geruch! Ich wusch und wusch die Schuhe und warf sie schliesslich weg. In Chwalynsk kam ich barfuss an.

Wir waren so viele, dass zwei weissrussische Kinderheime eröffnet wurden, in einem waren die Schulkinder, im anderen die Vorschulkinder. Warum ich das weiss? Weil diejenigen, die sich von Bruder oder Schwester trennen mussten, sehr weinten, besonders die Kleinen, sie hatten Angst, ihre grossen Geschwister zu verlieren. Im Pionierlager ohne Eltern zu sein, das war aufregend, eine Art Spiel, doch nun waren wir alle sehr erschrocken. Wir waren Hauskinder, gewöhnt an unsere Eltern, an Zärtlichkeit. Meine Mama hatte mich jeden Morgen geweckt, mir abends einen Gutenachtkuss gegeben. Neben uns war ein Kinderheim, in dem «echte» Heimkinder lebten, von denen unterschieden wir uns sehr. Sie waren es gewohnt, ohne Eltern zu sein, wir mussten uns erst daran gewöhnen.

Ich erinnere mich an das Essen von dreiundvierzig: pro Tag ein Löffel Dickmilch und ein Stück Brot, gekochte Rüben, im Sommer Suppe aus Melonenschalen. Dann sahen wir den Film «März – April», darin kochen unsere Kundschafter Brei aus Birkenrinde. Bald kochten unsere Mädchen auch Birkenbrei.

Im Herbst schlugen wir Brennholz, die Norm für jeden betrug einen Kubikmeter. Der Wald war in den Bergen. Die Bäume wurden erst gefällt, entrindet, dann in Meterstücke zersägt und gestapelt. Die Norm war auf einen Erwachsenen berechnet, wir hatten aber auch Mädchen dabei, und für sie galt dieselbe Norm. Also mussten wir Jungen mehr machen. Zu Hause hatten wir nie gesägt, wir waren alle Stadtkinder, und nun gleich solche Baumstämme sägen. Und spalten.

Hunger hatten wir Tag und Nacht, bei der Arbeit und im Schlaf, die ganze Zeit Hunger. Besonders im Winter. Wir liefen aus dem Kinderheim in eine Militäreinheit, dort erhielten wir manchmal eine Kelle Suppe. Aber wir waren viele, auch dort konnten sie nicht uns alle versorgen. Wer als Erster kam, kriegte noch etwas, wer zu spät dran war,

ging leer aus. Ich hatte einen Freund, Mischka Tscherkassow. Einmal sassen wir beisammen, und er sagte: «Ich würde zwanzig Kilometer weit laufen, wenn ich wüsste, dass ich dort eine Schüssel Brei kriege.» Draussen waren dreissig Grad minus, er zog sich an und lief zu den Soldaten. Dort bittet er um etwas zu essen, sie sagen, er könne ein wenig Suppe haben – los, Junge, lauf ein Kochgeschirr holen. Er geht hinaus, sieht: Da kommen schon andere Kinder, wenn er jetzt erst ins Heim zurückläuft, kriegt er nichts mehr ab.

Er geht zurück und sagt zu den Soldaten: «Füllt sie hier rein!» Und hält ihnen seine Mütze hin. Er sah so entschlossen aus, dass ein Soldat ihm eine ganze Kelle voll in die Mütze füllte. Mischa marschierte wie ein Held vorbei an den Kindern, die nichts mehr bekommen hatten, und rannte in sein Heim. Er hatte sich die Ohren erfroren, aber Suppe mitgebracht, das war inzwischen allerdings keine Suppe mehr, sondern eine Mütze voll Eis. Wir kippten dieses Eis in einen Teller, niemand wartete, bis es aufgetaut war, wir assen es so, und die Mädchen rieben Mischa die Ohren warm. Er freute sich so, dass er etwas für alle gebracht hatte, dass er nicht einmal als Erster anfang zu essen.

Das schönste Essen für uns war Ölkuchen, wir teilten ihn nach seinem Geschmack in verschiedene Sorten ein, eine hiess bei uns Halwakuchen. Wir starteten die Operation «Ölkuchen». Ein paar von uns sprangen während der Fahrt auf ein Auto auf und warfen Ölkuchenplatten herunter, die anderen sammelten sie auf. Wir kamen voller blauer Flecke ins Heim zurück, aber dafür satt. Na, und dann natürlich die Sommer- und Herbstmärkte! Da ging es uns richtig gut. Wir kosteten alles: Bei einer Marktfrau ein Stück Apfel, bei der nächsten ein Stück Tomate. Auf dem Markt zu stehlen galt nicht als verwerflich, sondern im Gegenteil – als Heldentum! Was wir stahlen, war uns egal, Hauptsache, etwas zu essen, was, war unwichtig.

In unsere Klasse ging der Sohn des Direktors der Ölmühle. Kinder sind Kinder – wir sassen im Unterricht und spielten «Schiffe versenken». Und er ass hinter uns Brot mit Sonnenblumenöl. Der ganze Klassenraum roch danach.

Wir flüsterten und drohten ihm mit der Faust: Na warte, nach dem Unterricht...

Auf einmal war die Lehrerin weg, wir schauten uns um – sie lag auf dem Fussboden. Sie litt auch Hunger, sie hatte den Geruch wahrgenommen und war in Ohnmacht gefallen. Unsere Mädchen brachten sie nach Hause, sie lebte bei ihrer Mutter. Am Abend beschlossen wir, von nun an jeder ein Stückchen Brot aufzuheben und es der Lehrerin zu geben. Sie selbst hätte das von uns niemals angenommen, wir brachten es heimlich zu ihrer Mutter und baten sie, ihr nicht zu sagen, dass es von uns war.

Wir hatten einen Obst- und einen Gemüsegarten. Im Obstgarten wuchsen Apfel, im Gemüsegarten Kohl, Möhren und rote Rüben. Wir bewachten sie, immer mehrere Kinder zusammen. Bei der Wachablösung wurde gezählt: jeder Kohlkopf, jede Möhre. Nachts dachte ich: Wenn doch über Nacht noch eine Möhre wachsen würde. Die steht dann nicht auf der Liste, die könnte ich essen. Wenn eine Möhre auf der Liste stand, durfte sie nicht verschwinden, um Himmels willen! Das wäre beschämend gewesen.

Wir sassen also im Gemüsegarten, rundum lauter Essen, doch wir beherrschten uns. Aber wir hatten schrecklichen Hunger. Einmal hatte ich zusammen mit einem älteren Jungen Wachdienst. Er hatte eine Idee.

«Sieh mal, da drüben, da weidet eine Kuh ...»

«Na und?»

«Dummkopf! Weissst du denn nicht, es gibt eine Verordnung: Wenn eine private Kuh auf staatlichem Grund weidet, zahlen die Besitzer Strafe oder man nimmt ihnen die Kuh weg.»

«Aber sie weidet doch auf der Wiese.»

«Na und, ist sie da etwa angebunden?»

Und er erklärte mir seinen Plan: Wir schleppen die Kuh in unseren Garten, binden sie an und suchen die Besitzerin. Das taten wir, dann lief mein Kumpel ins Dorf, ging zur Besitzerin und sagte zu ihr: So und so, Ihre Kuh grasst in einem staatlichen Garten, und Sie kennen doch die Verordnung ...

Ich vermute ... Ich bezweifle, dass die Frau uns geglaubt hat und Angst hatte, sie hatte wohl eher Mitleid, als sie sah, wir hungrig wir waren. Wir einigten uns: Wir hüten ihre Kuh, und dafür gibt sie uns ein paar Kartoffeln.

Einmal wurde ein Mädchen bei uns krank, sie brauchte eine Blutspende. Doch vom ganzen Kinderheim konnte niemand spenden. Verstehen Sie?

Wovon wir träumten? Wir wollten an die Front. Die verwegensten Jungen taten sich zusammen, wir wollten weglaufen. Aber zu unserem Glück kam ein Militärkapellmeister in unser Heim, Hauptmann Gordenjew. Er wählte die vier musikalischsten Jungen aus, darunter auch mich. So kam ich an die Front.

Das ganze Heim verabschiedete uns. Ich hatte nichts anzuziehen, da schenkte mir ein Mädchen ihren Matrosenanzug, ein anderes besass zwei Paar Schuhe, eins davon schenkte sie mir.

So fuhr ich an die Front. Am meisten genierte ich mich, weil ich Mädchenschuhe trug ...

«Ich schrie und schrie. Ich konnte nicht auf hören ...»

*Ljuda Andrejewa, 5 Jahre
Heute Kontrolleurin*

In meiner Erinnerung sehe ich den Krieg immer als Feuer. Es brannte und brannte. Unaufhörlich ...

Wenn wir kleinen Kinder zusammen waren, wissen Sie, worüber wir dann sprachen? Dass wir vor dem Krieg Brötchen und süssen Tee gern mochten und dass wir das nun nie wieder bekommen würden.

Unsere Mamas weinten oft, jeden Tag weinten sie ... Darum bemühten wir uns, weniger zu weinen als im Frieden. Weniger zu nörgeln ...

Ich wusste, dass meine Mama jung und schön war, die Mütter von anderen Kindern waren älter, aber mit fünf begriff ich schon, dass es schlecht für uns war, dass Mama jung war und schön. Es war gefährlich. Das verstand ich schon mit fünf ... Ich verstand sogar, dass es gut war, dass ich noch so klein war. Wie kann ein Kind so etwas verstehen? Mir hat doch niemand etwas erklärt...

Nach so vielen Jahren ... Ich habe Angst, davon zu erzählen ... Daran zu rühren ...

Vor unserem Haus hielt ein deutsches Auto, nicht absichtlich, es hatte eine Panne. Die Soldaten kamen in unser Haus, schickten mich und Grossmutter ins andere Zimmer, und Mama sollte ihnen helfen. Sie setzten Wasser auf, machten Abendessen. Sie unterhielten sich so laut, dass ich dachte, sie schreien meine Mama an.

Es wurde dunkel, es war schon Abend. Plötzlich kommt Mama ins Zimmer gerannt, packt mich an der Hand und läuft mit mir hinaus. Wir hatten keinen Garten, und der Hof war kahl, wir laufen und wissen nicht, wo wir uns verstecken sollen. Wir kriechen unter das Auto. Sie kommen aus dem Haus und suchen nach uns, leuchten mit Taschenlampen. Mama liegt auf mir, und ich höre ihre Zähne klappern, und sie ist ganz kalt. Eiskalt.

Am Morgen, als die Deutschen weggefahren waren und wir in unser Haus gingen, lag unsere Grossmutter auf dem Bett. Mit Stricken festgebunden. Nackt! Grossmutter ... Meine Grossmutter! Vor Entsetzen ... Vor Angst fing ich an zu schreien. Mama stiess mich hinaus. Ich schrie und schrie. Ich konnte nicht aufhören ...

Ich hatte noch lange Angst vor Autos. Sobald ich nur einen Motor hörte, begann ich zu zittern. Der Krieg war bereits aus, wir gingen zur Schule. Selbst wenn ich eine Strassenbahn kommen sah, konnte ich nichts dagegen tun – mir klapperten die Zähne. Ich zitterte. Wir waren drei in der Klasse, die die Besatzung erlebt hatten. Ein Junge hatte Angst vor Flugzeugen. Wenn es im Frühling warm war und die Lehrerin das Fenster aufmachte ... Und ein Flugzeug brummte ... Oder ein Auto vorbeifuhr ... Ich und dieser Junge bekamen riesengrosse Augen, unsere Pupillen weiteten sich, wir waren in Panik. Die anderen Kinder, die aus der Evakuierung zurückgekehrt waren, lachten über uns.

Der erste Salut ... Die Menschen rannten hinaus auf die Strasse, Mama und ich aber versteckten uns in einer Grube. Dort sassen wir, bis die Nachbarn uns holten und sagten: «Kommt raus, das ist kein Krieg, das ist die Siegesfeier.»

Wie sehr wünschten wir uns auf einmal Spielzeug! Wünschten uns Kindheit ... Wir nahmen ein Stück Ziegel und stellten uns vor, das wäre eine Puppe. Oder der Kleinste von uns tat, als wäre er eine Puppe. Wenn ich heute farbige Glassplitter sehe, möchte ich sie immer noch aufheben. Ich finde sie heute noch schön ...

Als ich herangewachsen war ... Da sagte jemand: «Wie schön du bist. Wie deine Mama.» Ich freute mich nicht, ich erschrak. Ich mochte es nie, wenn jemand das zu mir sagte ...

«Wir Kinderfassten uns alle bei den Händen...»

Andrej Tolstik, 7 Jahre

Heute Doktor der Wirtschaftswissenschaften

Ich war ein kleiner Junge ...

An Mama erinnere ich mich ... Sie buk das beste Brot im Dorf, sie hatte die schönsten Gemüsebeete. Die schönsten Dahlien blühten bei uns im Vorgarten und auf dem Hof. Sie nähte uns allen schöne Hemden – Vater, meinen beiden älteren Brüdern und mir. Der Kragen wurde bestickt. Mit roten, blauen und grünen Kreuzchen ...

Ich erinnere mich nicht, wer mir als Erster sagte, dass Mama erschossen wurde. Eine der Nachbarsfrauen. Ich rannte nach Hause. Sie sagten: «Sie wurde nicht in der Hütte erschossen, sondern hinterm Dorf.» Vater war nicht da, er war bei den Partisanen, meine grossen Brüder waren nicht da, sie waren bei den Partisanen, mein Cousin war nicht da – er war bei den Partisanen. Ich ging zu meinem Nachbarn, Opa Karp.

«Sie haben Mama getötet. Wir müssen sie holen.»

Wir spannten die Kuh ein (Pferde besaßen wir nicht) und fuhren los. Am Waldrand liess Opa Karp mich stehen.

«Du bleibst hier. Wenn sie mich alten Mann töten, ist es nicht so schlimm. Aber du bist noch ein Junge.»

Ich warte. Verschiedene Gedanken gehen mir im Kopf rum: Was sage ich Vater? Wie sage ich ihm, dass sie Mama getötet haben? Na, und ganz kindliche: Wenn ich Mama tot sehe, dann wird sie nie mehr lebendig. Aber wenn ich sie nicht tot sehe, dann komme ich nach Hause, und Mama ist da.

Mamas ganze Brust war von einer MPi-Garbe durchlöchert worden. Das sah aus wie ein Streifen auf der Bluse. Ausserdem hatte sie ein kleines schwarzes Loch im Kopf. Ich wollte, dass das schnell mit einem weissen Tuch verhüllt wurde, damit ich es nicht mehr sah. Mir schien, das tue ihr noch immer weh.

Ich setzte mich nicht auf den Wagen, ich lief daneben ...

Im Dorf wurde jeden Tag jemand begraben. Ich erinnere mich, wie einmal vier Partisanen begraben wurden. Drei Männer und ein junges Mädchen. Partisanen wurden häufig begraben, aber ich sah zum ersten Mal, dass eine Frau dabei war. Sie gruben ihr ein einzelnes Grab. Sie lag allein im Gras unter einem alten Birnbaum. Die alten Frauen sassen bei ihr und streichelten schweigend ihre Hände ...

«Warum liegt sie einzeln?», fragte ich.

«Sie ist noch so jung ...», antworteten die Frauen.

Als ich dann allein war, niemanden mehr hatte, erschrak ich. Was nun? Sie brachten mich ins Dorf Salessje zu Tante Marfa. Sie hatte keine eigenen Kinder, und ihr Mann war an der Front. Wenn wir uns im Keller versteckten, drückte sie meinen Kopf an ihren. «Mein Junge ...»

Tante Marfa bekam Typhus. Den bekam ich dann auch. Oma Senka nahm mich zu sich. Ihre beiden Söhne waren an der Front. Manchmal, wenn ich nachts aufwachte, sass sie an meinem Bett. «Mein Junge ...» Wenn alle aus dem Dorf vor den Deutschen in den Wald flohen, dann blieb Oma Senka bei mir. Kein einziges Mal liess sie mich allein. «Dann sterben wir eben zusammen, mein Junge.»

Nach dem Typhus konnte ich lange nicht gut laufen. Wenn der Weg eben war, ging es, aber bei der geringsten Steigung knickten mir die Beine ein. Wir warteten bereits auf unsere Soldaten. Die Frauen gingen in den Wald, Walderdbeeren sammeln. Etwas anderes hatten sie nicht als Willkommensgruss.

Die Soldaten waren erschöpft. Oma Senka schüttete ihnen Beeren in die Stahlhelme. Alle boten mir davon an. Und ich sass auf der Erde und konnte nicht aufstehen.

Vater kam von den Partisanen zurück. Er wusste, dass ich krank war, und brachte mir ein Stück Brot und ein Stück Speck, fingerdick. Brot und Speck rochen nach Machorka. Alles roch nach Vater.

Das Wort «Sieg!» hörten wir, als wir auf der Wiese Sauerampfer pflückten. Wir Kinder fassten uns alle bei den Händen, und so liefen wir ins Dorf...

«Vor dem Krieg wussten wir gar nicht, wie man jemanden
beerdigt. Aber nun fiel es uns auf einmal ein... »

*Michail Schinkarjow, 13 Jahre
Heute Eisenbahner*

Unsere Nachbarn hatten ein Mädchen, das war taub ...

Als alle riefen: «Krieg! Krieg!», da kam sie mit ihrer Puppe zu meiner Schwester gelaufen und sang vor sich hin. Obwohl selbst die Kinder schon nicht mehr lachten. Sie hats gut, dachte ich, sie hat vom Krieg nichts gehört.

Meine Freunde und ich wickelten unsere roten Pionierabzeichen und Halstücher in Wachstuch ein und vergruben sie im Gebüsch am Fluss. Im Sand. Schöne Verschwörer! Jeden Tag gingen wir nachsehen.

Vor den Deutschen hatten alle Angst, sogar die Kinder und die Hunde. Mama legte immer Eier auf die Bank vorm Haus. Dann kamen sie nicht in die Hütte. Fragten nicht: «Jude?» Meine Schwester und ich hatten lockiges schwarzes Haar ...

Wir badeten im Fluss. Da sahen wir etwas Schwarzes vom Grund aufsteigen. Ausgerechnet in dem Moment! Wir dachten: ein Baumstamm, aber das Etwas wurde mit der Strömung ans Ufer getrieben, und wir erkannten Arme, einen Kopf... Ein Mensch. Ich glaube, niemand erschrak. Niemand schrie auf. Wir erinnerten uns, dass die Erwachsenen erzählt hatten, an dieser Stelle sei ein Maschinengewehrschütze von den Unseren umgekommen und mitsamt seinem MG ins Wasser gefallen.

Es war erst seit ein paar Monaten Krieg. Aber wir empfanden bereits keine Angst mehr beim Anblick des Todes. Wir zogen den MG-Schützen an Land und begruben ihn. Einer lief einen Spaten holen, und wir hoben eine Grube aus. Bedeckten ihn mit Erde. Standen eine Weile schweigend davor. Ein Mädchen bekreuzigte sich sogar, ihre Grossmutter war mal Kirchendienerin gewesen, und sie kannte auch Gebete.

Wir machten alles selbst. Allein, ohne Erwachsene. Vor dem Krieg wussten wir gar nicht, wie man jemanden beerdigt. Aber nun fiel es uns auf einmal ein.

Zwei Tage lang tauchten wir nach dem Maschinengewehr ...

«Sammelte die Gebeine in einen Korb...»

*Leonid Siwakow, 6 Jahre
Heute Werkzeugschlosser*

Die Sonne war schon aufgegangen ...

Die Hirten trieben die Kühe zusammen. Das Strafkommando hatte ihnen Zeit gegeben, die Herde hinter das Flüsschen Grjosa zu bringen, und ging durch die Hütten. Sie hatten eine Liste bei sich, und nach dieser Liste erschossen sie Leute. Sie lasen vor: Mutter, Grossvater, die und die Kinder, soundso alt. Sie verglichen mit ihrer Liste, wenn einer fehlte, suchten sie ihn. Fanden ein Kind unterm Bett, unterm Ofen ...

Wenn sie alle gefunden hatten, erschossen sie sie ...

Wir waren in unserer Hütte zu sechst: Grossmutter, Mama, meine ältere Schwester, ich und unsere zwei kleinen Brüder. Sechs Personen. Wir sahen durchs Fenster, wie sie zu den Nachbarn gingen, liefen in die Diele, mit meinem kleinen Bruder, und hakten die Tür zu. Wir setzten uns auf die Truhe, neben Mama.

Der Haken hielt nicht viel aus, der Deutsche riss ihn mühelos ab. Er kam über die Schwelle und feuerte eine MPi-Garbe ab. Ich konnte so schnell nicht einmal erkennen, ob er alt war oder jung. Wir fielen alle hin, ich rutschte hinter die Truhe ...

Zum ersten Mal kam ich wieder zu mir, als ich spürte, dass etwas auf mich heruntertropfte. Es tropfte und tropfte, wie Wasser. Ich hob den Kopf: Mamas Blut, Mama liegt da, tot. Ich kroch unters Bett, alles war voller Blut. Ich war klitschnass vom Blut, wie von Wasser. Klitschnass ...

Ich höre: Zwei Männer kommen herein. Sie zählen die Toten. Einer sagt: «Hier fehlt einer. Wir müssen ihn suchen.» Sie fingen an zu suchen, schauten auch unters Bett, aber da hatte Mama einen Sack Korn versteckt, und ich lag dahinter. Sie zerrten den Sack hervor und gingen, zufrieden. Darüber vergassen sie ganz, dass einer von ihrer Liste noch

fehlte. Als sie weg waren, verlor ich das Bewusstsein ...

Das zweite Mal kam ich zu mir, als unsere Hütte brannte ...

Mir wurde heiss und übel. Ich sah, dass ich voller Blut war, begriff aber nicht, dass ich verletzt war – ich spürte keinen Schmerz. Die ganze Hütte war voller Rauch ... Ich kroch irgendwie hinaus in den Garten, dann in den Garten des Nachbarn. Da erst bemerkte ich, dass mein Bein verletzt war und mein Arm gebrochen. Ein furchtbarer Schmerz! Eine Zeitlang war ich wieder ohne Bewusstsein ...

Das dritte Mal kam ich zu mir, als ich einen schrecklichen Schrei hörte. Von einer Frau ... Ich kroch darauf zu.

Der Schrei hing in der Luft und hörte nicht auf. Ich folgte dem Schrei wie einem Faden und gelangte schliesslich zur Kolchosgarage. Ich sah niemanden ... Der Schrei kam irgendwie von unten, von unter der Erde ... Da begriff ich, dass in der Reparaturgrube jemand schrie. Tief unten ...

Ich konnte nicht aufstehen, ich kroch zur Grube und beugte mich hinunter. Die Grube war voller Menschen ... Lauter Flüchtlinge aus Smolensk, sie wohnten bei uns in der Schule. Rund zwanzig Familien. Alle lagen in der Grube, und ganz oben stand ein verwundetes Mädchen immer wieder auf und fiel immer wieder hin. Und schrie. Ich schaute mich um: Wohin sollte ich jetzt kriechen? Inzwischen brannte das ganze Dorf. Ringsum keine lebende Menschenseele ... Nur dieses Mädchen ... Ich liess mich zu ihr hinunterfallen. Wie lange ich da lag, weiss ich nicht...

Dann spürte ich: Das Mädchen ist tot. Ich stiess sie an, rief sie – sie reagierte nicht. Nur ich war noch am Leben, alle anderen waren tot. Die Sonne wärmte, das warme Blut dampfte. Mir wurde schwindlig...

Ich lag lange dort, mal bei Bewusstsein, mal bewusstlos. Am Freitag war die Erschiessung gewesen, am Sonnabend kamen Grossvater und Mamas Schwester aus dem Nachbardorf. Sie fanden mich in der Grube, legten mich auf einen Wagen. Der Wagen schaukelte, ich hatte Schmerzen, wollte schreien, aber ich hatte keine Stimme. Ich konnte nur wei-

nen. Ich habe lange nicht gesprochen. Sieben Jahre ... Manchmal habe ich etwas geflüstert, aber niemand verstand meine Worte. Nach sieben Jahren konnte ich ein Wort wieder richtig aussprechen, dann ein zweites. Ich hörte mir selbst zu ...

Dort, wo unser Haus gestanden hatte, sammelte Grossvater die Gebeine in einen Korb. Der Korb wurde nicht einmal voll...

Nun habe ich es Ihnen erzählt... Und das ist alles? Alles, was von diesem Grauen geblieben ist? Ein paar Dutzend Worte ...

«Die Kätzchen trugen sie aus dem Haus ...»

*Tonja Rudakowa, 5 Jahre
Heute Leiterin eines Kindergartens*

Das erste Kriegsjahr ... Davon weiss ich nur noch wenig ...

Die Deutschen kamen am Morgen, draussen war es noch grau. Sie liessen alle auf dem Anger antreten und sagten zu jedem, der kahlgeschoren war: «Raustreten!» Die Kahlgeschorenen waren Kriegsgefangene, die die Leute mit nach Hause genommen hatten. Sie brachten sie aus dem Dorf hinaus und erschossen sie.

Vorher waren wir immer ausserhalb des Dorfes rumgelaufen, am Wald. Doch nun hatten wir Angst.

Ich erinnere mich, wie meine Mutter einmal Brot gebacken hatte. Viel Brot: Es lag auf den Bänken, auf dem Tisch, auf Tüchern auf dem Boden, in der Diele. Ich wunderte mich.

«Mama, wozu brauchen wir so viel Brot? Sie haben doch die Onkels erschossen. Wer soll das essen?»

Sie schickte mich hinaus auf die Strasse.

«Geh zu den Kindern ...»

Ich hatte Angst, dass Mama getötet werden könnte, und lief ihr die ganze Zeit hinterher.

In der Nacht holten Partisanen das Brot ab. Ich habe nie wieder so viel Brot gesehen. Die Deutschen plünderten die Hütten bis auf den letzten Krümel, wir hungerten, aber ich verstand das nicht, ich bat Mama: «Heiz den Ofen an und back Brot. Ganz viel.»

Das sind alle meine Erinnerungen an das erste Kriegsjahr ...

Dann wurde ich wohl älter, denn danach erinnere ich mich an mehr. Wie unser Dorf angezündet wurde. Ich erinnere mich an alles. Erst haben sie uns erschossen und dann angezündet. Ich bin aus dem Jenseits zurückgekehrt...

Sie schossen nicht auf der Strasse, sie gingen in die Hütten. Wir standen alle am Fenster.

«Jetzt gehen sie Aniska erschliessen ...»

«Sie sind fertig bei Aniska. Jetzt gehen sie zu Tante Anfissa ...»

Wir stehen da und warten – dass sie uns erschliessen kommen. Keiner weint, keiner schreit. Wir stehen nur da. Unsere Nachbarin mit ihren Jungen ist bei uns, sie sagt: «Gehen wir hinaus auf die Strasse. Draussen erschliessen sie niemanden.»

Sie betreten den Hof: Erst ein Soldat, dann ein Offizier. Der Offizier ist gross, er trägt hohe Stiefel, eine hohe Schirmmütze. Das weiss ich noch wie heute. Ich sehe ihn vor mir.

Sie treiben uns ins Haus. Die Nachbarin wirft sich ins Gras und küsst dem Offizier die Stiefel.

«Wir gehen nicht hinein. Wir wissen Bescheid – da drin erschliessen Sie uns.»

Sie: «Zurück! Zurück!» – wir sollen reingehen. Im Haus sitzt Mama auf der Bank am Tisch. Ich erinnere mich, sie hatte einen Becher Milch in der Hand und gab unserem Kleinen zu trinken. Es war so still, dass wir ihn schmatzen hörten.

Ich setzte mich in die Ecke und stellte den Besen vor mich. Auf dem Tisch lag ein langes Tischtuch, der Nachbarjunge hatte sich unterm Tisch versteckt. Unter dem Tischtuch. Sein Bruder war unters Bett gekrochen. Die Nachbarin sank an der Tür auf die Knie und bettelte für alle: «Pan, wir haben kleine Kinder. Pan, wir haben so viele Kinder wie Erbsen ...»

Daran erinnere ich mich noch, an ihr Bitten. Lange bettelte sie so.

Der Offizier ging zum Tisch, hob die Tischdecke hoch und schoss. Von unten kam ein Schrei, und er schoss noch einmal. Der Nachbarjunge schrie ... Fünfmal hat der Soldat geschossen.

Er sieht mich an. Wie sehr ich mich auch bemühe, mich hinter dem Besen zu verstecken – es hilft nichts. Er hat schöne braune Augen. So was, daran erinnere ich mich ... Da kommt der Soldat aus dem anderen Zimmer, das heisst, er reisst einfach den grossen Vorhang zwischen den Zimmern herunter, und ruft den Offizier; da drin auf dem Bett liegen kleine Kätzchen. Die Mutter ist weg, nur die Kätzchen liegen da. Sie nehmen sie auf den Arm, lächeln, spielen mit ihnen. Als sie genug ge-

spielt haben, gibt der Offizier sie dem Soldaten, damit er sie hinausträgt.
Die Kätzchen trugen sie aus dem Haus ...

Ich erinnere mich, wie die Haare meiner toten Mama brannten. Und die Windeln des Kleinen neben ihr ... Mein älterer Bruder und ich krochen über sie hinweg – ich hielt mich an seinem Hosenbein fest –, erst in den Hof, dann in den Gemüsegarten; bis zum Abend lagen wir im Kartoffelbeet. Am Abend krochen wir ins Gebüsch. Da erst fing ich an zu weinen ...

Wie haben wir überlebt? Ich weiss es nicht ... Am Leben blieben mein Bruder und ich und vier Kätzchen. Grossmutter nahm uns alle zu sich ...

«Merk dir: Mariupol Parkowaja 6...»

*Sascha Soljanin, 14 Jahre
Heute Kriegsinvalide*

Ich wollte nicht sterben. Nie möchte man so ungern sterben wie im Morgengrauen ...

Sie führen uns zur Erschiessung. Die Deutschen haben es eilig, das entnehme ich ihren Gesprächen. Ich hatte vor dem Krieg Spass am Deutschunterricht. Ich hatte sogar freiwillig einige Gedichte von Heine auswendig gelernt. Wir sind zu dritt: zwei Kriegsgefangene, zwei Oberleutnants, und ich. Ein Junge. Sie haben mich im Wald gefangen genommen, als ich Waffen aufsammelte. Einige Male lief ich weg, aber beim dritten Mal hatten sie mich gefangen.

Ich habe Angst vorm Sterben ...

Die beiden flüstern mir zu: «Lauf! Wir stürzen uns auf die Wachleute, und du springst ins Gebüsch.»

«Ich laufe nicht weg ...»

«Warum nicht?»

«Ich bleibe bei euch.»

Ich wollte mit ihnen zusammen sterben. Wie ein Soldat.

«Das ist ein Befehl: Weglaufen! Leben!»

Der eine, Danila Grigorjewitsch Iordanow, stammte aus Mariupol, der andere, Alexander Iwanowitsch Iljinski, aus Brjansk.

«Merk dir: Mariupol, Parkowaja 6 ... Merkst du dir das?»

«Brjansk, Strasse ... Merkst du dir das?»

Sie schossen ...

Ich rannte los. Ich rannte, und in meinem Kopf hämmerte es: Merk dir, merk dir. Doch ich vergass es vor Angst.

Ich habe Strasse und Hausnummer in Brjansk vergessen ...

«Ich spürte, wie sein Herz stehenblieb ...»

*Lena Aronowa, 12 Jahre
Heute Juristin*

Unsere Stadt war plötzlich Kriegsschauplatz. Unser stilles, grünes Gornel...

Meine Eltern beschlossen, mich nach Moskau zu schicken, dort studierte mein Bruder an der Militärakademie. Alle glaubten, Moskau würde niemals erobert werden, Moskau sei eine uneinnehmbare Festung. Ich wollte nicht wegfahren, aber meine Eltern bestanden darauf, denn als die Bombenangriffe losgingen, ass ich tagelang nichts, sie mussten mich zum Essen zwingen. Ich magerte sichtlich ab. Mama entschied, in Moskau sei es ruhig, in Moskau sei ich gut aufgehoben. Dort würde ich auch wieder zunehmen. Und Papa und sie würden nachkommen, sobald der Krieg zu Ende sei. Schon bald.

Der Zug kam nicht bis Moskau, in Malojaroslawez wurden wir rausgesetzt. Auf dem Bahnhof war ein Fernsprecher, da lief ich dauernd hin und versuchte meinen Bruder anzurufen, um ihn zu fragen, was ich tun sollte. Als ich ihn endlich erreichte, sagte er: «Bleib da und warte auf mich, ich komme dich abholen.» In banger Erwartung verging die Nacht, dort waren sehr viele Menschen, und plötzlich hiess es: In einer halben Stunde fährt ein Zug nach Moskau, steigt ein. Ich nahm meine Sachen und lief zum Zug, kletterte auf die oberste Pritsche und schlief ein. Als ich aufwachte, stand der Zug an einem kleinen Flüsschen, Frauen wuschen Wäsche. «Wo ist Moskau?», fragte ich erstaunt. Ich erfuhr, dass wir nach Osten fuhren ...

Ich verliess den Waggon und weinte vor Kränkung und Verzweiflung. Da entdeckte mich Dina, das war meine Freundin, wir waren zusammen aus Gornel losgefahren, unsere Mütter hatten uns zusammen zum Zug gebracht, und dann hatten wir uns in Malojaroslawez verloren. Nun waren wir wieder zu zweit, und ich hatte weniger Angst. An den

Bahnstationen brachte man uns Essen an den Zug: Brote, Milch in Kannen auf Leiterwagen, einmal sogar Suppe.

Auf der Station Dsharkul im Gebiet Kustanai mussten wir aussteigen. Dina und ich fuhren zum ersten Mal mit einem Pferdewagen. Wir beruhigten einander, wir würden, sobald wir ankamen, sofort nach Hause schreiben. Ich sagte: «Wenn das Haus nicht zerbombt ist, dann bekommen unsere Eltern die Briefe, aber wenn es zerstört ist, wohin schreiben wir dann?» Meine Mama war Chefärztin im Kinderkrankenhaus, mein Papa Direktor der Handwerksschule. Papa war ein friedlicher Mensch, er sah ganz und gar aus wie ein Lehrer, und als er zum ersten Mal mit einer Pistole von der Arbeit kam (die hatte man ihnen dort gegeben), sie samt Koppel über sein ziviles Jackett geschnallt hatte, erschrak ich. Ich glaube, er hatte auch Angst vor der Pistole, er nahm sie am Abend ganz vorsichtig ab und legte sie auf den Tisch. Wir wohnten in einem grossen Haus, aber darin gab es keine Militärangehörigen, ich hatte noch nie zuvor eine Waffe gesehen. Ich hatte das Gefühl, dass eine Pistole ganz von selbst schiesst und dass sich nun der Krieg bei uns niedergelassen hatte. Sobald Papa die Pistole wieder ablegte, wäre der Krieg vorbei.

Dina und ich waren Stadtkinder, wir konnten nichts. Gleich am Tag nach unserer Ankunft wurden wir zu Feldarbeiten geschickt, mussten den ganzen Tag stehen, mit krummem Rücken. Mir wurde schwindlig, und ich fiel um. Dina hockte neben mir und weinte, wusste aber nicht, wie sie mir helfen sollte. Wir schämten uns: Die einheimischen Mädchen erfüllten die Norm – wenn wir erst die Hälfte des Feldes erreicht hatten, waren sie schon weit weg. Am schlimmsten war es, als ich mal eine Kuh melken sollte; sie drückten mir einen Melkeimer in die Hand, und ich hatte noch nie eine Kuh gemolken, ich hatte Angst, ihr zu nahe zu kommen.

Eines Tages brachte jemand Zeitungen von der Bahnstation mit. Darin lasen wir, dass Gomel besetzt war, und Dina und ich weinten sehr. Wenn Gomel besetzt war, hiess das, unsere Eltern waren tot und wir mussten ins Kinderheim. Aber ich wollte von Kinderheim nichts hören, ich nahm mir vor, meinen Bruder zu suchen. Doch Dinas Eltern

kamen uns abholen, irgendwie hatten sie uns gefunden. Ihr Vater war Chefarzt in der Stadt Saraktasch im Gebiet Orenburg. Auf dem Krankenhausgelände stand eine kleine Hütte, und darin wohnten wir. Wir schiefen auf Holzpritschen, die Matratzen füllten wir mit Stroh. Ich quälte mich sehr wegen meiner Zöpfe, sie reichten mir bis zum Knie. Abschneiden konnte ich sie mir nicht ohne Mamas Erlaubnis. Ich hoffte, dass Mama trotz allem noch lebte und mich finden würde. Mama liebte meine Zöpfe und würde mit mir schimpfen, wenn ich sie mir abschnitt.

Eines Tages ... So etwas geschieht nur im Märchen – aber auch im Krieg. Im Morgengrauen klopfte jemand ans Fenster ... Ich ging hin: Draussen stand Mama. Und ich fiel um ... Bald schnitt Mama mir die Zöpfe ab und rieb mir den Kopf mit einer Tinktur gegen Läuse ein.

Mama hatte herausgefunden, dass Papas Schule nach Nowosibirsk evakuiert worden war, und wir fuhren zu Papa. Dort ging ich wieder zur Schule. Vormittags wurde gelernt, nachmittags halfen wir im Lazarett; in der Stadt gab es viele Verwundete, sie wurden von der Front ins Hinterland gebracht. Wir wurden Pflegerinnen, ich kam in die Chirurgie, die schlimmste Abteilung. Wir zerrissen alte Laken und machten daraus Binden, rollten sie zusammen, legten sie in Boxen und brachten sie zum Sterilisieren. Wir wuschen die gebrauchten Binden, doch manchmal waren die Binden von der Front in einem Zustand, dass wir sie körbchenweise hinaustrugen und auf dem Hof vergruben. Sie waren voller Blut und Eiter ...

Ich bin in einer Arztfamilie aufgewachsen und hatte vor dem Krieg davon geträumt, Ärztin zu werden. Also hatte ich auch keine Scheu vor der Chirurgie. Die anderen Mädchen hatten Angst, aber mir war es egal, Hauptsache helfen, sich gebraucht fühlen. Nach dem Unterricht liefen wir schnell ins Lazarett, um nicht zu spät zu kommen. Ich erinnere mich, dass ich mehrmals in Ohnmacht fiel. Wenn die Wunden freigelegt wurden, alles war festgeklebt, die Verwundeten schrien ... Einige Male wurde mir übel vom Geruch der Verbände, die Verbände rochen sehr, nicht nach Medizin, sondern irgendwie nach Fäulnis, nach Tod. Ich wusste

wusste bereits, wie der Tod riecht. Man kommt ins Krankenzimmer – der Verwundete lebt noch, aber es riecht schon nach Tod ...Viele Mädchen gingen weg, hielten das nicht aus. Sie nähten Handschuhe für die Front, oder wer konnte, strickte. Ich musste im Lazarett bleiben – wo doch alle wussten, dass meine Mama Ärztin war.

Aber ich weinte immer sehr, wenn Verwundete starben. Sie starben und riefen: «Doktor! Doktor! Schnell!» Der Doktor kommt angerannt, kann aber nicht helfen, in der Chirurgie waren sehr schwer Verwundete. Ich erinnere mich an einen Leutnant... Er bat mich um eine Wärmflasche. Ich legte ihm die Wärmflasche auf, er griff nach meiner Hand. Ich konnte sie ihm nicht entreissen. Er drückte sie an sich. Er hielt mich fest, hielt mich mit aller Kraft fest. Ich spürte, wie sein Herz stehenblieb. Es schlug und schlug, dann blieb es stehen ...

Ich habe im Krieg so vieles erfahren ... Mehr als im ganzen Leben...

«Ich lief an die Front zu meiner Schwester,
zu Hauptfeldwebel Vera Redkina ...»

*Nikolai Redkin, 11 Jahre
Heute Mechaniker*

Im Haus war es auf einmal still. Die Familie war kleiner geworden ...

Meine älteren Brüder wurden gleich zur Armee einberufen. Meine Schwester Vera lief immer wieder ins Wehrkomitee, und im März zwei- undvierzig ging auch sie an die Front. Zu Hause waren nun nur noch ich und meine kleine Schwester.

Als wir evakuiert wurden, nahmen uns Verwandte im Gebiet Orlow auf. Ich arbeitete im Kolchos, Männer gab es keine mehr, die Männerarbeit verrichteten solche wie ich. Halbwüchsige. Wir ersetzten die Männer – wir waren zwischen neun und vierzehn Jahre alt. Ich fuhr zum ersten Mal pflügen. Die Frauen stellten sich zu ihren Pferden und trieben sie an. Ich stand da und wartete, dass jemand kommt und mir das beibringt, aber sie, kaum waren sie mit einer Furche fertig, wendeten und machten mit der nächsten weiter. Also musste ich allein zurechtkommen. Allein, mal neben der Furche, mal darin, so marschierte ich los. Von morgens an war ich auf dem Feld, und nachts ging es mit den anderen Jungen zur Nachtschicht. Pferde hüten. Einen Tag machte ich das, noch einen ... Am dritten Tag fiel ich beim Pflügen um.

Vierundvierzig kam meine Schwester Vera nach einer Verwundung für einen Tag aus dem Lazarett zu uns. Am Morgen wurde sie mit dem Gespann zur Bahnstation gebracht, und ich lief zu Fuss hinterher. Auf dem Bahnhof wollte der Soldat mich nicht in den Zug einsteigen lassen. «Zu wem gehörst du, Junge?» Ich antwortete geistesgegenwärtig: «Zu Hauptfeldwebel Vera Redkina.»

So durfte ich mit in den Krieg ...

«In Richtung Sonnenaufgang ...»

*Valja Koshanowskaja, 11 Jahre
Heute Arbeiterin*

Das kindliche Gedächtnis ... Im kindlichen Gedächtnis bleibt nur die Angst und Gutes ...

Unser Haus stand in der Nähe eines Lazarets. Das Lazarett wurde bombardiert, und ich sah, wie aus den Fenstern Verwundete mit Krücken fielen. Unser Haus geriet in Brand. Mama sprang ins Feuer. «Ich hole Kleider für die Kinder.»

Unser Haus brannte... Unsere Mama brannte... Wir wollten hinterher, aber Leute hielten uns zurück. «Kinder, ihr könnt eure Mama nicht retten.» Alle liefen weg, und wir mit. Tote lagen herum ... Verwundete stöhnten, baten um Hilfe. Wer sollte ihnen helfen? Ich war elf, meine Schwester neun. Wir verloren einander ...

Im Kinderheim von Ostroschizki Gorodok bei Minsk trafen wir uns wieder, in Minsk waren schon die Deutschen. Ein Jahr vor dem Krieg hatte Vater uns hierher ins Pionierlager gebracht. Ein schöner Ort. Aus dem Pionierlager hatten die Deutschen ein Kinderheim gemacht. Alles war vertraut und zugleich fremd. Mehrere Tage haben wir nur geheult, weil wir unsere Eltern verloren hatten und unser Haus abgebrannt war. Die Erzieherinnen waren alt, die Ordnung deutsch. Nach einem Jahr ... Ich glaube, das war nach einem Jahr ... Da wurden wir aussortiert für den Transport nach Deutschland. Nicht nach Alter, sondern nach Grösse, und ich war unglücklicherweise gross, wie Vater, und meine Schwester war klein, wie unsere Mutter. Autos kamen, drum herum Deutsche mit MPi, ich wurde auf ein Auto mit Stroh getrieben, meine Schwester schrie, sie stiessen sie weg, schossen ihr vor die Füsse. Liesen sie nicht zu mir. So wurden wir getrennt...

Ein ganzer Waggon voll... Bis obenhin voll... Ein ganzer Waggon voller Kinder, keins älter als dreizehn. Der erste Halt war in Warschau.

Niemand gab uns zu essen und zu trinken, nur ein alter Mann stieg ein, die Taschen voller zusammengerollter Papiere, auf denen auf Russisch das Vaterunser stand, das drückte er jedem von uns in die Hand.

Anschliessend fuhren wir noch zwei Tage. Sie brachten uns zu einer Art Hygienestation. Wir mussten uns nackt ausziehen, alle zusammen, Jungen und Mädchen, und ich weinte vor Scham. Die Mädchen wollten auf die eine Seite, die Jungen auf die andere, aber sie trieben uns alle zusammen, richteten einen Schlauch auf uns ... Kaltes Wasser ... Mit einem merkwürdigen Geruch, so etwas habe ich nie wieder gerochen, ich weiss nicht, was für ein Desinfektionsmittel das war. Sie spritzten uns ab, ohne Rücksicht auf Augen, Mund, Ohren. Dann verteilten sie gestreifte Hosen und Jacken, wie Pyjamas, für die Füsse Holzpantinen, an die Brust hefteten sie uns ein Blechschild: «OST».

Sie trieben uns hinaus auf die Strasse und liessen uns antreten wie zum Appell. Ich dachte, sie würden uns nun in ein Lager bringen, aber hinter mir flüsterte jemand: «Sie wollen uns verkaufen.» Ein alter Deutscher wählte mich zusammen mit drei anderen Mädchen aus, bezahlte und zeigte auf einen Wagen mit Stroh. «Steigt ein!»

Er schaffte uns zu einem Gut. Da stand ein grosses, hohes Haus, mitten in einem alten Park. Wir wurden im Schuppen untergebracht, in der einen Hälfte wohnten zwölf Hunde, in der anderen wir. Es ging gleich zur Arbeit aufs Feld – Steine absammeln, damit die Pflüge und Sämaschinen nicht kaputtgingen. Die Steine mussten ordentlich auf einen Haufen gelegt werden. Und wir in diesen Holzschuhen – die ganzen Füsse waren voller Blasen. Zu essen bekamen wir schlechtes Brot und dünne Milch.

Ein Mädchen hielt das nicht aus, sie starb. Sie wurde mit dem Pferdewagen in den Wald gefahren und dort einfach so vergraben, ohne alles. Die Holzschuhe und den gestreiften Pyjama brachten sie wieder mit zurück aufs Gut. Olja hiess sie, das weiss ich noch.

Auf dem Gut war ein sehr alter Deutscher, er fütterte die Hunde. Er sprach Russisch, sehr schlecht, aber immerhin, und der versuchte uns

Mut zu machen. «Kinder, Hitler kaputt. Russki komm.» Manchmal ging er in den Hühnerstall, stahl eine Mütze voll Eier und versteckte sie in seiner Werkzeugkiste – er verrichtete auch Zimmermannsarbeiten auf dem Gut. Dann nahm er die Axt in die Hand, als wolle er arbeiten, dabei stellte er die Kiste vor uns hin, schaute sich um und winkte uns, wir sollten schnell essen. Wir tranken die Eier aus und vergruben die Schalen.

Zwei serbische Jungen, die ebenfalls auf dem Gut arbeiteten, riefen uns zu sich. Sie waren Sklaven wie wir. Sie erzählten uns ihr Geheimnis. Sie hätten einen Plan: «Wir müssen abhauen, sonst sterben wir alle, wie Olja. Dann verscharren sie uns im Wald und bringen nur die Pyjamas zurück.» Wir hatten Angst, aber sie überzeugten uns. Das war so ... Hinter dem Gut war Sumpf, dorthin schlichen wir uns am Morgen heimlich, und dann liefen wir los. Wir liefen in Richtung Sonnenaufgang, nach Osten.

Am Abend fielen wir alle ins Gebüsch und schliefen todmüde ein. Am Morgen öffneten wir die Augen – Stille, nur die Frösche quakten. Wir standen auf, wuschen uns mit Tau und liefen weiter. Sehr bald gelangten wir an eine Landstrasse, die mussten wir überqueren, gegenüber lag schöner dichter Wald. Unsere Zuflucht. Ein Junge kroch los, schaute auf die Strasse und rief uns: «Los!» Wir liefen los, da kam uns aus dem Wald ein deutsches Auto mit MPi-Schützen entgegen. Sie umringten uns, schlugen die Jungen und traten auf sie ein.

Dann warfen sie sie tot aufs Auto, wir Mädchen mussten uns danebensetzen. Sie sagten: Die haben es gut, und ihr werdet es gleich noch besser haben, ihr russischen Schweine. An den Blechschildern hatten sie erkannt, dass wir Ostarbeiter waren. Wir hatten solche Angst, dass wir nicht einmal weinten.

Sie brachten uns ins Konzentrationslager. Dort sahen wir: Auf Strohsassen Kinder, und Läuse krochen über sie. Das Stroh hatten sie von den Feldern geholt, die gleich hinter dem Stacheldraht mit Strom begannen.

Jeden Morgen schepperte der eiserne Riegel, ein Offizier und eine

schöne Frau kamen herein, beide lachend, und sie sagte auf Russisch zu uns: «Wer Grütze möchte, schnell in Zweierreihen anstellen. Der kriegt etwas zu essen ...»

Die Kinder stiessen einander beiseite, stolperten – alle wollten Grütze.

«Nur fünfundzwanzig», sagte die Frau und zählte ab. «Streitet euch nicht, die anderen warten bis morgen.»

Anfangs glaubte ich ihr und lief mit den Kleinen zusammen los, doch dann bekam ich Angst: Warum kommt niemand zurück von denen, die zum Grützeessen gehen? Ich setzte mich direkt neben die Eisentür am Eingang, und selbst als wir nur noch wenige waren, bemerkte die Frau mich nicht. Sie stand immer mit dem Rücken zu mir und zählte. Wie lange das dauerte, kann ich nicht sagen. Ich glaube, ich habe damals das Gedächtnis verloren ...

Ich habe dort nie einen Vogel gesehen, nicht einmal einen Käfer. Ich wünschte mir immer, wenigstens mal einen Wurm zu finden. Aber es gab dort keine ...

Eines Tages hörten wir Lärm, Schreie, Schüsse. Der Eisenriegel schupperte – und in die Baracke stürmten Soldaten, unsere, mit dem Schrei: «Kinder!» Sie hoben uns auf die Schultern, auf die Arme, immer gleich mehrere. Sie küssten und umarmten uns, weinten, weil wir nichts wogen, weil wir so leicht waren wie Luft. Wir waren nur Haut und Knochen. Sie trugen uns hinaus.

Da sahen wir den schwarzen Schornstein des Krematoriums ...

Mehrere Wochen lang wurden wir gepflegt, aufgepäpelt. Ich wurde gefragt: «Wie alt bist du?» Ich sagte: «Dreizehn.» – «Wir dachten: acht.» Als wir wieder bei Kräften waren, fuhren wir dorthin, wo die Sonne aufgeht.

Nach Hause ...

«... das weisse Hemd leuchtete im Dunkeln...»

Jefim Fridland, 9 Jahre

Heute stellvertretender Direktor einer Silikatfabrik

Die Kindheit war vorbei. Mit den ersten Schüssen ... Das Kind in mir war noch da, aber daneben bereits ein anderer ...

Vor dem Krieg hatte ich mich gefürchtet, allein in der Wohnung zu bleiben, diese Angst war nun weg. Ich glaubte nicht mehr an Mamas Hausgeister, die hinterm Ofen sitzen, und sie sprach auch nicht mehr davon. Wir verliessen Chotimsk auf einem Fuhrwerk, Mama hatte einen Korb Äpfel gekauft und neben mich und meine Schwester gestellt, und wir assen Äpfel. Als der Bombenangriff begann, hatte meine Schwester gerade zwei schöne Äpfel in der Hand, wir rauchten uns darum, sie wollte mir keinen abgeben. Mama schimpfte: «Versteckt euch!», aber wir zankten uns weiter um die Äpfel. Wir rauchten, bis ich meine Schwester bat: «Gib mir wenigstens einen Apfel, sonst werden wir getötet, und ich hab ihn nicht mal probiert.» Sie gab mir einen Apfel, den schönsten. Da hörte der Bombenangriff auf. Ich habe den Glücksapfel nicht gegessen.

Wir fuhren, und vor uns lief eine Herde. Von Vater (vor dem Krieg leitete er bei uns in Chotimsk die Viehwirtschaft) wussten wir, dass das keine gewöhnlichen Kühe waren, sondern eine Zuchtherde, die für viel Geld im Ausland gekauft worden war. Ich erinnere mich, Vater konnte mir nicht recht erklären, wie viel das ist – viel Geld, bis er sagte, jede Kuh koste so viel wie ein Traktor. Oder wie ein Panzer. Wie ein Panzer – das war sehr viel. Jede Kuh wurde sorgfältig behütet.

Da ich in der Familie eines Zootechnikers aufgewachsen war, liebte ich Tiere. Als wir nach einem Bombenangriff kein Gespann mehr besaßen, lief ich vor der Herde her, angebunden an den Stier Wassja. Er hatte einen Ring in der Nase, daran hing ein Strick, und an diesem Strick band ich mich fest. Die Kühe konnten sich lange nicht an die Bomben-

angriffe gewöhnen, sie waren schwer und nicht an langes Laufen gewöhnt, ihre Hufe brachen, sie waren sehr erschöpft. Nach einem Beschuss war es immer schwierig, sie wieder zusammenzutreiben. Aber wenn der Stier auf die Landstrasse ging, folgten sie ihm. Und der Stier hörte nur auf mich.

Nachts wusch Mutter mein weisses Hemd ... Im Morgengrauen rief Oberleutnant Turtschin, der den Treck anführte: «Aufstehen!» Ich zog das Hemd an, nahm den Stier, und wir liefen los. Ich erinnere mich, ich trug die ganze Zeit das weisse Hemd. Es leuchtete im Dunkeln, alle konnten es gut sehen. Ich schlief neben dem Stier, unter seinen Vorderbeinen – das war schön warm. Wassja stand nie vor mir auf, er wartete immer, bis ich aufgestanden war. Er spürte, dass ich noch ein Kind war, dass er mir hätte wehtun können. Ich legte mich neben ihn und hatte nie Angst.

Wir liefen bis Tula. Über tausend Kilometer. Es waren nur noch wenige Hirten da. Den Kühen waren die Euter geschwollen, sie konnten nicht rechtzeitig gemolken werden. Wenn einer Kuh das Euter wehtut, stellt sie sich vor dich und schaut dich an. Mir schmerzten die Hände, ich melkte am Tag fünfzehn bis zwanzig Kühe. Ein Bild sehe ich noch heute vor mir: Eine Kuh liegt mit gebrochenem Hinterbein am Weg, aus dem blauen Euter tropft Milch. Sie schaut die Menschen an, als ob sie weint. Soldaten sahen das und griffen nach ihrer MPI – um die Kuh zu erschiessen. Ich bat sie: «Wartet...»

Ich ging hin und melkte die Kuh. Sie leckte mir dankbar die Schulter. «So», sagte ich und stand auf, «jetzt könnt ihr sie erschiessen ...» Und lief weg, um das nicht zu sehen ...

In Tula erfuhren wir, dass das gesamte Vieh, das wir hergetrieben hatten, ins Fleischkombinat kommen würde, man wusste sonst nicht, wohin damit. Die Deutschen standen bereits vor der Stadt. Ich zog mein weisses Hemd an und ging mich von Wassja verabschieden. Der Stier atmete mir schwer ins Gesicht...

Im Mai fünfundvierzig kehrten wir zurück nach Hause. Kurz vor Orscha, ich stand gerade am Fenster, da merkte ich, dass Mama hinter mir stand. Ich öffnete das Fenster. Mama sagte: «Riechst du unsere

Sümpfe?» Ich weinte selten, da aber heulte ich los. Während der Evakuierung hatte ich sogar davon geträumt, wie das frisch gemähte Heu in Schobern gesammelt wird und wie es riecht, wenn es trocknet. Dieser einmalige Geruch von Sumpfheu. Ich glaube, nur bei uns in Weissrussland hat das Sumpfheu diesen intensiven Geruch, und er verfolgte mich überall. Sogar im Traum.

Am Tag des Sieges lief unser Nachbar Onkel Kolja hinaus auf die Strasse und schoss in die Luft. Wir Jungen umringten ihn.

«Onkel Kolja, lass mich auch mal!»

«Mich auch!»

Er liess alle. Ich schoss zum ersten Mal...

«Mama fiel auf den sauberen Fussboden,
den ich gerade gewischt hatte ...»

*Mascha Iwanowa, 8 Jahre
Heute Lehrerin*

Wir waren eine gute Familie. Wir liebten uns alle ...

Mein Vater hatte im Bürgerkrieg gekämpft. Seitdem ging er an Krücken. Aber er leitete den Kolchos, und der war eine Musterwirtschaft. Als ich lesen gelernt hatte, zeigte er mir Zeitungsausschnitte aus der «Prawda» über unseren Kolchos. Vor dem Krieg wurde Vater als bester Vorsitzender zum Kongress der Kolchos-Aktivisten delegiert und zur Landwirtschaftsausstellung nach Moskau. Von dort brachte er mir schöne Kinderbücher und eine Blechschachtel mit Pralinen mit.

Mama und ich liebten unseren Papa. Ich liebte ihn abgöttisch, und er uns auch. Mich und Mama. Vielleicht idealisiere ich meine Kindheit? Aber alles, was vor dem Krieg war, ist in der Erinnerung schön und hell. Weil ... Es war eben meine Kindheit ... Richtige Kindheit...

Ich erinnere mich an den Gesang. Die Frauen kamen von der Feldarbeit singend zurück. Die Sonne versank hinterm Horizont, und von der anderen Seite des Berges drang langgezogener Gesang:

«Die Sonne sinkt, der Tag ist aus ...»

Ich laufe dem Gesang entgegen – dort ist meine Mama, ich höre ihre Stimme. Mama fängt mich auf, nimmt mich auf den Arm, ich umklammere ihren Hals, springe herunter und laufe voraus, und der Gesang holt mich ein, er erfüllt alles ringsum – und ich bin so froh, und mir ist so wohl.

Nach dieser glücklichen Kindheit ... Plötzlich ... Gleich der Krieg...

In den ersten Tagen ging Vater weg. Er blieb vor Ort, im Untergrund. Er wohnte nicht zu Hause, weil ihn bei uns jeder kannte. Er kam nur nachts manchmal zu uns.

Einmal hörte ich, wie er sich mit Mama unterhielt.

«Wir haben ein deutsches Auto gesprengt, bei ...» Ich hustete auf dem Ofen, und die Eltern erschrakten.

«Das darf niemand wissen, Töchterchen», warnten sie mich.

Ich lernte die Nacht fürchten. Wenn nun Vater kam und die Faschisten davon erfuhren und unseren Papa verhafteten, den ich so sehr liebte?

Ich wartete die ganze Zeit auf ihn. Ich verkroch mich in die entlegenste Ecke unseres grossen Ofens, umarmte Grossmutter, fürchtete aber einzuschlafen, und wenn ich eingeschlafen war, wachte ich häufig auf. Im Schornstein heult der Schneesturm, die Ofenklappe klirrt. Ich habe nur einen Gedanken: Ich darf Papa nicht verschlafen.

Plötzlich glaube ich, das ist nicht der Schneesturm, sondern Mama, die weint. Ich habe Fieber. Typhus.

Spät in der Nacht kam Vater. Ich hörte ihn als Erste und weckte Grossmutter. Vater war ganz kalt, und ich glühte vom Fieber, er sass bei mir und konnte nicht Weggehen. Er war erschöpft, gealtert, aber so lieb und vertraut. Nach einigen Stunden wurde an die Tür geklopft. Sehr laut. Vater konnte sich nicht einmal mehr den Mantel überwerfen, da stürmten die Polizisten schon ins Haus. Sie trieben ihn hinaus auf die Strasse, ich – hinterher, er streckte die Arme nach mir aus, aber sie schlugen ihn und stiessen ihn weg. Barfuss lief ich ihm durch den Schnee hinterher, bis zum Fluss, und rief: «Papotschka! Papotschka!» Zu Hause jammerte Grossmutter: «Wo ist bloss Gott? Wo hat er sich versteckt?»

Vater wurde getötet...

Grossmutter überlebte diesen Kummer nicht. Sie weinte immer leiser und leiser, und nach zwei Wochen starb sie auf dem Ofen, ich schlief neben ihr, Arm in Arm mit ihr, der Toten. Es war niemand weiter im Haus, Mama und mein Bruder versteckten sich bei den Nachbarn.

Nach Papas Tod wurde auch Mama ganz anders. Sie ging nicht mehr aus dem Haus. Sprach nur von Papa, wurde schnell müde, dabei war sie vor dem Krieg Aktivistin gewesen, überall die Erste. Mich bemerkte sie gar nicht, dabei bemühte ich mich ständig, in ihr Blickfeld zu kommen. Ihr irgendeine Freude zu machen. Aber lebendig wurde sie nur, wenn wir von Papa sprachen.

Ich erinnere mich, wie die Frauen glücklich angelaufen kamen: «Aus dem Nachbardorf ist ein Junge gekommen – der Krieg ist aus. Bald sind unsere Männer wieder da.»

Mama fiel auf den sauberen Fussboden, den ich gerade gewischt hatte ...

«Hat Gott das alles gesehen? Und was hat er gedacht...»

Jura Karpowitsch, 8 Jahre

Heute Kraftfahrer

Ich habe gesehen, was kein Mensch sehen sollte ... Nicht sehen darf ...
Und ich war noch klein ...

Ich habe gesehen, wie ein Soldat läuft, dann scheinbar stolpert. Hin-fällt. Sich lange in der Erde festkrallt, sie umarmt...

Ich habe gesehen, wie unsere Kriegsgefangenen durch unser Dorf getrieben wurden. Lange Kolonnen. In zerlumpten, versengten Män-teln. Dort, wo sie in der Nacht gelagert hatten, war die Rinde von den Bäumen abgenagt. Statt Essen warfen sie ihnen ein krepierendes Pferd hin. Sie rissen es in Stücke ...

Ich habe gesehen, wie in der Nacht ein deutscher Zug entgleiste und verbrannte und wie sie am Morgen alle, die bei der Eisenbahn arbeite-ten, auf die Gleise legten und eine Lokomotive darüber fahren liessen...

Ich habe gesehen, wie sie Menschen vor einen Pferdewagen spannten. Menschen mit gelbem Stern auf dem Rücken. Sie trieben sie mit Peitschen an. Und kutschierten fröhlich herum ...

Ich habe gesehen, wie sie mit Bajonetten Müttern die Kinder vom Arm stiessen. Und sie ins Feuer warfen. In einen Brunnen ... Mutter und ich blieben verschont...

Ich habe gesehen, wie der Hund unserer Nachbarn weinte. Er sass auf der Asche des Hauses. Allein. Er hatte die Augen eines alten Men-schen ...

Ich war noch klein ...

Damit wuchs ich auf ... Ich wurde düster und misstrauisch, ich habe einen schwierigen Charakter. Wenn jemand weint, empfinde ich kein Mitleid, sondern Erleichterung, weil ich selbst nicht weinen kann. Ich war zweimal verheiratet, beide Frauen haben mich verlassen, keine hielt es lange mit mir aus. Es ist schwer, mich zu lieben.

Das weiss ich ... Das weiss ich selbst...

Viele Jahre sind seitdem vergangen ... Jetzt möchte ich fragen: Hat Gott das alles gesehen? Und was hat er gedacht...

«Die weite Welt ist wunderschön ...»

Ljudmila Nikanorowa, 12 Jahre

Heute Ingenieurin

Ich möchte mich erinnern ... Haben wir vor dem Krieg vom Krieg gesprochen?

Im Radio liefen Lieder wie «Wenn morgen Krieg ist» und «Gut bewehrt und schnell sind unsre Panzer». Wir Kinder konnten ruhig einschlafen ...

Wir lebten in Woronesch. Die Stadt meiner Kindheit ... An den Schulen gab es viele Lehrer aus der alten Intelligenzija. Eine grosse Musikkultur. Der Kinderchor unserer Schule, erinnere ich mich, war in der Stadt sehr populär. Und alle, glaube ich, liebten das Theater.

In unserem Haus wohnten Offiziersfamilien. Ein dreistöckiges Haus mit durchgehendem Flur, auf dem Hof blühte im Sommer eine duftende Akazie. Im Park vor dem Haus spielten wir viel. Ich hatte besonderes Glück mit meinen Eltern. Papa war Berufsoffizier. Als Kind hatte ich die Uniform ständig vor Augen. Mama hatte einen sanften Charakter und goldene Hände. Ich war die einzige Tochter. Wie es sich in einem solchen Fall gehört, war ich beharrlich, launisch und schüchtern zugleich. Ich besuchte Musik- und Tanzzirkel im Haus der Roten Armee. Sonntags, an Papas einzigem freiem Tag, ging er gern mit uns in der Stadt spazieren. Mama und ich mussten dabei immer links gehen, denn Papa grüsste ständig andere Militärs. Mit der Hand an der Mütze.

Ausserdem las er gern mit mir Gedichte, besonders Puschkin:

«Lerne, Sohn, die Wissenschaft verkürzt uns
des rasend schnellen Lebens Lehren ...»

Jener Junitag ... Ich kam mit meiner Freundin in einem hübschen Kleid in den Garten des Hauses der Roten Armee zu einer Vorstellung, die

um zwölf Uhr mittags anfangen sollte. Wir sahen: Alle lauschten dem Lautsprecher, der an einem Mast hing. Bestürzte Gesichter.

«Hörst du, es ist Krieg!», sagt meine Freundin.

Ich renne nach Hause. Reisse die Tür auf. In der Wohnung ist es still, Mama ist nicht da, Papa steht vorm Spiegel und rasiert sich konzentriert, eine Wange voller Seifenschäum.

«Papa, es ist Krieg!»

Papa dreht sich zu mir um und rasiert sich weiter. Seine Augen haben einen Ausdruck, den ich an ihm nicht kenne. Ich weiss noch, dass das Radio an der Wand ausgeschaltet war. Das war alles, was er für uns tun konnte, um den Augenblick der schrecklichen Nachricht hinauszuzögern.

Das Leben veränderte sich schlagartig. Ich erinnere mich nicht, dass Papa in diesen Tagen überhaupt zu Hause gewesen wäre. Der Alltag veränderte sich. Es gab Mieterversammlungen: Wie man ein Feuer löscht, wenn das Haus in Brand gerät, wie man die Fenster nachts verdunkelt – in der Stadt durfte kein Licht zu sehen sein. Lebensmittel verschwanden aus den Geschäften, es wurden Lebensmittelkarten ausgegeben.

Und dann kam jener letzte Abend. Er war ganz anders, als ich das heute im Kino sehe: Tränen, Umarmungen, während der Fahrt auf den Zug aufspringen. Bei uns war das anders. Alles lief so, als führe Vater zu einem Manöver. Mama packte seine Sachen, Kragen und Feldkragenspiegel waren ordentlich angenäht, Knöpfe, Socken und Taschentücher überprüft. Papa rollte seinen Uniformmantel zusammen, ich glaube, ich habe ihn gehalten.

Wir gingen alle drei hinaus auf den Flur. Es war schon spät, um diese Zeit waren alle Haustüren bis auf den Vordereingang geschlossen, um auf den Hof zu gelangen, mussten wir vom Erdgeschoss hinauf in den ersten Stock, einen langen Flur entlanglaufen und dann wieder hinunter. Draussen war es schon dunkel, und unser fürsorglicher Papa sagte: «Weiter müsst ihr mich nicht begleiten.» Er umarmte uns. «Alles wird gut. Macht euch keine Sorgen, Mädchen.»

Und ging.

Von der Front schickte er mehrere Briefe: «Bald werden wir siegen, und dann wird alles anders. Wie benimmt sich unsere Ljudmilotschka?» Ich erinnere mich nicht, was ich bis zum September tat. Natürlich bereitete ich Mama Kummer damit, dass ich, ohne zu fragen, zu Freundinnen ging und lange nicht wiederkam. Fliegeralarm wurde zur Gewohnheit, wenn man das so sagen kann. Wir gewöhnten uns schnell daran: Gingen hinunter in den Luftschutzraum, sassen zu Hause. Mehrfach überraschte mich ein Bombenangriff im Stadtzentrum auf der Strasse. Dann lief ich in ein Geschäft oder in einen Hausflur – und gut.

Es gab viele Gerüchte. Mama hatte Dienst im Lazarett. Jeden Tag kamen Züge mit Verwundeten.

Erstauslich war, dass plötzlich in den Geschäften wieder Waren auftauchten, und die Menschen kauften. Ein paar Tage lang überlegten Mama und ich, ob wir nicht ein neues Klavier kaufen sollten. Wir entschieden, damit zu warten, bis Papa wieder da war. Das war immerhin eine ziemlich grosse Anschaffung.

Unvorstellbar, aber am ersten September begann wie immer der Unterricht. Von Papa war den ganzen August kein Wort gekommen. Wir glaubten und hofften, obwohl wir inzwischen schon Worte wie «Umzingelung» und «Partisanen» kannten. Ende des Monats hiess es: Jeden Moment bereit sein zur Evakuierung. Den genauen Zeitpunkt erfuhren wir, wenn ich mich recht erinnere, einen Tag vorher. Die Mütter hatten es schwer. Trotzdem waren alle überzeugt, dass wir nur für ein paar Monate weggingen, dass wir eine Weile in Saratow oder so bleiben und dann zurückkommen würden. Ein Bündel für das Bettzeug, ein Bündel mit Geschirr und ein Koffer mit Kleidung. Wir waren bereit.

Von der Fahrt ist mir nur dieses Bild im Gedächtnis geblieben: Unser Zug fährt ohne Signal ab, wir reissen unsere Töpfe vom Feuer, das wir nicht mehr löschen können – und fahren, und am Bahndamm brennt eine Kette von Lagerfeuern. Der Zug fuhr bis Alma-Ata, dann ging es zurück nach Tschimkent. Mit langsamen Ochsenscharen, die vor Wagen ge-

spannt waren, erreichten wir ein Aul. Wir sahen ein Zelt ... Wie aus einem orientalischen Märchen ... Alles war bunt, ungewohnt. Ich fand es aufregend.

Aber als ich bei Mama das erste graue Haar entdeckte, erstarrte ich – und wurde rasch erwachsen. Mamas Hände! Ich weiss nicht, was sie nicht konnten. Dass sie geistesgegenwärtig genug gewesen war, im allerletzten Moment die Nähmaschine mitzunehmen (ohne Deckel, in ein Kissen gewickelt) und sie auf das Auto zu werfen, das uns zum Zug fuhr! Die Nähmaschine ernährte uns. Mama brachte es fertig, nach der Arbeit am Tag nachts noch zu nähen. Hat meine Mama überhaupt geschlafen?

Am Horizont die schneebedeckten Berge des Tienschan, und im Frühjahr die Steppe rot von Tulpen, im Herbst Weintrauben und Zuckermelonen (aber wovon kaufen?). Und der Krieg! Wir suchten unseren Papa. In drei Jahren schickten wir drei Dutzend Anfragen: an den Armeestab, Feldpostnummer hundertsechzehn, an das Volkskommissariat für Verteidigung, an die Kaderhauptverwaltung der Roten Armee in Buguruslan ... Von überall kam die Antwort: «In den Listen der Getöteten und Verwundeten nicht aufgeführt ...» Nicht aufgeführt – also warteten wir und hofften.

Das Radio meldete immer erfreulichere Nachrichten. Unsere Truppen befreiten eine Stadt nach der anderen. Auch Orscha war befreit. Das war Mamas Heimat. Dort lebten Grossmutter und Mamas Schwestern. Auch Woronesch war befreit. Aber ohne Papa war Woronesch fremd. Wir schrieben an Grossmutter und fuhren zu ihr. Die ganze Fahrt verbrachten wir auf der Plattform – fünf Tage ...

Mein Lieblingsplatz in Grossmutters Haus war hinter dem warmen russischen Ofen. In der Schule sassen wir im Mantel, viele Mädchen trugen umgeänderte Uniformmäntel, die Jungen einfach Uniformmäntel. Eines frühen Morgens hörte ich im Radio: Sieg! Ich war fünfzehn. Ich zog Papas Vorkriegsgeschenk an – einen Wollpulli und neue Schuhe mit Absätzen – und ging in die Schule. Wir hatten diese Sachen sorgsam aufbewahrt, sie waren auf Zuwachs gekauft worden, und nun passten sie mir.

Am Abend sassen wir zusammen am Tisch, auf dem Tisch stand Papas Foto und ein Band Puschkin, die Buchseiten waren schon ganz zerfleddert und lösten sich. Das hatte Papa seiner Braut geschenkt – Mama. Ich erinnere mich, dass Papa und ich oft zusammen Gedichte lasen, und wenn ihm etwas besonders gefiel, sagte er: «Die weite Welt ist wunderschön.» Diese Worte wiederholte er in schönen Augenblicken immer.

Diesen so lebendigen, geliebten Papa kann ich mir nicht tot vorstellen ...

«Lange, schmale Bonbons... Wie Bleistifte...»

*Leonida Belaja, 3 Jahre
Heute Plätterin*

Behält ein dreijähriges Kind irgendetwas im Gedächtnis? Das kann ich Ihnen sagen ...

Drei, vier Bilder haben sich mir ganz deutlich eingeprägt.

Auf der Wiese hinter der Hütte machen fremde Onkel Gymnastik, baden im Flüsschen. Sie bespritzen sich, lachen, jagen einander, wie unsere Dorfjungen. Aber zu denen liess Mama mich immer, hier jedoch ruft sie erschrocken, ich soll in der Hütte bleiben. Auf meine Frage: «Wer sind die Onkels?», antwortete sie voller Angst: «Deutsche.» Die anderen Kinder liefen hin und brachten lange, schmale Bonbons mit. Wie Bleistifte sahen die aus ... Sie gaben mir davon ab ...

Dieselben Onkel marschieren durch unsere Strasse. Erschiessen alle Hunde – die haben sie angebellt.

Danach verbot mir Mama, am Tag auf die Strasse hinauszugehen. Ich sass mit dem Kater tagelang zu Hause.

Wir laufen irgendwohin ... Der Tau ist kalt. Grossmutter's Rock ist bis zum Gürtel nass, auch mein Kleid ist nass und mein Kopf. Wir verstecken uns im Wald, ich trockne in Grossmutter's Jacke, mein Kleid wird getrocknet.

Einer von den Nachbarn ist auf einen Baum geklettert. Ich höre: «Es brennt... Es brennt... Es brennt...» Nur diese Worte ...

Wir kehren zurück ins Dorf. Anstelle der Hütten sind dort nur noch verkohlte Reste. Wo unsere Nachbarn gewohnt haben, finden wir einen Kamm. Ich erkenne ihn, damit hat das Nachbarmädchen mich gekämmt. Mama will mir nicht antworten, als ich frage: Wo ist sie und wo ihre Mama? Warum kommen sie nicht wieder? Mama greift sich ans Herz. Ich erinnere mich, das Mädchen hat mir von den Onkeln, die so fröhlich im Fluss badeten, lange, schmale Bonbons mitgebracht. So lang wie

Bleistifte ... Die schmeckten sehr gut, solche kannten wir nicht ... Sie war hübsch und bekam immer viele Bonbons. Am meisten von allen.

In der Nacht stecken wir die Füße in die Asche, um uns aufzuwärmen und einzuschlafen. Die Asche ist warm und weich ...

«In die Truhe passte er genau rein...»

*Dunja Golubewa, 11 Jahre
Heute Melkerin*

Es ist Krieg ... Aber es muss gepflügt werden ...

Mama, meine Schwester und mein Bruder sind auf dem Feld. Flachs säen. Sie sind weggefahren, und nach einer Stunde, mehr Zeit ist nicht vergangen, kommen Frauen angelaufen. «Dunja, sie haben deine Leute erschossen ... Sie liegen auf dem Feld ...»

Mama lag auf einem Sack, aus dem Sack rann Korn. Es waren ganz viele Löcher darin, von Kugeln ...

Nun war ich allein mit meinem kleinen Neffen. Meine Schwester hatte ihn kurz zuvor geboren, ihr Mann war bei den Partisanen. Und mit diesem Jungen ...

Melken konnte ich nicht. Die Kuh heulte im Stall, sie spürte, dass ihre Herrin nicht mehr da war. Der Hund heulte die ganze Nacht. Weinte. Und die Kuh auch ...

Der Kleine kommt zu mir gekrabbelt... Will die Brust... Milch... Ich erinnerte mich, wie meine Schwester ihn immer stillte ... Ich gebe ihm meine Brustwarze, er schmatzt und schmatzt und schläft ein. Ich habe keine Milch, aber von der Anstrengung schläft er ein. Wo hat er sich erkältet? Wie ist er krank geworden? Ich war ja selbst noch klein, hatte keine Ahnung. Er hat gehustet und gehustet. Wir hatten nichts zu essen. Die Kuh hatten die Polizisten schon abgeholt.

Und der Junge ist gestorben. Hat gestöhnt und gestöhnt und ist gestorben. Auf einmal hörte ich: Es war ganz still. Ich hob die Lumpen an, er war vollkommen schwarz, nur sein Gesicht war noch weiss und rein. Das Gesicht weiss, aber sonst war er überall schwarz.

Es war Nacht. Schwarze Fenster. Wo sollte ich hin? Ich wollte warten bis zum Morgen und dann jemanden holen. Ich sass da und weinte, es war niemand mehr in der Hütte, nicht einmal der kleine Junge. Als es hell wurde, legte ich ihn in die Truhe. Grossvaters alte Truhe, in der

er sein Werkzeug aufbewahrte, sie war nicht gross, wie ein Paket. Ich hatte Angst, Ratten oder Katzen könnten den Kleinen annagen, er war so winzig, wie er da lag, noch kleiner als im Leben. Ich habe ihn in ein sauberes Handtuch eingewickelt. Aus Leinen. Und ihn geküsst.

In die Truhe passte er genau rein ...

«Ich hatte Angst vor diesem Traum ...»

*Lena Starowoitowa, 5 Jahre
Heute Stukkateurin*

Ein Traum ist mir geblieben ... Ein einziger Traum ...

Mama hat ihren grünen Mantel angezogen und Stiefel und meine sechs Monate alte kleine Schwester in eine warme Decke eingewickelt. Und ist losgegangen. Ich sitze da und schaue aus dem Fenster, wann sie zurückkommt. Auf einmal sehe ich: Mehrere Menschen werden die Strasse entlanggeführt, darunter auch meine Mama mit meiner Schwester. Vor unserem Haus dreht Mama den Kopf und blickt zum Fenster. Ich weiss nicht: Hat sie mich gesehen oder nicht? Ein Faschist schlägt ihr mit dem Gewehrkolben ins Gesicht ... So heftig, dass sie sich zusammenkrümmt...

Am Abend kam meine Tante, Mamas Schwester. Sie weinte sehr, raufte sich die Haare und nannte mich eine kleine Waise. Dieses Wort hatte ich noch nie gehört...

In der Nacht träumte ich: Mama heizt den Ofen, das Feuer brennt sehr hell, und meine kleine Schwester weint. Und Mama ruft nach mir. Aber ich bin weit weg und höre sie nicht. Ich reagiere nicht. Voller Angst wache ich auf: Mama ruft nach mir, und ich reagiere nicht. In dem Traum weint Mama ... Ich kann mir das nicht verzeihen, dass sie weint. Diesen Traum träumte ich lange. Immer denselben Traum. Ich wünschte mir, ihn wieder zu träumen und ... hatte zugleich Angst davor.

Ich habe nicht einmal ein Foto von Mama. Nur diesen Traum ... Ich kann sie nirgends mehr sehen ...

«Ich wollte ihr einziges Kind sein
und dass sie mich verwöhnte...»

*Maria Pusan, 7 Jahre
Heute Arbeiterin*

Verzeihen Sie, wenn ich davon spreche ... Dann kann ich ... Dann kann ich niemandem in die Augen sehen.

Sie trieben die Kolchoskühe aus der Scheune und Menschen hinein. Auch unsere Mama. Mein kleiner Bruder und ich sassen im Gebüsch, er war zwei Jahre alt, er hat nicht geweint. Auch unser Hund sass bei uns.

Am Morgen kamen wir nach Hause, das Haus stand noch, aber Mama war nicht mehr da. Und auch sonst niemand. Wir waren ganz allein. Ich ging Wasser holen, der Ofen musste geheizt werden, mein Bruder hatte Hunger. Am Schwengel des Kolchosbrunnens hingen unsere Nachbarn. Ich ging ans andere Ende des Dorfes, dort war ein gemauerter Brunnen, dort gab es das beste Wasser. Es schmeckte am besten. Auch dort hingen Menschen. Ich lief mit leeren Eimern nach Hause. Mein Bruder weinte, er war hungrig. «Gib mir Brot. Ein Stückchen Rinde.» Einmal habe ich ihn gebissen, damit er nicht weinte.

So lebten wir mehrere Tage. Ganz allein im Dorf. Überall lagen und hingen Tote. Wir hatten keine Angst vor den Toten, wir kannten sie ja alle. Dann trafen wir eine fremde Frau und fingen an zu weinen. «Wir möchten bei Ihnen wohnen, allein haben wir Angst.» Sie setzte uns auf ihren Schlitten und brachte uns in ihr Dorf. Sie hatte zwei Jungen, und wir waren auch zwei. So lebten wir, bis unsere Soldaten kamen.

Im Kinderheim schenkten sie mir ein orangerotes Kleid mit Taschen drauf. Ich liebte es so, dass ich bat: «Wenn ich sterbe, begrab mich in diesem Kleid.» Mama war gestorben, Papa war gestorben, also würde auch ich bald sterben. Lange wartete ich darauf, dass ich sterbe. Wenn

ich das Wort «Mama» hörte, weinte ich immer. Einmal wurde ich für irgendetwas bestraft und musste in der Ecke stehen, da lief ich fort aus dem Kinderheim. Ich lief mehrmals fort, um meine Mama zu suchen.

An meinen Geburtstag erinnerte ich mich nicht. Sie sagten, wähl irgendeinen Tag aus, welchen du willst. Der dir am besten gefällt. Ich mochte die Maifeiertage sehr. Aber ich dachte, wenn ich sage, ich bin am ersten Mai geboren, glaubt mir das keiner, auch den zweiten nicht, aber wenn ich sage, am dritten Mai, sieht das aus wie die Wahrheit. Die Geburtstagskinder wurden quartalsweise zusammengefasst, dann gab es einen Geburtstagsstisch mit Bonbons und Tee und Geschenke: Die Mädchen kriegten etwas für ein Kleid, die Jungen Hemden. Einmal kam ein fremder Grossvater ins Heim und brachte viele gekochte Eier, verteilte sie an alle und freute sich sehr, dass er uns etwas Gutes tat. Genau an meinem Geburtstag ...

Ich war schon gross, aber ich sehnte mich nach Spielzeug. Wenn ich im Bett lag und nicht einschlafen konnte, zupfte ich Federn aus dem Kopfkissen und schaute sie an. Das war mein Lieblingsspiel. Wenn ich krank war, lag ich im Bett und träumte von Mama. Ich wollte ihr einziges Kind sein und dass sie mich verwöhnte.

Ich wuchs lange nicht. Wir alle im Kinderheim wuchsen schlecht. Wahrscheinlich vor Kummer. Wir bekamen wenig zärtliche Worte zu hören. Wir wuchsen ohne Mama auf...

«Aber sie gingen nicht unter, wie Bälle ... »

Valja Jurkewitsch, 7 Jahre

Heute in Rente

Mama wünschte sich einen Jungen ... Auch Papa wollte einen Jungen. Und dann kam ein Mädchen ...

Aber alle wünschten sich einen Jungen ... Und so wuchs ich eher auf wie ein Junge, nicht wie ein Mädchen. Meine Eltern zogen mir Jungenkleider an und schnitten mir die Haare wie einem Jungen. Ich spielte am liebsten Jungenspiele: Räuber und Gendarm, Krieg und Messerwerfen. Krieg spielte ich besonders gern. Ich hielt mich für sehr mutig.

Bei Smolensk wurde unser Waggon mit Evakuierten total zerbombt. Wir blieben irgendwie heil und wurden unter den Trümmern hervorgezogen. Wir kamen bis zu einem Dorf, und dort begann ein Gefecht. Wir sassen bei irgendjemandem im Keller, das Haus stürzte ein, wir wurden verschüttet. Als es ruhig geworden war, krochen wir irgendwie raus aus dem Keller, und das Erste, was mir auffiel, waren die Autos. PKWs fuhrten vorbei, darin sassen lächelnde Männer in schwarzen glänzenden Mänteln. Ich kann dieses Gefühl nicht wiedergeben – Angst und zugleich ein irgendwie krankhaftes Interesse. Sie fuhrten durch das Dorf und verschwanden. Wir Kinder gingen uns ansehen, was da hinter dem Dorf geschah. Als wir das Feld erreichten, war es ganz entsetzlich. Das ganze Roggenfeld war übersät mit Toten. Ich hatte offenbar kein sehr mädchenhaftes Wesen, denn ich verspürte keine Angst bei diesem Anblick, obwohl ich so etwas zum ersten Mal sah. Sie waren ganz schwarz. Es waren so viele, dass ich nicht glauben konnte, dass das Menschen waren. Das war mein erster Eindruck vom Krieg ... Unsere Soldaten, ganz schwarz ...

Mama und wir kehrten nach Witebsk zurück. Unser Haus war zerstört, aber Grossmutter erwartete uns ... Eine jüdische Familie nahm uns auf, zwei sehr kranke, sehr liebe alte Menschen. Wir hatten die ganze

Zeit Angst um sie, denn überall in der Stadt hingen Bekanntmachungen aus, dass alle Juden sich im Ghetto einfinden sollten, und wir baten sie, das Haus nicht zu verlassen. Eines Tages waren wir nicht da. Meine Schwester und ich waren irgendwo spielen, Mama war weggegangen. Und Grossmutter auch. Als wir zurückkamen, fanden wir einen Zettel, die beiden seien ins Ghetto gegangen, weil sie Angst um uns hätten. In den Befehlen in der Stadt hiess es: Russen müssen alle Juden im Ghetto melden, wenn sie wissen, wo sich welche befinden. Sonst werden sie ebenfalls erschossen.

Meine Schwester und ich lasen den Zettel und rannten hinunter zur Dwina, eine Brücke gab es an der Stelle nicht, die Menschen wurden mit Booten zum Ghetto hinübergebracht. Das Ufer war von Deutschen abgesperrt. Vor unseren Augen beluden sie Boote mit Greisen und Kindern, brachten sie bis zur Flussmitte und kippten das Boot um. Wir schauten uns um – unsere Alten waren nicht dabei. Wir sahen eine Familie ins Boot steigen – Mann, Frau und zwei Kinder. Als sie das Boot umkippten, sanken die Erwachsenen gleich auf den Grund, die Kinder aber tauchten immer wieder auf. Die Faschisten schlugen lachend mit den Rudern auf sie ein. Sie drückten sie mit dem Ruder an einer Stelle hinunter, und sie tauchten ein Stück weiter wieder auf, dann holten sie sie ein und schlugen sie erneut. Aber sie gingen nicht unter, wie Bälle...

Es war ganz still, vielleicht waren aber auch meine Ohren taub, und es kam mir nur so vor, als wäre es still, als wäre alles vollkommen erstarrt. Plötzlich platzte in diese Stille hinein ein junges, kräftiges Lachen – neben uns standen junge Deutsche, die das Ganze beobachteten, und sie lachten. Ich weiss nicht mehr, wie meine Schwester und ich nach Hause gelangt sind, wie ich sie dort wegschleifte. Damals wurden die Kinder offenbar schnell erwachsen, sie war drei Jahre alt, aber sie verstand schon alles, sie sagte nichts und weinte nicht.

Ich hatte Angst, durch die Strassen zu gehen, ich fühlte mich irgendwie sicherer, wenn ich durch die Ruinen lief. In der Nacht kamen Deutsche in unser Haus gestürmt und stiessen uns aus dem Bett. Weckten

uns. Ich schlief mit meiner Schwester zusammen, Mama mit Grossmutter. Sie jagten uns alle hinaus auf die Strasse, wir durften nichts mitnehmen, dabei war schon Winter, sie luden uns auf Autos und brachten uns zu einem Zug.

Alitus – so hiess die litauische Stadt, in der wir nach mehreren Wochen ankamen. An der Bahnstation liessen sie uns antreten und führten uns durch die Stadt, unterwegs begegneten wir Litauern. Sie wussten vermutlich, wohin man uns brachte, denn eine Frau kam zu Mama und sagte: «Sie bringen euch ins Todeslager, geben Sie mir Ihr kleines Mädchen, ich werde sie retten. Wenn Sie am Leben bleiben, finden Sie sie wieder.» Meine kleine Schwester war hübsch, alle hatten Mitleid mit ihr. Aber welche Mutter gibt schon ihr Kind weg?

Im Lager trennte man Grossmutter sofort von uns. Sie sagten, die Alten müssten in eine andere Baracke. Wir warteten auf Grossmutter, aber sie kam nicht wieder. Dann erfuhren wir, dass sie alle Alten in die Gaskammer geschickt hatten. Nach Grossmutter holten sie eines Morgens meine Schwester weg. Davor waren mehrere Deutsche durch die Baracke gegangen, hatten alle Kinder aufgeschrieben und die ausgewählt, die am hübschesten waren und vor allem blond. Meine Schwester hatte weissblonde Locken und blaue Augen. Sie schrieben nicht alle auf, sondern nur solche. Mich nahmen sie nicht, ich war schwarzhaarig. Die Deutschen streichelten meiner Schwester den Kopf, sie gefiel ihnen sehr.

Am Morgen wurde meine Schwester abgeholt, am Abend brachten sie sie wieder. Sie wurde mit jedem Tag matter. Mama stellte ihr Fragen, aber sie erzählte nichts. Entweder sie hatten sie eingeschüchtert, oder sie bekamen irgendwelche Tabletten, jedenfalls erinnerte sie sich an nichts. Später erfuhren wir, dass man ihnen Blut abnahm. Offenbar sehr viel Blut, denn nach einigen Monaten starb meine Schwester. Sie starb am Morgen; als sie wieder die Kinder abholen kamen, war sie schon tot.

Ich hatte Grossmutter sehr geliebt, weil ich immer bei ihr geblieben war, wenn Papa und Mama zur Arbeit gingen. Wir hatten ihren Tod ja nicht gesehen und hofften immer, dass sie noch lebte. Aber der Tod

meiner Schwester war ganz nah. Sie lag da wie lebendig. Und war sehr schön ...

In der Nachbarbaracke lebten Frauen aus Orjol, sie trugen Pelzmäntel, sehr weite Pelzmäntel, und jede hatte viele Kinder. Sie wurden aus der Baracke gejagt, mussten in Sechserreihen antreten und zusammen mit ihren Kindern marschieren, die Kinder klammerten sich an sie. Dabei spielte Musik .. Wenn eine Frau nicht Schritt hielt, schlugen sie sie mit der Peitsche. Sie lief weiter, denn sie wusste: Wenn sie hinfällt, wird sie erschossen und ihre Kinder auch. Sobald ich sah, wie sie antraten und marschierten, wurde mir ganz anders ... In ihren schweren Mänteln...

Die Erwachsenen wurden zur Arbeit getrieben, sie holten Baumstämme aus dem Neman und schlepten sie ans Ufer. Viele starben dort im Wasser. Einmal packte mich der Kommandant und stellte mich zu einer Gruppe, die zur Arbeit gehen sollte. Da kam ein alter Mann aus der Menge gerannt, stiess mich beiseite und stellte sich an meinen Platz. Als Mama und ich uns am Abend bei ihm bedanken wollten, fanden wir ihn nicht. Wir erfuhren, dass er im Fluss gestorben war.

Meine Mama war Lehrerin. Sie sagte immer: «Man muss ein Mensch bleiben.» Selbst in der Hölle bemühte sie sich, Gewohnheiten von zu Hause aufrechtzuerhalten. Ich weiss nicht, wie sie Wäsche wusch und wann, aber meine Kleider waren immer sauber. Im Winter wusch sie mit Schnee. Sie zog mir alles aus, ich sass auf der Pritsche unter der Decke, und sie wusch meine Sachen. Wir besaßen nur das, was wir auf dem Leib trugen.

Trotzdem begingen wir unsere Feiertage, dafür hoben wir immer etwas zu essen auf. Ein Stück gekochte Rübe. Oder eine Möhre. Mama bemühte sich an diesem Tag zu lächeln. Sie glaubte daran, dass die Unseren kommen würden. Dank dieses Glaubens haben wir überlebt.

Nach dem Krieg kam ich nicht in die erste, sondern gleich in die fünfte Klasse. Ich war erwachsen. Aber sehr verschlossen, lange mied ich die Menschen. Ich hatte fürs ganze Leben die Einsamkeit schätzen

gelernt. Die Menschen waren mir eine Last, der Umgang mit ihnen fiel mir schwer. Ich bewahrte etwas in mir, das ich mit niemandem teilen konnte.

Mama bemerkte natürlich, wie sehr ich mich verändert hatte. Sie bemühte sich, mich abzulenken, dachte sich Feste aus, beging sogar meinen Namenstag. Wir hatten ständig Gäste, ihre Freunde. Sie lud auch Mädchen ein, die ich kannte. Ich verstand das nicht recht. Sie aber zog es zu den Menschen. Und ich ahnte nicht, wie sehr Mama mich liebte.

Wie sie mich mit ihrer Liebe wieder rettete ...

«Ich erinnere mich nur an den blauen, blauen Himmel.
Und an unsere Flugzeuge an diesem Himmel.»

*Pjotr Kalinowski, 12 Jahre
Heute Bauingenieur*

Vor dem Krieg ...

Ich erinnere mich, dass wir für den Krieg lernten. Uns darauf vorbereiteten. Wir lernten schießen, Handgranaten werfen. Sogar die Mädchen. Alle wollten das Woroschilow-Schützen-Abzeichen erwerben, unbedingt. Wir sangen das Lied *Granada*. Darin kamen die schönen Worte vor, dass der Held kämpfen geht, «um den Boden Granadas den Bauern zu geben». Um die Sache der Revolution fortzusetzen. Der Weltrevolution! Ja, so waren wir. Das waren unsere Träume.

Als Kind dachte ich mir selbst Märchen aus. Ich lernte früh lesen und schreiben. Ich war ein begabtes Kind. Mama wollte, glaube ich, einen Schauspieler aus mir machen, aber ich träumte vom Fliegen, ich wollte die Fliegeruniform tragen. Auch darin zeigt sich unsere Zeit. Ich habe zum Beispiel vor dem Krieg keinen einzigen Jungen getroffen, der nicht Flieger oder Seemann werden wollte. Wir wollten entweder den Himmel oder das Meer. Den ganzen Erdball!

Und nun stellen Sie sich vor, was in mir vorging ... In unseren Menschen ... Was in uns vorging, als wir in unserer Heimatstadt Deutsche sahen. Auf den vertrauten Strassen. Ich habe geweint ... Wenn es Nacht wurde, schlossen die Menschen die Fensterläden und weinten hinter den geschlossenen Fenstern ...

Papa ging zu den Partisanen ... Eine Strasse weiter empfing eine Nachbarnfamilie die Deutschen in weissen bestickten Gewändern, mit Brot und Salz. Sie wurden gefilmt...

Als ich die ersten Erhängten sah, kam ich nach Hause gerannt. «Mama, unsere Menschen hängen am Himmel.» Zum ersten Mal hatte ich Angst vorm Himmel, nach diesem Erlebnis änderte sich mein Verhält-

nis zum Himmel, ich betrachtete ihn nun mit Argwohn. Ich erinnere mich, dass die Menschen sehr hoch hingen, aber vielleicht schien mir das in meiner Angst auch nur so. Ich hatte doch schon Tote auf der Erde liegen gesehen. Aber da war ich nicht so erschrocken.

Bald kam Papa uns holen. Nun gingen wir zusammen ...

Ein Partisanenposten, noch einer ... Plötzlich hören wir: Durch den ganzen Wald schallen russische Lieder. Ich erkenne die Stimme der Ruslanowa. In der Partisanenabteilung gab es ein Grammophon und drei oder vier Schallplatten, bis auf den Grund abgeleiert. Ich stand völlig fassungslos da und konnte nicht glauben, dass ich bei den Partisanen war und dass hier gesungen wurde. Zwei Jahre hatte ich in einer Stadt gelebt, in der die Deutschen waren, ich hatte vergessen, wie Menschen singen. Ich hatte gesehen, wie sie starben ... Wie sie Angst hatten ...

Vierundvierzig nahm ich an der Minsker Partisanenparade teil. Ich lief rechts aussen, da hatten sie mich hingestellt, damit ich die Tribüne sehen konnte. «Du bist noch nicht gross genug», sagten die Partisanen, «du verlierst dich sonst unter uns und siehst nichts, aber diesen Tag musst du in Erinnerung behalten.» Wir hatten keinen Fotografen bei uns. Schade. Ich habe keine Vorstellung, wie ich damals aussah. Aber ich wüsste es gern. Würde gern mein Gesicht von damals sehen...

An die Tribüne kann ich mich nicht erinnern. Ich erinnere mich nur an den blauen, blauen Himmel. Und an unsere Flugzeuge an diesem Himmel. Wir hatten so auf sie gewartet, den ganzen Krieg gewartet ...

«Wie reife Kürbisse...»

*Jakow Kolodinski, 7 Jahre
Heute Lehrer*

Die ersten Bombenangriffe ...

Wenn es losging ... Wir schleppten Kissen und Kleidung in den Garten, unter die Kirschbäume, die Kissen waren gross, wir waren dahinter nicht zu sehen, nur unsere Beine. Wenn die Flugzeuge wieder wegflogen, schleppten wir alles zurück in die Hütte. So ging das mehrmals am Tag. Dann tat es uns um nichts mehr leid, Mama nahm nur uns Kinder, alles andere liessen wir liegen.

An jenem Tag ... Manches weiss ich vielleicht nur aus Vaters Erzählungen, aber an vieles erinnere ich mich selbst.

Morgen ... Nebel im Garten. Die Kühe sind schon draussen. Mutter weckt mich, gibt mir einen Becher warme Milch. Wir müssen bald hinaus aufs Feld. Vater dengelt die Sense.

Der Nachbar klopf ans Fenster und ruft nach Vater: «Wolodja!»
Vater geht hinaus.

«Wir müssen weg. Die Deutschen gehen mit einer Liste durchs Dorf. Irgendwer hat ihnen alle Kommunisten aufgeschrieben. Die Lehrerin haben sie schon abgeholt.»

Sie krochen zu zweit durch die Gärten zum Wald. Nach einer Weile kamen zwei Deutsche und ein Polizist zu uns.

«Wo ist euer Vater?»

«Zum Heuen gefahren», antwortete Mutter.

Sie liefen durch die Hütte, sahen sich um, rührten uns aber nicht an und gingen wieder.

Der blaue Morgenhimmel ist noch mit Nebel verschleiert. Es ist kühl. Mama und ich sehen durchs Gartentor: Ein Nachbar wird auf die Strasse hinausgestossen, sie fesseln ihm die Hände, sie führen die Lehrerin vorbei. Sie fesseln allen die Hände auf dem Rücken und stellen sie immer zu zweit auf. Ich habe noch nie einen gefesselten Menschen ge-

sehen. Ich zittere. Mutter sagt: «Geh rein. Zieh dir die Jacke an.» Ich habe nur ein Unterhemd an, ich zittere am ganzen Leib, aber ich gehe nicht in die Hütte.

Unsere Hütte stand genau in der Mitte des Dorfes. Dort trieben sie alle zusammen. Alles ging sehr schnell. Die Gefesselten standen mit gesenktem Kopf da. Sie zählten sie nach ihrer Liste ab und trieben sie aus dem Dorf hinaus. Es waren viele Männer aus dem Dorf und die Lehrerin.

Die Frauen und Kinder rannten hinterher. Die Deutschen trieben die Gefesselten an. Wir blieben zurück. Als wir die letzte Scheune erreicht hatten, hörten wir Schüsse. Die Menschen fielen hin, standen wieder auf. Rasch erschossen sie alle und stiegen wieder auf ihre Motorräder. Ein Deutscher wendete und fuhr an der Reihe der Toten entlang. Er hatte etwas Schweres in der Hand. Einen Knüppel oder eine Kurbel für das Motorrad. Das weiss ich nicht mehr ... Ohne abzusteigen, fuhr er langsam an ihnen vorbei und spaltete ihnen die Köpfe. Ein anderer Deutscher wollte mit der Pistole noch einmal schiessen, aber der erste schüttelte den Kopf – nicht nötig. Alle anderen waren schon weg, er aber fuhr erst, als er allen den Schädel gespalten hatte. Ich hörte zum ersten Mal, wie menschliche Knochen krachen ... Ich erinnere mich, sie krachten wie reife Kürbisse, wenn Vater sie mit der Axt aufschlug und ich die Samen herauspolkte.

Ich bekam solche Angst, dass ich Mama stehenliess, alle stehenliess und wegrannte. Allein. Ich versteckte mich nicht in der Hütte, sondern im Schuppen, Mutter suchte lange nach mir. Zwei Tage konnte ich kein Wort sagen. Keinen einzigen Ton.

Ich hatte Angst, auf die Strasse zu gehen. Vom Fenster aus sah ich: Der eine trägt ein Brett, der Nächste eine Axt, eine Dritte einen Eimer. Bretter wurden gehobelt, der Geruch frisch gehobelter Bretter lag über jedem Hof, denn fast in jedem Hof stand ein Sarg. Bei diesem Geruch habe ich noch heute einen Kloss im Hals. Noch heute ...

In den Särgen lagen lauter Menschen, die ich kannte. Alle ohne Kopf. Anstelle des Kopfes ein weisses Tuch. Darin das, was man aufgesammelt hatte ...

Vater kam mit zwei Partisanen zurück. Ein stiller Abend, die Kühe waren schon im Stall. Zeit, schlafen zu gehen, aber Mutter machte uns für den Weg fertig. Wir zogen unsere Anzüge an. Ich hatte noch zwei Brüder – der eine vier Jahre, der andere neun Monate alt. Ich war der Grosse. Bis zur Schmiede lief ich allein, da blieb ich stehen, und Vater schaute sich noch einmal um. Ich auch. Das Dorf wirkte nicht mehr wie ein Dorf, sondern wie ein schwarzer, fremder Wald.

Mama trug den Kleinen, Vater unsere Bündel und den mittleren Bruder. Ich kam nicht hinterher. Der jüngere Partisan sagte: «Setzt ihn mir auf den Rücken.»

Im einen Arm trug er das MG, im anderen mich ...

«Wir assen den Park ...»

Anja Grubina, 12 Jahre

Heute Malerin

Mir versagt die Stimme, wenn ich davon erzähle ... Die Stimme erstickt...

Wir sind erst nach dem Krieg nach Minsk gekommen. Ich stamme aus Leningrad. Dort habe ich die Blockade erlebt. Die Leningrader Blockade ... Als die ganze Stadt vor Hunger starb, meine geliebte, wunderschöne Stadt. Unser Papa ist gestorben. Mama hat uns Kinder gerettet. Vor dem Krieg war sie sehr temperamentvoll. Einundvierzig kam mein Bruder Slawik zur Welt. Wie alt war er, als die Blockade begann? Sechs Monate, gerade mal sechs Monate ... Sie hat auch diesen Krümel gerettet, uns alle drei hat sie gerettet. Aber Papa haben wir verloren. In Leningrad starben bei allen die Papas, die Papas starben eher, die Mamas blieben am Leben. Wahrscheinlich, weil sie nicht sterben durften. Was wäre sonst aus uns geworden?

Aus Leningrad wurden wir, als der Blockadering durchbrochen war, auf der Strasse des Lebens in den Ural gebracht, in die Stadt Karpinsk. Als Erste wurden die Kinder gerettet. Unsere ganze Schule wurde evakuiert. Unterwegs redeten alle unentwegt vom Essen, vom Essen und von ihren Eltern. In Karpinsk rannten wir sofort in den Park, wir gingen dort nicht spazieren, wir assen den Park. Besonders mochten wir die Lärchen, ihre weichen Nadeln, die schmeckten so gut! Wir brachen die frischen Triebe von jungen Kiefern ab, rupften Unkraut. Seit der Blockade kenne ich jedes essbare Unkraut, die Menschen assen alles Grüne in der Stadt auf. In den Parks und im Botanischen Garten gab es, wenn der Frühling vorbei war, keine Blätter mehr. Im Park von Karpinsk wuchs viel Sauerklee, sogenannter Hasenkohl. Es war das Jahr zweiundvierzig, auch im Ural herrschte Hunger, aber doch nicht so schlimm wie in Leningrad.

In dem Kinderheim, in dem ich war, gab es nur Leningrader Kinder, und wir waren nicht satt zu bekommen. Lange nicht. Wir sassen im Unterricht und kauten Papier. Wir wurden behutsam wieder aufgepäppelt ... Einmal sass ich am Tisch, das war beim Frühstück. Da entdeckte ich eine Katze. Eine lebende Katze. Ich sprang auf. «Eine Katze! Eine Katze!» Alle Kinder liefen ihr nach. «Katze! Katze!» Die anderen schauten uns an, als wären wir verrückt... In Leningrad gab es keine Katzen mehr. Eine lebendige Katze, das war ein Traum. Essen für einen ganzen Monat. Wenn wir davon erzählten, glaubte man uns nicht. Niemand schimpfte mit uns, bis unsere Haare wieder nachgewachsen waren. Vor der Abreise hatten sie uns alle kahlgeschoren, Mädchen wie Jungen, und manche hatten durch den Hunger die Haare verloren. Wir machten keine Dummheiten, tobten nicht herum. Wir sassen da und schauten. Und assen alles ...

Ich weiss nicht mehr, wer uns im Kinderheim von den gefangenen Deutschen erzählt hatte ... Als ich den ersten Deutschen sah ... Da wusste ich schon, dass das ein Kriegsgefangener war, sie arbeiteten ausserhalb der Stadt in den Kohlegruben. Ich verstehe bis heute nicht, warum sie zu unserem Kinderheim kamen, ausgerechnet zu uns Leningradern.

Als ich ihn sah ... Diesen Deutschen ... Er sagte nichts. Bettelte nicht. Wir hatten gerade Mittag gegessen, und ich roch wohl noch nach Essen, er stand vor mir und sog die Luft ein, sein Kiefer bewegte sich unwillkürlich, als würde er kauen, und er griff mit den Händen danach, wollte ihn festhalten. Aber er malnte und malnte. Ich konnte diesen hungrigen Menschen nicht ansehen. Ich konnte es nicht! Diese Krankheit hatten wir alle. Ich lief hinein und rief die Mädchen zusammen, jemand hatte noch ein Stück Brot, und das gaben wir ihm.

Er bedankte sich immer wieder.

«Danke schön ... Danke schön ...»

Am nächsten Tag kam er mit einem Kameraden. Und so wurde das zur Gewohnheit ... Sie trugen schwere Holzpantinen. Klappklapp ... Wenn ich das hörte, lief ich hinaus ...

Wir wussten schon, wann sie kamen, und warteten auf sie. Wir brachten ihnen hinaus, was sich eben fand. Wenn ich Küchendienst hatte, hob ich meine ganze Tagesration Brot für sie auf und kratzte abends die Töpfe aus. Alle Mädchen hoben irgendetwas für sie auf, ob die Jungen das auch taten, weiss ich nicht. Unsere Jungen waren ständig hungrig, das Essen reichte ihnen nie. Die Erzieherinnen schimpften mit uns, weil auch wir Mädchen manchmal vor Hunger in Ohnmacht fielen, aber wir hoben trotzdem heimlich Essen auf für diese Gefangenen.

Dreiundvierzig kamen sie nicht mehr, dreiundvierzig wurde es besser. Im Ural herrschte nicht mehr solcher Hunger. Im Kinderheim gab es richtiges Brot und ausreichend Grütze. Aber ich kann bis heute keinen hungrigen Menschen sehen. Seine Augen. Vor kurzem wurden im Fernsehen Flüchtlinge gezeigt. Wieder ist irgendwo Krieg. Wird geschossen. Hungrige Menschen standen mit leeren Schüsseln in einer Schlange. Mit leeren Augen. Ich erinnere mich an diese Augen. Aus meiner Kindheit... Ich lief ins andere Zimmer, ich bekam einen hysterischen Anfall...

Im ersten Jahr der Evakuierung nahmen wir die Natur nicht wahr, alles, was Natur war, weckte in uns nur einen Wunsch – zu probieren, ob es essbar war. Erst nach einem Jahr bemerkte ich, wie schön die Natur des Ural war. Was für wilde Fichten dort wuchsen, was für hohes Gras, ganze Wälder von Traubenkirschen. Und die Sonnenuntergänge dort! Ich begann zu malen. Farben gab es nicht, ich zeichnete mit Bleistift. Ich zeichnete Postkarten, die schickten wir unseren Eltern nach Leningrad. Am liebsten malte ich die Traubenkirschen. Ganz Karpinsk duftete danach.

Schon seit Jahren verfolgt mich der Wunsch, noch einmal dorthin zu fahren. Zu gern möchte ich sehen, ob unser Kinderheim noch steht – es war ja ein Holzhaus. Ob es das neue Leben noch erlebt hat? Und wie sieht der Stadtpark heute aus? Ich würde gern im Frühling hinfahren, wenn alles blüht. Heute kann ich mir nicht mehr vorstellen, wie man büschelweise Traubenkirschen essen kann, aber wir haben sie gegessen. Sogar, wenn sie noch grün waren. Und ganz bitter.

Nach der Blockade. Ich weiss, dass der Mensch alles essen kann. Die Menschen assen sogar Erde ... Auf den Märkten wurde Erde von den zerstörten, abgebrannten Lebensmittellagern verkauft, besonders begehrt war die Erde, auf der Heringstonnen gestanden hatten, diese Erde roch nach Salz, aber sie roch nur danach, Salz war wenig darin. Nur eben der Geruch nach Hering.

Mich an Blumen erfreuen ... An jungem Gras ... Einfach nur erfreuen ... Das lernte ich nicht so bald.

Erst Jahrzehnte nach dem Krieg ...

«Wer weint, wird erschossen...»

Vera Shdan, 14 Jahre

Heute Melkerin

Ich habe Angst vor Männern ... Das kommt vom Krieg ...

Sie führten uns mit vorgehaltener MPI auf eine Lichtung im Wald. «Nein», sagte ein Deutscher kopfschüttelnd, «hier nicht.» Sie führten uns weiter. Die Polizisten sagten: «Das wäre ja Luxus, euch Partisanenbanditen an einem so schönen Ort zu erledigen. Wir legen euch in den Schlamm.»

Sie wählten die tiefste Stelle, wo immer Wasser stand. Sie gaben meinem Vater und meinem Bruder einen Spaten, damit sie eine Grube aushoben. Mutter und ich mussten an einem Baum stehen und zusehen. Wir sahen zu; als die Grube fertig war, schleuderte mein Bruder zum letzten Mal den Spaten hoch und sagte: «Ach, Verka!» Er war sechzehn Jahre alt... Sechzehn ... Gerade erst sechzehn ...

Mama und ich sahen zu, wie sie erschossen wurden. Wir durften nicht wegschauen und nicht die Augen schliessen. Die Polizisten passten auf ... Mein Bruder fiel nicht in die Grube, er knickte vornüber ein, tat einen Schritt und sank neben der Grube nieder. Sie stiessen ihn mit ihren Stiefeln in die Grube, in den Schlamm. Am schlimmsten war nicht einmal mehr, dass sie sie erschossen, am schlimmsten war, dass sie sie in den zähen Schlamm warfen. Ins Wasser. Zum Beweinen liessen sie uns keine Zeit, sie trieben uns zurück ins Dorf. Sie bedeckten die Toten nicht einmal mit Erde.

Zwei Tage weinten Mutter und ich. Leise, zu Hause. Am dritten Tag erschien derselbe Deutsche mit zwei Polizisten wieder bei uns. «Macht euch fertig, eure Banditen begraben.» Wir kamen an den Ort, sie schwammen in der Grube, das war kein Grab, das war ein Brunnen. Wir hatten unsere Schaufeln mitgenommen, begruben sie und weinten. Aber sie sagten zu uns: «Wer weint, wird erschossen. Lächeln ...» Sie zwangen uns zu lächeln. Wenn ich den Kopf senkte, kam einer und schaute

mir ins Gesicht – ob ich lächelte oder weinte.

Sie standen da ... Alles junge Männer, gut aussehend. Sie lächelten ... Ich fürchtete nicht mehr die Toten, sondern sie, diese Lebenden. Seitdem habe ich Angst vor jungen Männern ...

Ich habe nie geheiratet. Habe die Liebe nicht kennengelernt ... Ich hatte Angst: Wenn ich nun einen Jungen zur Welt bringe?

«Mamotschka und Papotschka ... Das sind goldene Worte ...»

*Ira Masur, 5 Jahre
Heute Bauarbeiterin*

Wahrscheinlich muss ich von meiner Einsamkeit erzählen, ja? Wie ich das gelernt habe ...

Ein Mädchen, Lenotschka, hatte eine rote Decke, ich eine braune. Und wenn die deutschen Flugzeuge kamen, legten wir uns auf die Erde und deckten uns mit den Decken zu. Zuunterst die rote, darauf die braune. Ich sagte zu den Mädchen, wenn der Pilot von oben das Braune sieht, denkt er, das ist ein Stein ...

Von Mama ist mir nur in Erinnerung geblieben, dass ich Angst hatte, sie zu verlieren. Ich kannte ein Mädchen, dessen Mama bei einem Bombenangriff umgekommen war, seitdem war sie ganz allein. Sie weinte ununterbrochen. Meine Mama nahm sie auf den Arm und tröstete sie. Dann ... Zusammen mit einer fremden Tante begrub ich in einem Dorf meine Mama. Wir wuschen sie, wie sie so dalag, war sie dünn wie ein Kind. Ich hatte keine Angst, ich streichelte sie die ganze Zeit. Ihre Haare und ihre Hände rochen wie immer, wo sie verwundet worden war, sah ich nicht. Wahrscheinlich war es eine kleine Wunde, von einer Kugel. Irgendwie dachte ich, dass Mamas Wunde von einer Kugel winzig klein sein müsse; ich hatte unterwegs einmal Kugeln gesehen, und die waren sehr klein. Ich wunderte mich noch: Wie können solche kleinen Kugeln einen grossen Menschen töten? Selbst ich war doch tausend-, ja millionenmal grösser.

Mama starb nicht sofort. Sie lag lange im Gras, öffnete die Augen.

«Ira, ich muss dir etwas sagen ...»

«Nein, Mama, nicht...»

Ich glaubte, wenn sie mir gesagt hat, was sie sagen will, dann stirbt sie.

Als wir Mama gewaschen hatten, lag sie da mit dem Kopftuch, mit

ihrem dicken Zopf. Wie ein kleines Mädchen. So sehe ich sie heute. Ich bin inzwischen doppelt so alt wie sie damals, Mama war fünfundzwanzig. Meine Tochter ist heute fünfundzwanzig, und sie sieht meiner Mama sogar ähnlich.

Wie hat sich das Kinderheim auf mich ausgewirkt? Ich habe einen schroffen Charakter, ich kann nicht sanft sein, vorsichtig mit meinen Worten. Ich kann nicht verzeihen. In meiner Familie klagen alle, ich sei nicht sehr zärtlich. Aber wie soll man zärtlich sein, wenn man ohne Mama aufgewachsen ist?

Im Kinderheim habe ich mir immer etwas Eigenes gewünscht, eine eigene Tasse, die nur mir gehörte. Ich beneidete jeden, der Dinge aus seiner Kindheit besaß. Ich besitze so etwas nicht, nichts, von dem ich sagen kann: «Das stammt noch aus meiner Kindheit.» Dabei hätte ich das so gern, möchte es mir manchmal sogar ausdenken ...

Andere Mädchen hingen sehr an unseren Erzieherinnen, ich mochte die Betreuerinnen lieber. Sie hatten mehr Ähnlichkeit mit unseren Müttern, wie wir sie uns vorstellten. Die Erzieherinnen waren streng und akkurat, die Betreuerinnen dagegen liefen zerzaust herum, waren manchmal knurrig, gaben uns auch mal einen Klaps, aber nie so, dass es wehtat. Mütterlich eben. Sie wuschen uns, wuschen unsere Wäsche, nahmen uns auf den Schoß. Sie berührten unseren nackten Körper. Und das tat nur eine Mama, so viel verstand ich; sie fütterten uns, kurierten auf ihre Weise unseren Schnupfen und wischten uns die Tränen ab. Wenn wir in ihren Händen waren, dann wurde das Kinderheim zum Zuhause.

Wenn ich jemanden sagen höre «meine Mutter» oder «mein Vater», dann verstehe ich das nicht. Wie kann man das sagen – Vater, Mutter? Als wären es Fremde. Für mich gibt es nur Mama und Papa. Wenn sie noch am Leben wären, würde ich sie nur Mamotschka und Papotschka nennen.

Das sind goldene Worte ...

«Sie apportierten das Kind stückchenweise...»

*Valja Smitrowitsch, 11 Jahre
Heute Arbeiterin*

Ich will mich nicht erinnern. Ich will mich nicht erinnern, nie ...

Wir waren sieben Kinder. Vor dem Krieg hatte Mama immer gelacht und gesagt: «Solange die Sonne lacht, werden alle Kinder gross», doch als der Krieg begann, weinte sie. «So eine schlimme Zeit, und in der Hütte so viele Kinder wie Bohnen ... » Jusik war siebzehn, ich elf, Iwan neun, Nina vier, Galja drei, Alik zwei und Sascha fünf Monate. Sie war noch ein Säugling, nuckelte an der Brust und weinte.

Damals wusste ich nicht, das erzählten die Leute mir erst nach dem Krieg, dass unsere Eltern Verbindung zu den Partisanen hielten und zu unseren Kriegsgefangenen, die in der Molkerei arbeiteten. Dort arbeitete auch Mamas Schwester. Ich erinnere mich nur an eines: In der Nacht sassen irgendwelche Männer bei uns, und offenbar drang Licht nach aussen, obwohl das Fenster mit einer dicken Decke verhängt war, und dann peitschte ein Schuss – direkt aufs Fenster. Mama griff nach der Lampe und versteckte sie unterm Tisch.

Mama buk uns etwas aus Kartoffeln, sie konnte aus Kartoffeln alles machen, wie man heute sagt – hundert Gerichte. Wir bereiteten uns auf irgendeinen Feiertag vor. Ich erinnere mich, dass es im ganzen Haus appetitlich duftete. Vater mähte am Waldrand Klee. Die Deutschen umstellten unser Haus und befahlen: «Rauskommen!» Mama und wir drei Kinder traten hinaus. Sie schlugen Mama, und sie schrie: «Kinder, geht ins Haus.»

Sie stellten sie unterm Fenster an die Wand, und drinnen am Fenster standen wir.

«Wo ist dein ältester Sohn?»

Mama antwortete: «Torf stechen.»

«Da fahren wir jetzt hin.»

Sie stiessen Mama ins Auto und stiegen ein.

Galja rannte aus der Hütte und schrie, sie wollte zu Mama. Sie warfen sie zu Mama ins Auto. Und Mama rief: «Kinder, geht ins Haus!»

Vater kam vom Feld gerannt, Leute hatten ihn offenbar informiert, er nahm irgendwelche Papiere und lief los, Mama hinterher. Auch er rief uns zu: «Kinder, geht ins Haus.» Als würde die Hütte uns retten, als wäre Mama da drin. Wir warteten auf dem Hof. Gegen Abend kletterten wir aufs Tor, auf die Apfelbäume: Kommen Papa und Mama und unser Bruder und unsere Schwester endlich? Vom anderen Ende des Dorfes eilten Leute herbei. «Kinder, verlasst die Hütte und lauft weg. Die Euren sind tot. Und jetzt wollen sie euch holen.»

Wir krochen über den Kartoffelacker zum Sumpf. Dort sassen wir die ganze Nacht, dann ging die Sonne auf. Was sollten wir tun? Mir fiel ein, dass wir die Kleine in der Wiege vergessen hatten. Wir gingen ins Dorf, wollten die Kleine holen, sie lebte noch, war nur ganz blau vom Schreien. Mein Bruder Iwan sagte: «Du musst sie stillen.» Wie denn? Ich hatte noch gar keine Brust. Doch er hatte Angst, sie würde sterben, und bat: «Probiert einfach ...»

Die Nachbarin kam herein.

«Kinder, sie werden euch suchen. Geht zu eurer Tante.»

Unsere Tante wohnte in einem anderen Dorf. Wir sagten: «Wir gehen die Tante suchen, aber sagen Sie, wo sind Mama und Papa und unser Bruder und unsere Schwester?»

Sie erzählte uns, dass sie sie erschossen hatten. Sie lagen am Waldrand ...

«Aber geht dort lieber nicht hin, Kinder.»

«Wir gehen fort aus dem Dorf, aber vorher nehmen wir von ihnen Abschied.»

«Nein, nicht, Kinder ...»

Sie begleitete uns aus dem Dorf hinaus und liess uns nicht dorthin, wo unsere Familie lag.

Jahre später habe ich erfahren, dass sie Mama die Augen ausgestochen hatten, die Haare ausgerissen und die Brüste abgeschnitten. Auf die kleine Galja, die sich unter einer Fichte versteckt hatte und nicht

rauskommen wollte, hatten sie Schäferhunde gehetzt. Die apportierten das Kind stückchenweise. Mama lebte noch, Mama bekam das alles mit... Vor ihren Augen ...

Nach dem Krieg waren nur meine Schwester Nina und ich noch übrig. Ich fand sie bei fremden Leuten und nahm sie zu mir. Wir gingen ins Kreiskomitee: «Geben Sie uns ein Zimmer, wir möchten zusammenwohnen.» Sie wiesen uns ein Stück Flur im Arbeiterwohnheim zu. Ich arbeitete in der Fabrik, Nina ging zur Schule. Ich nannte sie nie bei ihrem Namen, ich sagte immer nur «Schwesterchen». Sie ist die Einzige, die ich noch habe. Die Einzige.

Ich will mich nicht erinnern. Aber man muss den Menschen seinen Kummer erzählen. Allein weinen ist schwer ...

«Bei uns waren gerade Küken geschlüpft...
Ich hatte Angst, sie könnten getötet werden ...»

*Aljoscha Kriwoschej, 4 Jahre
Heute Eisenbahner*

Meine Erinnerung ... Meine einzige Erinnerung ...

Bei uns waren gerade Küken geschlüpft. Sie waren ganz gelb und kugelten über den Boden, kamen in meine Hand gelaufen. Bei Bombenangriffen sammelte Grossmutter sie in ein Sieb.

«So was, es ist Krieg, und wir haben Küken.»

Ich hatte Angst, sie könnten getötet werden. Ich erinnere mich noch heute, wie ich deshalb weinte. Bei Bombenangriffen. Alle rannten in den Keller, aber ich war nicht aus der Hütte zu bewegen. Ich umarmte die Küken. Nur wenn Grossmutter das Sieb mit ihnen mitnahm, dann ging ich auch. Ich ging mit und zählte: ein Küken, zwei, drei... Es waren fünf...

Ich zählte die Bomben. Eine war gefallen, zwei... Sieben ...

So lernte ich zählen ...

«Kreuzkönig... Karokönig...»

Galina Matussejewa, 7 Jahre

Heute Rentnerin

Wenn ein Mensch geboren wird ...

Dann sitzen neben ihm zwei Engel, sie geben ihm sein Schicksal mit. Bestimmen, wie lange er leben, ob sein Lebensweg kurz oder lang sein wird. Und Gott sieht von oben zu, er hat die Engel geschickt, um die neue Seele zu begrüßen. Um ihr zu verkünden, dass ER existiert.

Meine Gute ... Ich sehe an den Augen, ob ein Mensch glücklich ist oder nicht. Ich spreche auf der Strasse nicht jeden an: «Schöner junger Mann, darf ich Sie etwas fragen?» Die Menschen eilen vorüber, und ich wähle mir aus der Menge einen aus, es ist, als würde ich ihn erkennen, in meinem Inneren regt sich etwas, mir wird warm, und die Worte kommen von allein. Wie im Fieber. Ich rede. Sage das Schicksal voraus. Ich lege Karten, und in den Karten steht alles: Was war und was sein wird, wie die Seele Ruhe findet und wie sie davongeht. Dorthin, woher sie gekommen ist – in den Himmel. Die Karten zeigen es ... Der Mensch ist stolz, doch sein Schicksal ist vom Himmel vorbestimmt. Dort steht der Text. Aber jeder liest ihn auf seine Weise ...

Wir sind Zigeuner. Ein freies Volk. Wir haben unsere eigenen Gesetze, Zigeunergesetze. Unsere Heimat ist da, wo wir leben, und da, wo unser Herz sich freut; für uns ist überall Heimat. Überall unterm Himmel. Das habe ich von meinem Vater gelernt und von meiner Mutter. Der Wagen rüttelt und holpert die Strasse entlang, und Mama spricht mir unsere Gebete vor. Singt mir vor. Grau ... Die Farbe der Strasse ... Die Farbe meiner Kindheit... Meine Gute, hast du mal ein Zigeunerzelt gesehen? Es ist rund und hoch wie der Himmel. Darin wurde ich geboren. Im Wald. Unter Sternen. Von klein auf hatte ich keine Angst vor Eulen und Nachttieren. Tanzen und singen habe ich am Lagerfeuer ge-

lernt. Ohne Gesang ist das Zigeunerleben unvorstellbar, bei uns singt und tanzt jeder. So selbstverständlich, wie er spricht. Die Worte unserer Lieder sind zärtlich. Gefährlich ... Als ich klein war, verstand ich sie noch nicht, aber ich weinte trotzdem. Solche Worte sind das ... Sie schleichen sich ins Herz, reizen es. Lullen es ein. Locken mit der Ferne. Mit der Freiheit. Mit grosser Liebe ... Nicht von ungefähr heisst es, ein russischer Mensch stirbt zweimal: Einmal für die Heimat und ein zweites Mal, wenn er Zigeunerliedern lauscht.

Meine Gute, warum stellst du so viele Fragen? Ich erzähle dir schon alles ...

Als Kind habe ich Glück erfahren. Glaub mir!

Im Sommer lebten wir im Zigeunerlager alle zusammen. Wie eine Familie. Wir lagerten immer an einem Fluss. Am Waldrand. Wo es schön war. Morgens sangen die Vögel, und auch Mama sang. Weckte mich. Im Winter suchten wir uns Quartiere in Häusern, damals hatten die Menschen noch ein gutes Herz. Ein goldenes Herz. Wir lebten gut miteinander. Aber solange Schnee lag, solange warteten wir auf den Frühling. Wir versorgten die Pferde – die Zigeuner kümmern sich um die Pferde wie um Kinder. Im April... Zu Ostern verabschiedeten wir uns von den guten Menschen und zogen los. Sonne, Wind ... Wir leben in den Tag hinein, ist dir heute das Glück hold – wirst du heute Nacht umarmt oder sind deine Kinder satt und gesund –, dann bist du glücklich. Morgen ist ein neuer Tag. Mamas Worte ... Mama hat mich nicht viel gelehrt. Wenn ein Kind von Gott kommt, muss man es nicht viel lehren, es lernt von allein.

So bin ich aufgewachsen ... Mein kurzes Glück. Zigeunerglück ...

Eines Morgens erwachte ich von Stimmen. Von Schreien.

«Es ist Krieg!»

«Was für ein Krieg?»

«Mit Hitler.»

«Sollen sie kämpfen. Wir sind freie Menschen. Wie die Vögel. Wir leben im Wald.»

Dann kamen Flugzeuge. Schossen die Kühe auf der Weide ab.

Rauch bis zum Himmel ... Als Mama am Abend Karten legte, griff sie sich an den Kopf und rollte sich im Gras.

Das Zigeunerlager machte halt. Zog nicht weiter. Ich langweilte mich. Ich liebte das Unterwegssein.

Eines Abends kam eine alte Zigeunerin ans Lagerfeuer. Voller Runzeln, wie von der Sonne ausgedörrte Erde. Ich kannte sie nicht, sie stammte aus einem anderen Lager. Von weit her.

Sie erzählte: «Am Morgen haben sie uns umstellt. Auf guten, wohlgenährten Pferden. Die Mähnen glänzten, und die Hufeisen waren neu. Im Sattel sassen Deutsche, und Polizisten zerrten die Zigeuner aus den Zelten. Rissen ihnen die Ringe von den Fingern, die Ohringe aus den Ohren. Alle Frauen hatten blutige Ohren und ausgerenkte Finger. Mit Bajonetten stachen sie in die Federbetten. Suchten nach Gold. Und dann fingen sie an zu schießen ...

Ein Mädchen bat: ‚Nicht schießen, Onkelchen. Ich singe euch ein Zigeunerlied.‘ Sie lachten. Sie sang und tanzte ihnen etwas vor, und dann erschossen sie sie. Das ganze Zigeunerlager ... Das ganze Zigeunerlager ist verschwunden. Sie steckten die Zelte in Brand. Nur die Pferde blieben übrig. Ohne Menschen. Die Pferde nahmen sie mit...»

Das Feuer brannte. Die Zigeuner schwiegen. Ich sass neben Mama.

Am Morgen brachen wir auf: Bündel, Kissen, Töpfe flogen auf den Wagen.

«Wohin fahren wir?»

«In die Stadt», antwortete Mama.

«Warum in die Stadt?» Ich mochte den Fluss nicht verlassen. Ich würde die Sonne vermissen.

«Die Deutschen haben es befohlen ...»

In Minsk durften wir nur in drei Strassen leben. Wir hatten unser eigenes Ghetto. Einmal in der Woche kamen die Deutschen und überprüften uns mit einer Liste: «Ein Zigeuner... Zwei Zigeuner...» Meine Gute ...

Wie wir lebten?

Mama und ich gingen durch die Dörfer. Betteln. Der eine brachte uns Weizen, der nächste Mais. Jeder rief uns zu sich: «Komm doch rein, Zigeunerin. Verrat mir mein Schicksal. Mein Mann ist an der Front» Der Krieg hatte die Menschen getrennt, alle waren getrennt. Warteten. Sehnten sich nach Hoffnung.

Mama sagte die Zukunft voraus. Ich hörte zu. Kreuzkönig, Karokönig ... Der Tod ist eine schwarze Karte. Eine Pikkarte. Die Sieben ... Heisse Liebe ist ein weisser König. Ein Soldat ist der schwarze Pikkönig. Eine baldige Reise die Karosechs ...

Den Hof verliess Mama immer fröhlich, aber unterwegs weinte sie. Sie scheute sich, die Wahrheit zu sagen: Dein Mann ist tot, oder dein Sohn lebt nicht mehr. Die Erde hat ihn aufgenommen, da liegt er. Die Karten wissen Bescheid ...

Einmal übernachteten wir in einer Hütte. Ich schlief nicht ein. Ich sah, wie die Frauen um Mitternacht ihre langen Zöpfe lösten und wahr sagten. Jede öffnete das Fenster, warf Korn in die schwarze Nacht hinaus und lauschte dem Wind: Weht der Wind sacht, ist der Liebste am Leben, heult er aber und schlägt ans Fenster, dann warte nicht auf ihn, dann kommt er nicht zurück. Der Wind heulte und heulte. Schlug gegen die Scheibe.

Nie haben uns die Menschen so geliebt wie im Krieg. In schwerer Stunde. Mama verstand sich aufs Besprechen. Sie heilte auch Tiere: Kühe, Pferde. Sie sprach mit allen. Sie beherrschte eine andere Sprache.

Gerüchte gingen um: Ein Zigeunerlager erschossen, noch eins ... Das nächste ins Konzentrationslager gebracht...

Als der Krieg aus war, freuten wir uns, wenn wir uns trafen. Umarmten uns. Wir waren nur noch wenige. Und die Menschen liessen sich wieder wahrsagen. Unter der Ikone in der Hütte liegt die Gefallenennachricht, aber die Frau bittet trotzdem: «Ach, Zigeunerin, sag mir die Zukunft voraus. Vielleicht lebt meiner ja noch. Vielleicht hat sich der Schreiber ja geirrt?»

Mama sagte wahr. Ich hörte zu ...

Ich selbst wahrsagte zum ersten Mal auf dem Markt, einem jungen

Mädchen. Ihr fiel eine grosse Liebe zu. Eine Glückskarte. Sie gab mir einen Rubel. Ich hatte ihr Glück geschenkt, wenigstens für einen Augenblick.

Meine Gute, sei auch du glücklich! Geh mit Gott. Erzähle von unserem Zigeunerlos. Die Menschen wissen so wenig.

Te awes bachtalo ... Mit Gott!

«Ein grosses Familienfoto...»

*Tolja Tscherwjakow, 5 Jahre
Heute Fotograf*

Wenn mir etwas in Erinnerung geblieben ist, dann ein grosses Familienfoto ...

Im Vordergrund Vater mit Gewehr und Offiziersmütze, die trug er auch im Winter. Die Mütze und das Gewehr sehe ich deutlicher vor mir als Vaters Gesicht. Zu gern wollte ich beides haben – so eine Mütze und ein Gewehr. Ich war eben ein Junge!

Neben Vater – Mama. An Mama selbst in dieser Zeit kann ich mich nicht erinnern, mehr daran, was sie getan hat: Ständig wusch sie irgendetwas Weisses, und sie roch nach Medizin. Mama war Krankenschwester in der Partisanenabteilung.

Irgendwo sind auch mein kleiner Bruder und ich. Er ist die ganze Zeit krank. Ich sehe ihn ganz rot vor mir, den ganzen Körper voller Schorf. Er und Mama weinen nachts. Er vor Schmerzen, Mama aus Angst, er könnte sterben.

Dann sehe ich, wie zu der grossen Bauernhütte, in der Mamas Lazarett ist, Frauen mit Krügen kommen. In den Krügen ist Milch. Die Milch wird in einen Eimer geschüttet, und Mama badet meinen Bruder darin. Er schreit die erste Nacht nicht, er schläft. Die erste Nacht ... Am Morgen sagt Mama zu Vater: «Wie kann ich das den Leuten je vergelten?»

Ein grosses Foto ... Ein einziges grosses Foto ...

**«Aber ich schütte euch wenigstens
ein paar Kartoffeln in die Taschen ...»**

Katja Sajaz, 12 Jahre

Heute Arbeiterin im Sowchos «Klitschewski»

Grossmutter jagt uns vom Fenster weg ...

Selber schaut sie hinaus und sagt zu Mama: «Sie haben im Korn den alten Todor gefunden. Und die verwundeten Soldaten ... Er hat ihnen Anzüge seiner Söhne gebracht, wollte sie umziehen, damit die Deutschen sie nicht erkennen. Die Soldaten haben sie im Korn erschossen, Todor muss vor seiner Hütte eine Grube graben. Er gräbt...»

Der alte Todor ist unser Nachbar. Aus dem Fenster können wir sehen, wie er die Grube gräbt. Dann ist er fertig. Die Deutschen nehmen ihm den Spaten ab, schreien ihn auf Deutsch an. Der alte Todor versteht nicht oder hört sie nicht, er ist seit langem taub, da stossen sie ihn in die Grube und bedeuten ihm, er soll sich hinknien. So graben sie ihn ein. Lebendig ... Auf Knien ...

Wir bekamen alle Angst. Was waren das für Menschen? Töteten einen Menschen an der Schwelle seines Hauses und gruben ihn dort ein. Die ersten Kriegstage ...

Lange machten alle einen Bogen um Todors Hütte. Sie hatten das Gefühl, dass er unter der Erde schrie.

Sie brannten unser Dorf nieder, so dass nur die blanke Erde übrigblieb. In den Höfen nur Steine, ganz schwarz. Bei uns im Garten gab es nicht einmal mehr Gras. Alles war verbrannt. Wir lebten vom Betteln – meine Schwester und ich gingen durch die Dörfer und baten fremde Menschen: «Geben Sie uns irgendetwas ...»

Mama war krank. Mama konnte nicht selbst gehen, sie schämte sich.

Wenn wir in eine Hütte traten, wurden wir gefragt: «Woher kommt ihr, Kinder?»

«Aus Jadrjonaja Sloboda. Sie haben bei uns alles niedergebrannt ...»

Sie gaben ein Schüsselchen Gerste, ein Stückchen Brot, ein Ei...

Danke diesen Menschen, alle gaben etwas.

Manchmal, wenn man über die Schwelle trat, weinten die Frauen laut.

«Ach, Kinder, ihr seid so viele! Heute Morgen waren schon zwei Geschwisterpaare hier ...»

Oder: «Wir haben gerade erst etwas gegeben. Brot haben wir keins mehr, aber ich schütte euch wenigstens ein paar Kartoffeln in die Taschen.»

Nie gingen wir mit leeren Händen aus einer Hütte. Wenigstens eine Handvoll Flachs gaben sie uns mit, und am Abend hatten wir ein kleines Bündel zusammen. Mama spann und webte selbst. Und färbte das Leinen anschliessend im Sumpf mit Torf schwarz.

Dann kam Vater von der Front zurück. Wir bauten die Hütte wieder auf, im ganzen Dorf gab es nur noch zwei Kühe. Das Holz transportierten wir mit den Kühen. Auf dem eigenen Rücken. Stämme, die grösser waren als ich selbst, konnte ich nicht schleppen, aber wenn sie so gross waren wie ich, schaffte ich es ...

Der Krieg war nicht so bald zu Ende ... Das sagt sich so: vier Jahre. Vier Jahre wurde geschossen ... Aber das Vergessen – wie lange dauert das?

«Mama am Ofen...»

*Fedja Trutko, 13 Jahre
Heute Direktor einer Kalkfabrik*

Meine Geschichte ...

Zwei Tage vorm Krieg hatten wir Mama ins Krankenhaus gebracht, sie war schwer krank. Das Krankenhaus war in Brest. Wir haben unsere Mama nie wiedergesehen.

Nach zwei Tagen rückten die Deutschen in die Stadt ein. Sie warfen alle Patienten aus dem Krankenhaus, diejenigen, die nicht laufen konnten, brachten sie mit Autos irgendwohin. Darunter, so wurde uns erzählt, war auch meine Mama. Sie wurden irgendwo erschossen. Aber wo? Wie? Wann? Das habe ich nie erfahren, es gab keinerlei Spuren.

Meine Schwester, meinen Vater und mich überraschte der Krieg zu Hause in Berjosa. Mein Bruder Wolodja besuchte die Brester Verkehrsschule. Mein anderer Bruder, Alexander, hatte in Pinsk die Flottenschule absolviert, heute Schule für Binnenschiffahrt, und arbeitete bereits als Maschinist auf einem Dampfer.

Unser Vater – Stepan Alexejewitsch Trutko – war stellvertretender Vorsitzender des Kreiskomitees von Berjosa. Er erhielt den Befehl, mit samt den Papieren nach Smolensk zu gehen, in die Evakuierung. Er kam nach Hause gelaufen.

«Fedja, hol deine Schwester ab und geht zu Grossvater nach Ogorodniki...»

Am Morgen erreichten wir Grossvaters Weiler, und in der Nacht klopfte mein Bruder Wolodja ans Fenster – er war zwei Tage und zwei Nächte von Brest bis zu uns gelaufen. Im Oktober tauchte auch Alexander auf. Er erzählte, ihr Dampfer, der unterwegs war nach Dnepropetrowsk, sei durch einen Bombenangriff zerstört worden. Wer am Leben geblieben war, geriet in Gefangenschaft. Einige flohen, darunter auch mein Bruder.

Wir freuten uns alle, als Partisanen zu Grossvater kamen – wir wollten mit ihnen gehen. Rache nehmen.

«Wie viele Klassen hast du schon hinter dir?», fragte mich der Kommandeur, als wir zu ihm gebracht wurden.

«Fünf.»

Daraufhin lautete sein Befehl: «Bleibt im Familienlager.»

Meine Brüder bekamen Gewehre, ich einen Bleistift, damit ich lernte.

Ich war schon Pionier. Das war mein wichtigster Trumpf, dass ich schon Pionier war. Ich bettelte, zu den Kämpfern versetzt zu werden.

«Bleistifte sind bei uns rarer als Gewehre», sagte der Kommandeur und lachte.

Ringsum war Krieg, doch wir lernten. Unsere Schule nannten wir «grüne Schule». Es gab keine Bänke, keine Klassenräume, keine Lehrbücher, nur Schüler und Lehrer. Eine Fibel für alle, ein Geschichtsbuch, eine Aufgabensammlung für Arithmetik und ein Grammatiklehrbuch. Kein Papier, keine Kreide, keine Tinte und keine Bleistifte. Wir säuberten ein Stück Lichtung, streuten Sand darauf, und das war unsere Schultafel, darauf schrieben wir mit dünnen Stöckchen. Als Hefte brachten die Partisanen uns deutsche Flugblätter, alte Tapeten und Zeitungen. Sogar eine Schulglocke beschafften sie von irgendwoher. Darüber freuten wir uns am meisten. Was war schon eine Schule ohne Klingelzeichen? Auch rote Halstücher besaßen wir.

«Flieger!», ruft der Diensthabende.

Die Lichtung leert sich.

Aber nach dem Bombenangriff geht der Unterricht weiter. Die Erstklässler schreiben mit Stöckchen in den Sand: «Mama am Ofen ...»

Aus Zweigen und Knüppeln bauten wir eine grosse Standrechenmaschine. Aus Holz schnitzten wir mehrere komplette Alphabete. Wir hatten sogar Turnunterricht. Es gab einen Sportplatz mit einem Reck, einer Laufstrecke, einem Stab und Kreisen für den Handgranatenweitwurf. Ich warf die Handgranaten am weitesten.

Als ich die sechste Klasse geschafft hatte, erklärte ich fest, in die

siebte würde ich nach dem Krieg gehen. Ich bekam ein Gewehr. Dann erbeutete ich eigenhändig einen belgischen Karabiner, der war klein und leicht.

Ich lernte gut schießen. Aber die Mathematik vergass ich ...

«Er gab mir eine Kosakenmütze mit rotem Band ...»

Soja Wassiljewa, 12 Jahre

Heute Patentingenieurin

Ich war so voller Freude vor dem Krieg! Voller Glück! Und das war meine Rettung ...

Ich war in das Ballettstudio an unserem Opern- und Balletttheater aufgenommen worden. Das war ein experimentelles Studio, von überall wurden die begabtesten Kinder ausgewählt. Ich hatte ein Empfehlungsschreiben von dem berühmten Moskauer Regisseur Galisowski. Neunzehnhundertachtunddreissig hatte in Moskau die Turnerparade stattgefunden, und daran hatte ich teilgenommen, wir waren vom Minsker Pionierpalast dorthin delegiert worden. Wir liessen blaue und rote Ballons steigen, liefen im Marschblock ... Galisowski war der leitende Regisseur der Parade, und ich war ihm aufgefallen.

Nach einem Jahr kam er nach Minsk, machte mich ausfindig und schrieb einen Brief an Sinaïda Anatoljewna Wassiljewa, die verdiente Künstlerin. Unsere weissrussische Berühmtheit. Sie baute damals gerade das Ballett studio auf. Ich ging mit dem Brief zu ihr, ich hätte gern gelesen, was drinstand, aber das traute ich mich nicht. Sinaïda Anatoljewna wohnte im Hotel «Europa» in der Nähe des Konservatoriums. Da ich das alles hinter dem Rücken meiner Eltern tat, hatte ich es sehr eilig, aus dem Haus zu kommen. Ich lief draussen normalerweise barfuss herum – ich schlüpfte nur rasch in meine Sandalen, ohne mich umzuziehen. Hätte ich etwas Besseres angezogen, würde Mama gefragt haben: «Wo willst du hin?» Meine Eltern wollten von Ballett nichts hören, sie waren entschieden dagegen. Kategorisch.

Ich gab Sinaïda Anatoljewna den Brief, sie las ihn und sagte: «Zieh dich aus. Sehen wir uns mal deine Arme und Beine an.» Ich erstarrte vor Entsetzen: Wie sollte ich die Sandalen ausziehen – meine Füße waren doch schmutzig! Mein Gesichtsausdruck verriet ihr wohl alles. Sie

gab mir ein Handtuch, rückte einen Stuhl ans Waschbecken ...

Ich wurde ins Studio aufgenommen, von fünfundzwanzig durften nur fünf bleiben. Für mich begann ein neues Leben: Klassik, Rhythmik, Musik ... Was war das für eine Freude! Sinaïda Anatoljewna mochte mich. Und wir alle liebten sie, sie war unser Idol, unsere Göttin, niemand auf der Welt war schöner als sie. Neunzehnhunderteinundvierzig tanzte ich schon in Kroschners Ballett *Die Nachtigall*, im zweiten Akt beim Kosakentanz. Damit nahmen wir an den Tagen der weissrussischen Kunst in Moskau teil. Mit Erfolg. Ausserdem tanzte ich noch ein kleines Kücken in unserer Studiopremiere, im Ballett *Die Kücken*. Darin gab es eine grosse Mutter-Henne, und ich war das kleinste Kücken.

Nach den Tagen der weissrussischen Kunst in Moskau wurden wir mit einer Reise in ein Pionierlager bei Bobruisk ausgezeichnet. Auch dort tanzten wir unsere *Kücken*. Als Dankeschön sollten wir eine grosse Torte bekommen. Sie wurde zum zweiundzwanzigsten Juni gebacken ...

Als Zeichen der Solidarität mit Spanien trugen wir Käppis, meine Lieblingskopfbedeckung. Ich setzte meins sofort auf, als alle Kinder riefen: «Krieg!» Auf dem Weg nach Minsk verlor ich es ...

In Minsk umarmte mich Mama auf der Schwelle, und wir liefen zur Bahnstation. Bei einem Bombenangriff verloren wir einander. Ich fand Mama und meine Schwester nicht wieder, ich machte mich allein auf die Reise. Am Morgen hielt der Zug in Krupy und fuhr nicht weiter. Alle gingen in Bauernhütten, ich aber genierte mich, ganz allein, ohne Mama. Am Abend trat ich schliesslich doch in ein Haus, bat um etwas zu trinken. Sie gaben mir Milch. Als ich vom Becher aufsaß, entdeckte ich an der Wand ein Bild: meine junge Mama im Hochzeitskleid. Ich schrie: «Mama!» Der Alte und seine Frau fragten mich aus: «Woher kommst du? Wer bist du?» So etwas kann nur im Krieg passieren – ich war bei meinem Grossonkel gelandet, dem Bruder von Papas Vater, den ich noch nie gesehen hatte. Natürlich liess er mich nicht mehr weg. Was für ein Wunder!

In Minsk hatte ich ein Küken getanzt, hier musste ich Küken hüten, damit die Elstern sie nicht wegholten. Die Küken, das war nicht so schlimm, aber vor den Gänsen hatte ich Angst. Ich hatte vor allem Angst, sogar vor dem Hahn. Den ersten Mut bewies ich, als ich die Gänse hüten ging. Der Ganter war klug, er begriff, dass ich Angst vor ihm hatte, er zischte und zwickte mich immer hinten ins Kleid. Ich musste mich vor meinen neuen Freunden verstellen, die von klein auf weder Gänse noch Hahn fürchteten. Ausserdem hatte ich grosse Angst vor Gewitter. Wenn ich sah, dass ein Gewitter aufzog, dann dachte ich mir schnell eine Notlüge aus und rannte ins erstbeste Haus. Es gab für mich kein schlimmeres Geräusch als das Krachen der Donners. Dabei hatte ich schon Bombenangriffe miterlebt...

Ich mochte die Leute im Dorf, ihre Güte. Ich erinnere mich, das Pferd gefiel mir sehr, es machte mir Spass, es zu lenken, der Grossonkel erlaubte es. Es schnaubte, wedelte mit dem Schweif, und vor allem – es hörte auf mich: Wenn ich mit der rechten Hand zog, wusste es, dass es nach rechts laufen musste, wenn ich links zog, ging es nach links.

Ich bat den Grossonkel: «Bring mich auf dem Pferd zu Mama.»
«Wenn der Krieg aus ist, dann bringe ich dich hin.» Der Grossonkel war bärbeissig und streng.

Ich organisierte meine Flucht, meine Freundin begleitete mich zum Dorf hinaus.

Auf der Bahnstation kletterte ich in einen Güterwagen, da jagten sie mich weg. Ich kletterte auf ein Auto, setzte mich ganz an den Rand. Ich erschrecke noch heute, wenn ich daran denke: Ein Deutscher und eine Deutsche stiegen ein, mit ihnen ein Polizist, und ich sass da, aber sie liessen mich in Ruhe. Unterwegs stellten sie mir Fragen: «Wo bist du zur Schule gegangen? Wie viele Klassen hast du besucht?»

Als sie erfuhren, dass ich auch eine Ballettschule besucht hatte, wollten sie es nicht glauben. Ich tanzte ihnen da oben auf dem Laster mein Küken vor. Ob ich denn eine Fremdsprache gelernt hätte?

In der fünften Klasse hatten wir mit Französisch angefangen, die Er-

innerung daran war noch frisch. Die Deutsche fragte mich etwas auf Französisch, und ich antwortete. Sie waren verblüfft, dass sie in einem Dorf ein Mädchen aufgelesen hatten, das fünf Klassen besucht hatte, in eine Ballettschule gegangen war und sogar Französisch gelernt hatte. Das waren, wie ich dann begriff, Mediziner, gebildete Menschen. Man hatte ihnen eingeredet, wir seien Wilde. Untermenschen.

Heute klingt das komisch: Vor einem Hahn hatte ich Angst, aber als ich Partisanen begegnete, mit Pelzmützen, Pistolentaschen, mit roten Sternen und MPi, da sagte ich: «Onkelchen, ich bin ganz mutig. Nehmt mich mit.» In der Partisanenabteilung endeten meine Träume damit, dass ich in der Küche sass und Kartoffeln schälte. Können Sie sich meinen inneren Protest vorstellen? Eine Woche machte ich Küchendienst, dann ging ich zum Kommandeur.

«Ich will ein richtiger Kämpfer sein.»

Er gab mir eine Kosakenmütze mit rotem Band, aber ich wollte gleich ein Gewehr. Vorm Sterben hatte ich keine Angst.

Zu Mama kehrte ich zurück mit der Medaille «Partisan des Vaterländischen Krieges», Zweiter Klasse. Ich ging wieder in die Schule und vergass das alles, spielte mit den Mädchen Schlagball und fuhr Fahrrad. Einmal stürzte ich mit dem Rad in einen Bombentrichter, verletzte mich, und als ich das Blut sah, dachte ich nicht an den Krieg, sondern an mein Ballettstudio. Wie sollte ich nun tanzen? Bald würde Sinaïda Anatoljewna wiederkommen, und mein Knie war aufgeschlagen ...

Doch ich kehrte nicht in die Ballettschule zurück. Ich ging in den Betrieb, arbeiten, Mama unterstützen. Aber ich wollte so gern lernen ... Meine Tochter ging in die siebte Klasse, und ihre Mama in die zehnte. In der Abendschule.

Einmal schenkte mir mein Mann eine Karte für das Opern- und Balletttheater. Ich habe die ganze Vorstellung dagesessen und geweint ...

«Und schiesse in die Luft...»

*Anja Pawlowa, 9 Jahre
Heute Köchin*

Ach, da wird mir wieder die Seele wehtun ... Sehr wehtun ...

Die Deutschen schleppten mich in die Scheune ... Mama lief hinterher und raufte sich die Haare. Sie schrie: «Macht mit mir, was ihr wollt, aber rührt das Kind nicht an.» Ich hatte noch zwei kleine Brüder, die schrien auch ...

Wir stammen aus dem Dorf Mechowaja im Gebiet Orjol. Von dort trieben sie uns zu Fuss nach Weissrussland. Von einem Konzentrationslager ins andere ... Wenn sie mich nach Deutschland abtransportieren wollten, stopfte sich Mama ihren Bauch aus und legte mir den kleinsten Bruder in den Arm. So rettete sie mich. Ich wurde von der Liste gestrichen.

Ach! Meine Seele wird heute den ganzen Tag und die ganze Nacht durcheinander sein. Ich hab daran gerührt, sie aufgewühlt...

Die Hunde zerfleischten Kinder ... Wir setzten uns neben ein solches zerfetztes Kind und warteten, bis sein Herz stehenblieb. Dann deckten wir es mit Schnee zu ... Das war sein Grab, bis zum Frühjahr...

Fünfundvierzig... Nach dem Sieg... Mama wurde nach Schdanowitschi geschickt, zum Bau eines Sanatoriums, und ich ging mit. Und hier bin ich auch geblieben. Seit vierzig Jahren arbeite ich nun im Sanatorium. Vom ersten Stein an bin ich hier, alles ist vor meinen Augen entstanden. Sie gaben mir ein Gewehr und zehn deutsche Gefangene, die musste ich zur Arbeit führen. Beim ersten Mal umringten uns die Frauen: Eine hatte einen Stein in der Hand, die nächste einen Spaten, eine andere einen Knüppel. Und ich laufe um die Gefangenen herum und schreie: «Ihr Lieben! Rührt sie nicht an ... Ihr Lieben, ich hab für sie unterschrieben ... Ich schiesse!» Und schiesse in die Luft ...

Die Frauen weinen, und ich weine auch. Und die Deutschen stehen da. Die Augen gesenkt.

Meine Mama war mit mir nie im Armeemuseum. Einmal sah sie, dass ich mir eine Zeitung mit Fotos von Erschossenen ansah – sie hat geschimpft und sie mir weggenommen.

Bei uns zu Hause gibt es bis heute kein einziges Buch über den Krieg. Dabei lebe ich schon lange ohne meine Mama ...

«In die erste Klasse trug Mama mich auf den Armen ...»

*Inna Starowoitowa, 6 Jahre
Heute Agronomin*

Mama küsste uns und ging weg ...

Wir vier blieben in der Hütte: die Kleinen – mein Bruder, mein Cousin und meine Cousine – und ich, mit meinen sieben Jahren die Älteste. Wir waren nicht das erste Mal allein und hatten gelernt, nicht zu weinen und uns still zu verhalten. Wir wussten, dass unsere Mama Aufklärerin war, sie hatte einen Auftrag bekommen, und wir mussten warten. Sie hatte uns aus dem Dorf weggeholt, wir lebten nun mit ihr zusammen im Familienlager der Partisanen. Davon hatten wir so lange geträumt! Und nun war das unser ganzes Glück.

Wir sassen da und lauschten: Die Bäume rauschten, in der Nähe wuschen Frauen Wäsche, schimpften mit ihren Kindern. Plötzlich schrie jemand: «Deutsche! Deutsche!» Alle rannten aus ihren Hütten, riefen ihre Kinder, liefen weiter in den Wald hinein. Aber wohin sollten wir laufen, allein, ohne Mama? Wenn Mama nun weiss, dass die Deutschen im Lager sind, und zu uns gelaufen kommt? Da ich die Älteste bin, befehle ich: «Alle ganz leise sein! Hier ist es dunkel, hier werden die Deutschen uns nicht finden.»

Wir sassen ganz still. Rührten uns nicht.

Jemand schaute in die Hütte und sagte auf Russisch: «Alle, die hier drin sind, rauskommen!»

Es war eine ruhige Stimme, und wir krochen raus. Vor mir stand ein grosser Mann in grüner Uniform.

«Hast du einen Papa?», fragte er mich.

«Ja.»

«Und wo ist er?»

«Er ist weit weg, an der Front», erklärte ich.

Ich erinnere mich, dass der Deutsche sogar lachte.

«Und wo ist deine Mama?», stellte er die nächste Frage.

«Mama ist mit den Partisanen auf Aufklärung ...»

Ein anderer Deutscher kam dazu, schwarz gekleidet. Sie redeten eine Weile miteinander, und der Schwarze wies uns mit der Hand, wohin wir gehen sollten. Dort standen die Frauen und Kinder, die es nicht mehr geschafft hatten wegzulaufen. Der schwarze Deutsche richtete ein MG auf uns, und ich begriff, was er gleich tun würde. Ich konnte nicht einmal mehr schreien und die Kleinen umarmen ...

Ich erwachte von Mamas Weinen. Ja, mir kam es vor, als hätte ich geschlafen. Ich erhob mich und sah: Mama gräbt eine Grube und weint. Sie stand mit dem Rücken zu mir, und ich hatte nicht die Kraft, sie zu rufen, ich konnte sie nur ansehen. Mama richtete sich auf, um zu verschnauften, drehte sich zu mir um und schrie: «Innotschka!» Sie stürzte auf mich zu, packte mich und hob mich auf den Arm. Im einen Arm hielt sie mich, mit der anderen Hand tastete sie: Vielleicht lebte ja noch jemand? Nein, sie waren alle kalt...

Als ich wieder einigermaßen bei Kräften war, zählten Mama und ich bei mir neun Einschüsse. Ich lernte rechnen: In einer Schulter zwei Kugeln, in der anderen auch zwei. Das sind vier. In einem Bein zwei Kugeln und im anderen auch zwei. Das macht zusammen acht, und eine Wunde am Hals. Das sind schon neun.

Dann war der Krieg aus. In die erste Klasse trug Mama mich auf den Armen ...

«Lieber Hund, verzeih mir... Lieber Hund, verzeih mir... »

*Galina Firsowa, 10 Jahre
Heute Rentnerin*

Ich hatte einen Traum: Einen Spatzen fangen und aufessen ...

Hin und wieder, wenn auch selten, tauchten in unserer Stadt Vögel auf. Selbst im Frühling dachten alle, wenn sie sie sahen, an dasselbe wie ich. An dasselbe ... Niemand hatte die Kraft, an etwas anderes zu denken als ans Essen. Vor Hunger verspürte ich ständig eine innere Kälte, eine schreckliche innere Kälte. Auch an sonnigen Tagen. Egal, wie viel man anzog, man wurde nie richtig warm.

Wir wollten so gern leben ...

Ich erzähle von Leningrad, wo wir damals lebten. Von der Leningrader Blockade. Sie töteten uns durch Hunger, lange. Neunhundert Tage Blockade. Neunhundert Tage. Jeder Tag so lang wie eine Ewigkeit. Sie können sich nicht vorstellen, wie lang einem Hungrigen ein Tag erscheint. Eine Stunde, eine Minute ... Man wartet lange auf das Mittagessen. Dann auf das Abendessen. Die Blockaderation betrug nur noch hundertfünfundzwanzig Gramm Brot am Tag. Die Ration für die, die nicht arbeiteten. Vom Brot troff Wasser. Man musste es in drei Portionen aufteilen – Frühstück, Mittag, Abendbrot. Zu trinken gab es nur heisses Wasser.

In der Dunkelheit ... Früh um sechs stellte ich mich im Winter (ich erinnere mich vor allem an den Winter) vor dem Brotladen an. Du stehst Stunden. Lange Stunden. Bis ich dran kam, war es schon wieder dunkel. Bei Kerzenlicht schnitt der Verkäufer die Brotrationen ab. Die Menschen beobachteten ihn genau. Jede Bewegung.

Die Strassenbahnen fuhren nicht. Es gab kein Wasser, keine Heizung, keinen Strom. Aber das Schlimmste war der Hunger. Ich habe einen Mann gesehen, der Knöpfe kaute. Grosse und kleine Knöpfe. Die Menschen verloren vor Hunger den Verstand ...

Irgendwann konnte ich plötzlich nicht mehr hören. Da assen wir eine

Katze ... Das erzähle ich Ihnen nachher, wie wir sie assen. Dann wurde ich blind. Da brachte man uns einen Hund. Das war meine Rettung.

Ich erinnere mich nicht... Ich weiss nicht mehr, wann der Gedanke, dass man die eigene Katze oder den eigenen Hund essen könnte, normal wurde. Zur Gewohnheit. Zum Alltag. Diesen Zeitpunkt habe ich nicht bemerkt. Nach den Tauben und den Schwalben verschwanden allmählich auch die Katzen und Hunde aus der Stadt. Wir hielten keine Haustiere, Mama fand immer, das sei zu viel Verantwortung, besonders ein grosser Hund. Aber Mamas Freundin hatte eine Katze, sie konnte sie nicht selbst essen und brachte sie zu uns. Wir assen sie. Und ich konnte wieder hören. Mein Gehör hatte eines Tages plötzlich versagt, am Morgen konnte ich noch hören, doch am Abend sagte Mama etwas zu mir, und ich reagierte nicht.

Es verging eine Weile ... Wieder waren wir am Verhungern. Mamas Freundin brachte uns ihren Hund. Auch den assen wir auf. Ohne den Hund hätten wir nicht überlebt. Bestimmt nicht. Das ist klar. Wir waren vor Hunger schon ganz aufgedunsen. Meine Schwester wollte morgens nicht mehr aufstehen ... Der Hund war gross und sanftmütig. Zwei Tage kriegte Mama es nicht fertig. Wie auch? Am dritten Tag band sie den Hund an den Heizkörper in der Küche und schickte uns hinaus auf die Strasse ...

Ich erinnere mich noch an diese Buletten ... Na ja ... Wir wollten so gern leben ...

Oft sassen wir zusammen vor Papas Fotos. Papa war an der Front. Briefe von ihm kamen selten. «Meine lieben Mädchen ...», schrieb er. Wir schrieben zurück, bemühten uns aber, ihn nicht zu beunruhigen.

Mama hatte ein paar Stück Zucker aufbewahrt, eine kleine Papiertüte voll. Das war unsere Goldreserve. Eines Tages ... Ich konnte mich nicht beherrschen, ich wusste, wo der Zucker lag, und nahm mir ein Stück. Nach ein paar Tagen noch eins ... Nach ein paar Tagen wieder. Bald war nichts mehr in der Tüte. Die Tüte war leer ...

Dann wurde Mama krank ... Sie brauchte Glukose. Zucker. Sie

konnte schon nicht mehr aufstehen. Im Familienrat wurde beschlossen, das heilige Säckchen hervorzuholen. Unseren Schatz! Für einen solchen Tag hatten wir ihn schliesslich aufbewahrt! Mama würde auf jeden Fall wieder gesund werden. Meine ältere Schwester sah nach, aber der Zucker war weg. Wir stellten die ganze Wohnung auf den Kopf. Ich suchte mit...

Doch am Abend gestand ich ...

Meine Schwester schlug mich. Biss und kratzte mich. Und ich bat: «Schlag mich tot! Schlag mich tot! Wie soll ich jetzt weiterleben?»

Ich wollte sterben ...

Ich habe Ihnen nur von ein paar Tagen erzählt. Aber es waren neunhundert. Neunhundert solche Tage ...

Vor meinen Augen hat auf dem Markt einmal ein Mädchen einer Frau ein Brötchen gestohlen. Ein kleines Mädchen. Sie rannten ihr nach und warfen sie zu Boden. Schlugen sie. Sie schlugen sie brutal, ein kleines Mädchen. Und sie ass, so schnell sie konnte, verschlang das Brötchen. Sie wollte es unbedingt noch aufessen, bevor sie erschlagen wurde...

Neunhundert solche Tage ...

Unser Grossvater war so schwach, dass er eines Tages auf der Strasse hinfiel. Er nahm schon Abschied vom Leben. Da kam ein Arbeiter vorbei, die Arbeiter kriegten bessere Lebensmittelkarten, ein bisschen besser, nicht viel, aber immerhin ... Dieser Arbeiter also blieb stehen und flösste Grossvater etwas Sonnenblumenöl ein – von seiner Ration. Grossvater kam bis nach Hause, erzählte uns alles und weinte. «Ich weiss nicht einmal seinen Namen!»

Neunhundert Tage ...

Die Menschen schlichen durch die Stadt wie Schatten. Wie im Schlaf ... In tiefem Schlaf. Das heisst, du siehst alles, aber du denkst, das ist nur ein Traum. Diese langsamen, diese zähen Bewegungen ... Als liefe man nicht auf der Erde, sondern durch Wasser ...

Selbst die Stimme veränderte sich durch den Hunger. Oder sie versagte ganz. Man konnte nicht mehr unterscheiden, ob jemand ein Mann

war oder eine Frau. Auch nicht an der Kleidung. Nicht immer. Morgens ... Unser Frühstück ... Unser Frühstück, das war ein Stück Tapete, alte Tapete, an der noch Kleister haftete. Mehlkleister. Diese Tapete und heisses Wasser ...

Neunhundert Tage ...

Ich kam aus dem Brotladen. Hatte die Tagesration abgeholt. Diese Krumen, diese kläglichen paar Gramm ... Ein Hund kam mir entgegen. Als er mich erreichte, schnupperte er – er roch das Brot.

Ich begriff: Ein Glücksfall für uns. Dieser Hund ... Unsere Rettung. Ich würde den Hund mit nach Hause nehmen ...

Ich gab ihm ein Stück Brot, und er folgte mir. Vor unserem Haus gab ich ihm noch ein Stückchen, und er leckte mir die Hand. Wir gingen hinein. Die Treppe hoch lief er widerstrebend, blieb auf jeder Etage stehen. Ich verfütterte unser ganzes Brot an ihn. Stück für Stück ... So kamen wir bis zum dritten Stock, aber unsere Wohnung lag im vierten. Da sträubte er sich und wollte nicht weiter. Sah mich an. Als ob er etwas spürte. Als ob er verstand. Ich umarmte ihn. «Lieber Hund, verzeih mir ... Lieber Hund, verzeih mir ...» Ich bettelte, redete auf ihn ein ... Und er kam mit.

Wir wollten so gern leben ...

Dann hörten wir ... Im Radio hiess es: «Die Blockade ist durchbrochen! Die Blockade ist durchbrochen!» Da war niemand glücklicher als wir. Glücklicher konnte man nicht sein. Wir haben durchgehalten! Die Blockade ist durchbrochen ...

Durch die Strasse liefen unsere Soldaten. Ich rannte hin. Aber zum Umarmen hatte ich nicht die Kraft...

In Leningrad gibt es viele Denkmäler, aber eins, das es geben müsste, eins fehlt: Das wurde vergessen. Ein Denkmal für den Hund der Blockadezeit.

Lieber Hund, verzeih mir ...

«Das ist nicht meine Tochter! Sie gehört nicht zu mir!»

Faina Ljuzko, 15 Jahre

Heute stellvertretende Direktorin eines Kinos

Ich denke jeden Tag daran, lebe aber trotzdem weiter ... Wie kann ich weiterleben? Erklären Sie mir das ...

Ich erinnere mich, die Strafkommandos waren schwarz, alle schwarz ... Sie trugen hohe Mützen ... Selbst ihre Hunde waren schwarz. Sie glänzten.

Wir pressten uns an unsere Mütter ... Sie töteten nicht alle, nicht das ganze Dorf. Sie nahmen diejenigen, die rechts standen. Meine Mama und ich standen rechts ... Wir wurden getrennt: die Kinder auf die eine Seite, die Eltern auf die andere. Wir begriffen, sie würden die Eltern erschossen und uns am Leben lassen. Dort war meine Mama ... Und ich wollte ohne Mama nicht leben. Ich wollte zu ihr und weinte. Sie liessen mich zu ihr ...

Doch sie, als sie das sah ... Da schrie sie: «Das ist nicht meine Tochter!»

«Mamotschka!»

«Das ist nicht meine Tochter! Sie gehört nicht zu mir! Nein!» «Mamotschka! Ma...»

«Das ist nicht meine Tochter! Nicht meine Tochter! Nicht meine ...»

Ihre Augen waren nicht voller Tränen, sondern voller Blut. Augen voller Blut...

«Das ist nicht meine Tochter!»

Ich wurde irgendwie weggezerrt ... Und ich sah, wie sie zuerst auf die Kinder schossen. Sie schossen und schauten zu, wie die Eltern litten. Sie erschossen meine beiden Schwestern und meine beiden Brüder. Als sie die Kinder getötet hatten, töteten sie auch die Eltern. Meine Mama sah ich nicht mehr ... Mama ist wahrscheinlich umgefallen ...

Eine Frau hielt einen Säugling auf dem Arm, er trank Wasser aus einer Nuckelflasche. Sie schossen zuerst auf die Flasche, dann auf das Kind ... Danach erst töteten sie die Mutter ...

Ich wundere mich, wie ich danach weiterleben kann. Als Kind habe ich überlebt... Aber wie kann ich als Erwachsene damit leben? Ich bin schon lange erwachsen ...

«Waren wir etwa Kinder? Wir waren Männer und Frauen ...»

Viktor Leschtschinski, 6 Jahre

Heute Direktor einer Berufsschule für Energiewirtschaft

Ich war bei meiner Tante zu Besuch. Sie hatte mich für den Sommer eingeladen ...

Wir wohnten in Bychow, meine Tante im Dorf Kommuna bei Bychow. Mitten im Dorf stand ein langes Haus, für zwanzig Familien – das Kommunehaus. Das ist alles, woran ich mich noch erinnere.

Als es hiess: «Es ist Krieg», wollte ich zu meinen Eltern fahren. Die Tante liess mich nicht weg.

«Wenn der Krieg vorbei ist, fährst du hin.»

«Ist der Krieg bald vorbei?»

«Natürlich, bald.»

Nach einer Weile kamen meine Eltern, zu Fuss. «In Bychow sind die Deutschen.» Die Menschen flüchteten in die Dörfer. Wir blieben bei der Tante.

Im Winter kamen Partisanen in die Hütte. Ich bat sie um ein Gewehr. Das waren Mamas Neffen, meine Cousins. Sie lachten und liessen mich das Gewehr mal halten. Es war schwer.

In der Hütte roch es immer nach Leder. Und nach warmem Kleister. Vater fertigte Stiefel für die Partisanen. Ich bat, er solle mir auch welche machen. Er sagte, warte ein bisschen, ich hab viel zu tun, und ich, das weiss ich noch, meinte, ich bräuchte ja nur kleine Stiefel, ich hätte doch kleine Füsse. Er versprach es mir ...

Meine letzte Erinnerung an Vater ist, wie sie ihn die Strasse entlangtrieben, zu einem grossen Auto. Und mit einem Knüppel auf den Kopf schlugen ...

Als der Krieg aus war, hatten wir keinen Vater mehr und kein Haus. Ich war elf, ich war der Älteste in der Familie. Die anderen beiden, mein Bruder und meine Schwester, waren noch klein. Mama nahm einen Kredit auf. Wir kauften eine alte Hütte, die hatte ein Dach – wenn es

regnete, dann konnte man nirgends unterkriechen, überall regnete es durch. Mit meinen elf Jahren habe ich allein Fenster eingesetzt und das Dach mit Stroh gedeckt. Einen Schuppen gebaut ...

Wie?

Den ersten Balken habe ich selbst hingerollt, beim zweiten half mir Mama. Höher schafften wir es allein nicht mehr. Ich machte Folgendes: Ich bearbeitete den Balken auf dem Boden, hackte die Ecke zurecht und wartete, bis die Frauen zur Feldarbeit gingen. Morgens packten sie alle zusammen einen Balken an und hoben ihn hoch, ich behaute ihn und legte ihn in die Ecke. Bis zum Abend hatte ich den nächsten fertig. Wenn sie abends von der Arbeit kamen, hoben sie ihn hoch. Und so wuchs die Wand ...

Im Dorf gab es siebzig Höfe, und nur zwei Männer waren von der Front zurückgekommen. Einer auf Krücken. «Kind! Mein armes Kind!», jammerte Mama meinetwegen. Abends schlief ich ein, wo ich mich gerade hinsetzte.

Waren wir etwa Kinder? Mit zehn, elf Jahren waren wir Männer und Frauen ...

«Gib dem fremden Onkel nicht Papas Anzug!»

Valera Nitschiporenko, 8 Jahre

Heute Busfahrer

Das war schon vierundvierzig ...

Ich muss acht gewesen sein, oder? Ja, ich glaube, acht ... Wir wussten bereits, dass wir keinen Vater mehr hatten. Die anderen warteten noch, sie bekamen Gefallenenmeldungen, warteten aber trotzdem. Wir aber besaßen ein eindeutiges Zeichen. Einen Beweis. Vaters Freund hatte uns Vaters Uhr geschickt. Für den Sohn ... Für mich ... Darum hatte Papa ihn vor seinem Tod gebeten. Diese Uhr besitze ich heute noch, ich behüte sie.

Wir lebten zu dritt von Mamas kleinem Lohn. Wir kamen mit Brot und Wasser gerade so über die Runden. Meine Schwester wurde krank. Bei ihr wurde eine offene Tuberkulose festgestellt. Die Ärzte sagten zu Mama: Sie braucht eine gute Ernährung, sie braucht Butter, Honig. Und jeden Tag Butter! Das war für uns Gold. Ein Stück Gold. Etwas ganz Unglaubliches ... Nach den Marktpreisen reichte Mamas Lohn für drei Brotlaibe. Butter bekam man dafür ganze zweihundert Gramm.

Wir besaßen noch einen Anzug von Papa. Einen guten Anzug. Den brachten Mama und ich auf den Markt. Es fand sich ein Käufer, sehr rasch. Der Anzug war schön. Vater hatte ihn kurz vor dem Krieg gekauft und kaum getragen. Der Anzug hing nur im Schrank ... Nagelneu ... Der Käufer überlegte, feilschte ein bisschen, dann gab er Mama das Geld, da brüllte ich über den ganzen Markt: «Gib dem fremden Onkel nicht Papas Anzug!» Es kam sogar ein Milizionär ...

Wer wird danach behaupten, die Kinder hätten den Krieg nicht erlebt? Wer ...

«Nachts weinte ich: Wo ist meine fröhliche Mama?»

*Galja Spannowskaja, 7 Jahre
Heute technische Konstrukteurin*

Die Erinnerung ist farbig ...

Wenn ich an die Zeit vor dem Krieg denke, sehe ich alles in Bewegung, es ist in Bewegung und wechselt die Farben. Meist sind es helle Farben. Doch Krieg und Kinderheim – da ist alles wie erstarrt. Und die Farben sind grau.

Wir wurden ins Hinterland gebracht. Nur die Kinder. Ohne Mamas. Wir waren lange unterwegs, sehr lange. Zu essen bekamen wir Kekse und Schokoladenbutter, mit etwas anderem hatten sie sich offenbar für die Fahrt nicht mehr eindecken können. Vor dem Krieg ass ich gern Kekse und Schokoladenbutter, das schmeckt sehr gut. Doch nach einem Monat Fahrt hatte ich sie fürs Leben satt.

Den ganzen Krieg über wünschte ich mir, dass Mama bald kommt und wir zurückkehren nach Minsk. Ich träumte von den Strassen, vom Kino neben unserem Haus, ich träumte vom Strassenbahnklingeln. Ich hatte eine sehr gute Mama, sie war sehr fröhlich, wir lebten miteinander wie Freundinnen. An Papa kann ich mich nicht erinnern, wir haben unseren Papa sehr früh verloren.

Dann fand Mama mich endlich und kam ins Kinderheim. Das war eine solche Überraschung. Eine Freude! Ich renne zu Mama ... Öffne die Tür ... Vor mir steht ein Soldat: Stiefel, Hosen, Käppi, Feldbluse. Wer ist das? Dann stellt sich heraus, das ist meine Mama – ich bin begeistert! Meine Mama, und Soldat!

Wie sie wieder wegfuhr, daran erinnere ich mich nicht, ich habe sehr geweint, darum erinnere ich mich wohl nicht daran.

Wieder wartete ich auf Mama. Drei Jahre lang. Diesmal kam sie schon im Kleid. Und in Absatzschuhen. Vor lauter Freude, dass sie mich abholte, nahm ich nichts anderes wahr, es gab nur Mama und diese Freude! Ich sah Mama an, bemerkte aber nicht, dass ihr ein Auge fehlte.

Mama – das war doch ein solches Wunder. Ihr konnte doch nichts passieren ... Mama! Doch Mama kam sehr krank von der Front zurück. Sie lächelte kaum, sang und scherzte nicht mehr wie früher, weinte viel.

Wir kehrten zurück nach Minsk und hatten es sehr schwer. Wir fanden unser Haus nicht mehr, das ich so liebte. Unser Kino war nicht mehr da ... auch unsere Strassen nicht... Stattdessen nur Steine, nichts als Steine ...

Mama war immer traurig. Sie scherzte nicht und redete wenig. Meist schwieg sie.

Nachts weinte ich: Wo ist meine fröhliche Mama?

Morgens aber lächelte ich, damit Mama nichts von meinen nächtlichen Tränen ahnte.

«Er lässt mich nicht wegfliegen...»

*Wassja Saultschenko, 8 Jahre
Heute Soziologe*

Nach dem Krieg quälte mich lange ein und derselbe Traum ...

Ein Traum von meinem ersten getöteten Deutschen. Den ich selbst getötet hatte, nicht nur tot gesehen. Ich fliege, und er hält mich fest. Ich steige auf... Fliege ... Fliege ... Er holt mich ein, und ich falle mit ihm zusammen. Ich falle in eine Grube. Ich will aufstehen, mich aufrichten ... Aber er lässt mich nicht. Seinetwegen kann ich nicht wegfliegen ...

Ein und derselbe Traum ... Er verfolgte mich jahrzehntelang.

Als ich diesen Deutschen tötete, hatte ich schon vieles gesehen ... Ich hatte gesehen, wie sie meinen Grossvater auf der Strasse erschossen und Grossmutter vor unserem Brunnen. Ich hatte gesehen, wie sie Mama mit dem Gewehrkolben auf den Kopf schlugen. Ihre Haare wurden ganz rot ... Aber als ich auf diesen Deutschen schoss, da dachte ich nicht daran. Er war verwundet ... Ich wollte ihm die MPi abnehmen, sie hatten gesagt, ich sollte ihm die MPi abnehmen. Ich war zehn Jahre alt, und die Partisanen nahmen mich schon zu Einsätzen mit. Ich lief zu ihm, plötzlich tanzte vor meinen Augen eine Pistole, der Deutsche hatte sie mit beiden Händen gepackt und fuchtelte damit vor meinem Gesicht herum. Aber er schaffte es nicht, als Erster zu schiessen, ich kam ihm zuvor ...

Ich war nicht erschrocken, weil ich jemanden getötet hatte. Im Krieg dachte ich nie an ihn. Es gab zu viele Tote ringsum, wir waren umgeben von Toten. Hatten uns sogar daran gewöhnt. Nur einmal erschrak ich. Wir kamen in ein Dorf, das war am Morgen niedergebrannt worden. Ich sah eine verbrannte Frau ... Ganz schwarz lag sie da, aber ihre Hände waren weiss, lebendige Frauenhände. Da empfand ich zum ersten Mal Grauen. Ich hätte am liebsten geschrien. Nur mit Mühe beherrschte ich mich.

Nein, ich war kein Kind. Ich erinnere mich nicht an mich als Kind. Obwohl ... Vor Toten fürchtete ich mich nicht, aber nachts oder abends über einen Friedhof zu gehen, davor hatte ich Angst. Die Toten, die auf der Erde lagen, machten mir keine Angst, aber die, die in der Erde lagen, die schon. Eine kindliche Angst. Sie war geblieben. Obwohl... Obwohl – ich glaube, Kinder haben vor nichts Angst...

Als Weissrussland befreit wurde ... Da lagen überall tote Deutsche, die Unseren wurden weggeschafft und in Brudergräbern beerdigt, die Deutschen aber blieben lange liegen, besonders im Winter. Die Kinder liefen aufs Feld, sich die Toten ansehen ... Und gleich daneben spielten sie Krieg oder Räuber und Gendarm ...

Ich war sehr erstaunt, als ich viele Jahre später diesen Traum mit dem toten Deutschen hatte ... Das war überraschend ...

Doch der Traum verfolgte mich jahrzehntelang ...

Ich habe einen Sohn, er ist schon ein erwachsener Mann. Als er noch klein war, quälte mich allein der Gedanke, ihm davon zu erzählen. Ihm vom Krieg zu erzählen. Er stellte Fragen, aber ich wich dem Gespräch aus. Ich las ihm gern Märchen vor, ich wollte, dass er eine richtige Kindheit hatte. Nun ist er erwachsen, doch ich mag mit ihm trotzdem nicht über den Krieg reden. Vielleicht werde ich ihm eines Tages von meinem Traum erzählen. Vielleicht ... Ich bin nicht sicher ...

Das hiesse, seine Welt zu zerstören. Die Welt ohne Krieg... Menschen, die nie gesehen haben, wie ein Mensch einen anderen tötet, das sind ganz andere Menschen ...

«Alle wollten das Wort ‚Sieg‘ küssen ...»

Anja Korsun, 2 Jahre

Heute Zootechnikerin

Ich erinnere mich, wie es war, als der Krieg aus war ... Am neunten Mai fünfundvierzig ...

Frauen kamen in den Kindergarten gelaufen.

«Kinder, Sieg! Sieg!»

Alle lachten und weinten. Weinten und lachten.

Sie küssten uns alle. Fremde Frauen ... Küssten uns und weinten ... Küssten uns ... Sie schalteten das Radio ein. Alle hörten zu. Auch wir Kleinen – die Worte verstanden wir nicht, aber wir verstanden, dass die Freude von dort oben kam, aus der schwarzen Lautsprecherscheibe. Einer wurde von einem Erwachsenen auf den Arm genommen ... Ein anderer kletterte selbst hoch ... Wir stellten uns aufeinander, erst der Dritte oder Vierte erreichte die schwarze Scheibe und küsste sie. Dann tauschten wir. Alle wollten das Wort «Sieg» küssen ...

Am Abend krachten in der Stadt Salutschüsse. Mama machte das Fenster auf und weinte.

«Töchterchen, präg dir das ein, fürs ganze Leben ...»

Als Vater von der Front heimkam, hatte ich Angst vor ihm. Er gab mir ein Stück Konfekt und bat: «Sag Papa!»

Ich nahm das Konfekt und verkroch mich damit unterm Tisch.

«Onkel...»

Ich hatte den ganzen Krieg keinen Papa gehabt. Nur Mama und Oma. Und meine Tante. Ich konnte mir nicht vorstellen, was Papa bei uns zu Hause wollte.

Er hatte doch ein Gewehr ...

«In einem Hemd aus Vaters Feldbluse ...»

*Nikolai Bereska, 1945 geboren
Heute Taxifahrer*

Ich bin fünfundvierzig geboren, aber ich erinnere mich an den Krieg. Ja, ich kenne den Krieg.

Mutter schloss mich im anderen Zimmer ein ... Oder schickte mich zu den Jungen auf die Strasse. Aber ich hörte trotzdem, wie Vater schrie. Er schrie lange. Ich presste mich an den Spalt zwischen den Türangeln: Vater hielt sich mit beiden Händen das kranke Bein und wiegte es. Oder er rollte sich über den Fussboden und hämmerte mit den Fäusten darauf: «Dieser Krieg! Dieser verfluchte Krieg!»

Wenn der Schmerz nachliess, nahm Vater mich auf den Arm, und ich berührte sein Bein.

«Ist das der Krieg, der wehtut?»

«Ja, der Krieg! Der verfluchte», antwortete Vater.

Und ... Die Nachbarn hatten zwei kleine Jungen. Ich war mit ihnen befreundet ... Sie traten im Dorf auf eine Mine. Und das war, glaube ich, schon neunundvierzig ...

Ihre Mutter, Tante Anja, sprang zu ihnen ins Grab. Sie wurde rausgezogen ... Sie schrie ... So schreit kein Mensch ...

In die Schule ging ich in einem Hemd aus Vaters Feldbluse. Ich war überglücklich! Alle Jungen, deren Väter aus dem Krieg zurückgekommen waren, trugen Hemden aus den Feldblusen der Väter.

Nach dem Krieg starb Vater am Krieg. An seinen Verwundungen.

Ich muss mir nichts ausdenken ... Ich habe den Krieg gesehen. Ich träume vom Krieg. Im Traum weine ich, weil sie am nächsten Morgen kommen und unseren Papa holen werden. Im Haus riecht es nach neuem Militärtuch ...

«Der Krieg! Der verfluchte Krieg!»

«Ich schmückte ihn mit roten Nelken...»

*Mariam Jusefowskaja, 1941 geboren
Heute Ingenieurin*

Ich bin im Krieg geboren. Und im Krieg gross geworden.

Und dann ... Wir erwarteten Papa aus dem Krieg zurück ...

Was hat Mama nicht alles mit mir angestellt: Mich kahlgeschoren, mich mit Petroleum eingerieben, mich mit Salbe eingeschmiert. Und ich hasste mich inbrünstig. Schämte mich. Ging nicht einmal hinaus auf den Hof. Die Läuse und Geschwüre im ersten Nachkriegsjahr. Davor gab es für mich keine Rettung ...

Und dann das Telegramm: Vater wird demobilisiert. Wir gingen auf den Bahnhof, ihn abholen. Mama hatte mich hübsch angezogen. Mir eine rote Schleife auf den Kopf gebunden. Wie die da hielt – unbegreiflich. Und dauernd ermahnte sie mich: «Nicht kratzen. Nicht kratzen.» Aber es juckte doch so unerträglich! Die verfluchte Schleife, gleich würde sie runterfallen. Und in meinem Kopf rumorte es: Wenn ich ihm nun nicht gefalle? Er hat mich ja noch nie gesehen.

Aber was dann geschah, war noch schlimmer. Vater sah mich und stürzte zuerst auf mich zu. Aber dann ... Für einen Augenblick, einen winzigen Augenblick ... Aber das spürte ich sofort ... Am ganzen Leib ... Er zuckte zurück. Für einen Augenblick ... Und das tat so weh. War so unerträglich bitter. Als er mich schliesslich auf den Arm nahm, schlug ich ihm mit voller Wucht auf die Brust. Mir war plötzlich der Geruch nach Petroleum in die Nase gestiegen. Er begleitete mich ja schon seit einem Jahr immer und überall, ich nahm ihn gar nicht mehr wahr. Hatte mich daran gewöhnt. Doch nun fiel er mir auf. Vielleicht, weil Vater so wundervoll und unbekannt roch. Er war so schön, verglichen mit mir und der erschöpften Mama. Und das versetzte mir einen Stich mitten ins Herz. Ich riss mir die Schleife herunter. Warf sie auf die Erde. Und trat mit dem Fuss darauf.

«Was machst du da?», fragte Vater erstaunt.

«Dein Charakter», sagte Mama, die alles verstand, und lachte.

Sie hielt Vater mit beiden Händen fest, so liefen sie bis nach Hause.

In der Nacht rief ich nach Mama, ich wollte zu ihr ins Bett. Ich hatte immer bei Mama geschlafen ... Den ganzen Krieg über ... Aber Mama reagierte nicht, als ob sie schlief. Ich konnte niemandem von meinem Kummer erzählen.

Beim Einschlafen entschied ich, dass ich weglaufen würde, ins Kinderheim ...

Am Morgen schenkte Vater mir zwei Puppen. Bis ich fünf Jahre alt war, hatte ich keine richtige Puppe besessen. Nur selbstgemachte, aus Lumpen. Von Grossmutter. Bei den Puppen, die Vater mitgebracht hatte, konnte man die Augen auf- und zuklappen, Arme und Beine bewegen, eine fiepte so etwas wie «Mama». Das kam mir vor wie Zauberei. Ich behütete sie sehr, nahm sie nicht einmal mit nach draussen. Aber ich zeigte sie den anderen am Fenster. Wir wohnten im Erdgeschoss, vom ganzen Hof kamen die Kinder, um meine Puppen zu sehen.

Ich war schwach und kränklich. Hatte ewig Pech. Mal schlug ich mir den Kopf auf, mal trat ich auf einen Nagel. Oder ich fiel überhaupt in Ohnmacht. Darum liessen mich die anderen Kinder nicht gern mitspielen. Ich schmeichelte mich bei ihnen ein, so gut ich konnte, was liess ich mir nicht alles einfallen! Ich ging sogar so weit, mich bei Dussja einzukratzen, der Tochter der Hauswartsfrau. Dussja war stark und fröhlich, mit ihr spielten alle gern.

Sie bettelte, ich solle meine Puppe rausbringen, und ich gab nach. Allerdings nicht gleich. Eine Zeitlang widerstand ich.

«Dann spiele ich nicht mehr mit dir», drohte Dussja.

Das wirkte sofort.

Ich nahm die Puppe mit hinaus, die sprechen konnte. Aber wir spielten nicht lange mit ihr. Wir gerieten wegen irgendetwas in Streit, die Sache endete in einer Rauferei. Dussja packte meine Puppe an den Beinen und schlug sie gegen die Hauswand. Der Kopf sprang ab, aus dem Bauch fiel ein kleiner Knopf.

«Du bist verrückt, Dussja», sagten die anderen Kinder und weinten.

«Wieso kommandiert sie denn hier rum?», verteidigte sich Dussja und verschmierte die Tränen über ihre Wangen. «Bloss weil sie einen Papa hat, kann sie sich alles erlauben. Puppen und einen Papa, alles kriegt immer sie.»

Dussja hatte keinen Vater und keine Puppen ...

Den ersten Tannenbaum stellten wir unter den Tisch. Wir wohnten damals bei Grossvater, sehr beengt. Und zwar so beengt, dass der einzige freie Platz unter dem grossen Tisch war. Dorthin stellten wir den kleinen Tannenbaum. Ich schmückte ihn mit roten Nelken. Ich kann mich gut erinnern, wie frisch und rein der Baum roch. Diesen Geruch konnte nichts übertönen. Nicht der Maisbrei, den Grossmutter kochte. Nicht Grossvaters Schusterpech.

Ich besass eine Glasperle. Das war mein Schatz. Ich suchte lange nach einem passenden Platz dafür am Baum. Ich wollte sie so anbringen, dass sie einen immer anstrahlte, von wo aus man den Baum auch ansah. Ich befestigte sie an der Spitze. Wenn ich schlafen ging, nahm ich sie ab und versteckte sie. Ich hatte Angst, sie könnte verschwinden...

Ich schlief im Waschtrog. Der Trog war aus Zink, bläulich schimmernd, mit weissen Frostadern. Sosehr er nach dem Waschen auch gescheuert wurde, der Geruch nach Asche, die zum Waschen benutzt wurde, denn Seife war rar, blieb haften. Mir gefiel er. Ich presste gern die Stirn an die kalten Wände des Trogs, besonders, wenn ich krank war. Ich brachte ihn gern zum Schaukeln wie eine Wiege. Dann dröhnte er verräterisch, und die Erwachsenen schimpften mit mir. Der Trog wurde sehr behütet. Er war das Einzige, was von unserem Leben vor dem Krieg noch übrig war.

Und auf einmal kauften sie mir ein Bett... Glänzende Kugeln am Kopfende ... Das alles versetzte mich in unbeschreibliches Entzücken! Ich kletterte darauf und rollte sofort wieder hinunter auf den Boden. Nicht doch! Unmöglich! Ich konnte nicht glauben, dass man in einem so wunderschönen Bett schlafen konnte.

Papa sah mich auf dem Boden, hob mich auf und drückte mich ganz fest an sich. Und ich presste mich an Papa. Schlang meine Arme um seinen Hals, wie Mama es immer tat.

Ich erinnere mich, wie glücklich er dabei lachte ...

«Ich habe lange auf Papa gewartet. Mein ganzes Leben ...»

Arseni Gutin, 1941 geboren

Heute Elektriker

Am Tag des Sieges wurde ich vier ...

Am Morgen erzählte ich allen, ich sei fünf. Nicht vier, sondern fünf. Ich wollte gross sein. Papa würde aus dem Krieg zurückkommen, und ich war schon gross.

Der Vorsitzende rief an diesem Tag die Frauen zusammen. «Sieg!» Er küsste alle. Jede Einzelne. Ich war mit Mama da ... Ich freute mich. Aber Mama weinte.

Alle Kinder versammelten sich ... Am Dorfrand verbrannten sie Gummireifen von deutschen Autos. Riefen: «Hurra! Hurra! Sieg!» Und schlugen auf deutsche Stahlhelme, die sie im Wald aufgesammelt hatten. Sie schlugen darauf wie auf Trommeln.

Wir lebten in einer Erdhütte ... Ich lief nach Hause ... Mama weinte. Ich verstand nicht, warum sie weinte, warum sie sich nicht freute an so einem Tag.

Es fing an zu regnen, ich suchte mir einen Stock und mass die Pfützen vor unserer Hütte.

«Was machst du da?», fragten mich die Erwachsenen.

«Ich messe, wie tief die Pfütze ist. Sonst fällt Papa rein, wenn er kommt.»

Die Nachbarn weinten, auch Mama weinte. Ich verstand ja noch nicht, was das hiess: «Vermisst.»

Ich habe lange auf Papa gewartet. Mein ganzes Leben ...

«An dieser Scheide ... An jener Grenze ...»

Valja Brinskaja, 12 Jahre

Heute Ingenieurin

Puppen ... Die allerschönsten ... Sie erinnern mich immer an den Krieg...

Solange Papa und Mama noch lebten, sprachen wir nie über den Krieg. Heute, da sie nicht mehr sind, denke ich oft, wie schön es ist, wenn man die Eltern noch im Haus hat. Solange sie leben, sind wir noch Kinder. Selbst nach dem Krieg sind wir noch Kinder ...

Unser Papa war Offizier. Wir wohnten bei Belostok. Der Krieg begann für uns mit der ersten Stunde, mit den ersten Minuten. Im Schlaf hörte ich ein Brummen, wie Gewittergrollen, aber irgendwie ungewöhnlich, ohne Pause. Ich erwachte und rannte zum Fenster – über den Kasernen in Grajewo, wo meine Schwester und ich zur Schule gingen, brannte der Himmel.

«Papa, ist das ein Gewitter?»

Papa sagte: «Geh vom Fenster weg, das ist Krieg.»

Mama packte seinen Feldkoffer. Papa wurde oft bei Alarm geweckt. Das war also nichts Besonderes. Ich wollte weiterschlafen. Ich liess mich ins Bett fallen, ich hatte nichts verstanden. Meine Schwester und ich waren spät schlafen gegangen, wir waren im Kino gewesen. Damals vorm Krieg war «ins Kino gehen» etwas ganz anderes als heute. Filme wurden nur vor freien Tagen gezeigt, und es gab nicht sehr viele: *Wir aus Kronstadt*, *Tschapajew*, *Wenn morgen Krieg ist*, *Fröhliche Gesellen*. Sie liefen im Speisesaal der Roten Armee. Wir Kinder liessen keine einzige Vorstellung aus und kannten alle Filme auswendig. Wir soufflierten den Schauspielern auf der Leinwand, kamen ihnen zuvor, unterbrachen sie. Weder im Dorf noch in der Einheit gab es Strom, der Projektor wurde mit einem mobilen Generator betrieben. Wenn wir die Kurbel rattern hörten, liessen wir alles stehen und liegen und rannten

los, um einen Platz vor der Leinwand zu ergattern, manchmal brachten wir uns auch einen Hocker mit.

Die Filmvorführungen dauerten lange: Wenn ein Teil zu Ende war, warteten alle geduldig, bis der Vorführer die nächste Spule eingelegt hatte. Gut noch, wenn der Film neu war, alte Streifen rissen ständig – bis er wieder geklebt und eingelegt war, das dauerte. Oder noch schlimmer: Der Film geriet in Brand. Ganz aus wars, wenn der Generator versagte. Es kam oft vor, dass wir einen Film nicht bis zum Ende sehen konnten. Wenn das Kommando ertönte: «Erste Kompanie – raustreten! Zweite Kompanie – raustreten!»

Bei Alarm lief auch der Vorführer weg. Wenn die Pausen zwischen den einzelnen Teilen zu lang wurden und die Zuschauer ihre Ungeduld durch Unruhe, Pfeifen und Geschrei äusserten, kletterte meine Schwester auf den Tisch und verkündete: «Wir beginnen mit der Vorstellung!» Sie selbst deklamierte, wie man damals sagte, für ihr Leben gern. Zwar beherrschte sie nicht immer den Text, doch auf den Tisch kletterte sie ohne Scheu.

Das hatte sie noch aus der Kindergartenzeit beibehalten, als wir noch in der Garnison bei Gomel lebten. Nach den Gedichten sangen wir, als Zugabe mussten wir immer singen *Gut bewehrt und schnell sind unsre Panzer*. Die Scheiben im Speisesaal klirrten, wenn die Soldaten in den Refrain einstimmten:

Feuerspeiend, mit blitzendem Stahl
Ziehn unsre Panzer grimmig ins Feld ...

Also, am einundzwanzigsten Juni einundvierzig ... Wir hatten wohl zum zehnten Mal den Film *Wenn morgen Krieg ist* gesehen. Und anschliessend noch lange zusammengesessen, bis Vater uns nach Hause scheuchte: «Geht ihr heute noch mal ins Bett? Morgen ist Sonntag.»

Endgültig wach wurde ich, als ganz in der Nähe eine Detonation krachte und in der Küche die Scheiben aus dem Fenster fielen. Mama wickelte unseren schlaftrunkenen kleinen Bruder Tolik in eine Decke

ein, meine Schwester war schon angezogen, Papa war nicht zu Hause.

«Mädchen», trieb Mama uns an, «beeilt euch. An der Grenze gab es eine Provokation.»

Wir rannten zum Wald: Mama keuchte, sie hatte den Kleinen auf dem Arm, sie sagte immer wieder: «Mädchen, nicht Zurückbleiben ... Duckt euch, Mädchen ...»

Aus irgendeinem Grund erinnere ich mich, dass die Sonne sehr stark blendete. Es war ganz klar. Die Vögel sangen. Und dazu dieses durchdringende Flugzeugbrummen ...

Ich zitterte, doch dann schämte ich mich dafür. Ich wollte immer so sein wie die mutigen Helden in Arkadi Gaidars Buch *Timur und sein Trupp*, und nun zitterte ich. Ich nahm meinen Bruder auf den Arm, wiegte ihn und sang ihm sogar etwas vor, ein Liebeslied aus dem Film *Der Torwart*. Das sang Mama oft, und es passte sehr gut zu meiner damaligen Verfassung. Ich war verliebt! Ich weiss nicht, wie die Wissenschaft das sieht, die Psychologie des Heranwachsenden, ich jedenfalls war ständig verliebt. Eine Zeitlang gefielen mir gleich mehrere Jungen. Aber im Moment nur einer: Vitja aus der Garnison Grajewo, er ging in die sechste Klasse. Diese sechste Klasse sass mit unserer fünften zusammen im selben Raum. Die erste Bankreihe – das war die fünfte Klasse, die zweite die sechste. Ich weiss gar nicht, wie die Lehrer da unterrichten konnten. Mir stand der Sinn nicht nach Unterricht. Dass ich mir nicht den Hals ausgerenkt habe, so wie ich ständig zu Vitja starrte!

Alles an ihm gefiel mir: Dass er klein war (so gross wie ich), dass er ganz blaue Augen hatte (wie mein Papa) und dass er sehr belesen war (im Gegensatz zu Alik Poddubnjak, der schmerzhafte Nasenstüber verteilte und dem ich gefiel). Besonders gern las er Jules Verne! Genau wie ich. In der Armeebibliothek gab es eine vollständige Ausgabe, die hatte ich schon ganz gelesen ...

Ich weiss nicht mehr, wie lange wir im Wald sassen. Die Detonationen waren verstummt. Es war still. Die Frauen atmeten erleichtert auf: «Unsere haben sie zurückgeschlagen.» Aber dann ... In dieser Stille ...

Da hörten wir plötzlich das Brummen herannahender Flugzeuge. Wir rannten auf die Strasse. Die Flugzeuge flogen in Richtung Grenze. «Hurra!» Aber diese Flugzeuge hatten etwas Fremdes an sich: Die Tragflächen sahen anders aus als bei unseren, und auch ihr Brummen klang anders. Es waren deutsche Bomber, sie flogen dicht an dicht, langsam und schwer. Sie schienen den ganzen Himmel einzunehmen. Wir zählten sie, kamen aber bald durcheinander. Später sah ich diese Flugzeuge in Dokumentarfilmen aus dieser Zeit, aber da wirkten sie nicht mehr so. Die Aufnahmen waren in Höhe der Flugzeuge gemacht worden. Doch wenn man sie von unten sah, durch Bäume hindurch, noch dazu als Kind – das war schon ein unheimlicher Anblick! Ich habe später oft von diesen Flugzeugen geträumt. Aber der Traum ging noch weiter – dieser ganze schwere Eisenhimmel fiel langsam auf mich herab und drückte mich immer tiefer ... Dann erwachte ich, in kalten Schweiß gebadet, und zitterte wieder am ganzen Leib. Schlimm!

Jemand sagte, die Brücke sei zerbombt. Wir erschrakten: Und Papa? Wie sollte Papa zu uns herüberkommen – er konnte nicht schwimmen.

Wie er es schaffte, kann ich heute nicht mehr genau sagen, aber ich erinnere mich, dass Papa zu uns gelaufen kam und sagte: «Ihr werdet per Auto evakuiert.» Er übergab Mama ein dickes Fotoalbum und eine warme Steppdecke: «Wickle die Kinder darin ein, es ist zugig.» Mehr nahmen wir nicht mit. Wir hatten es sehr eilig. Keine Papiere, keinen Ausweis, keine Kopeke. Einen Topf voll Buletten hatten wir noch dabei, die hatte Mama für den Sonntag vorbereitet, und Schühchen für meinen Bruder. Und meine Schwester (o Wunder!) hatte im letzten Moment ein Päckchen geschnappt, darin lagen Mamas Kunstseidenkleid und ein Paar Schuhe. Reiner Zufall. Vielleicht wollten Papa und sie am Sonntag jemanden besuchen? Das wusste keiner mehr. Das friedliche Leben war mit einem Schlag vorbei, weit in den Hintergrund getreten.

So gingen wir in die Evakuierung ...

Zur Bahnstation gelangten wir schnell, aber dort sassen wir lange.

Alles bebte und dröhnte. Das Licht erlosch. Papier wurde angezündet, Zeitungen. Dann fand sich eine Taschenlampe. In ihrem Licht warfen die Sitzenden riesige Schatten – an die Wand, an die Decke. Mal waren sie in Bewegung, mal erstarrten sie. Da ging mir die Phantasie durch: Die Deutschen sind in der Festung, die Unseren in Gefangenschaft. Ich beschloss auszuprobieren, ob ich die Folter aushalten würde oder nicht. Ich steckte einen Finger zwischen zwei Kisten und drückte dagegen. Ich heulte auf vor Schmerz. Mama erschrak.

«Was ist mit dir, Kind?»

«Ich fürchte, ich werde die Folter beim Verhör nicht aushalten.»

«Wovon redest du, du Dummchen, was für ein Verhör? Unsere werden die Deutschen nicht durchlassen ...»

Sie strich mir übers Haar und küsste mich auf den Scheitel.

Unser Transport wurde die ganze Zeit bombardiert. Wenn es losging, legte sich Mama auf uns. «Wenn wir getötet werden, dann alle zusammen. Oder nur ich ...» Der erste Tote, den ich sah, war ein kleiner Junge. Er lag da und schaute in den Himmel, und ich wollte ihn wecken. Ich konnte nicht verstehen, dass er nicht mehr lebte. Ich hatte ein Stückchen Zucker, das hielt ich ihm hin, damit er aufstand. Aber er stand nicht auf...

Bei einem Bombenangriff flüsterte meine Schwester mir zu: «Wenn die Bombenangriffe aufhören, dann werde ich immer tun, was Mama sagt. Ich werde immer tun, was Mama sagt.» Und tatsächlich, nach dem Krieg war unsere Toma ganz brav. Mama erinnerte sie oft daran, dass sie vorm Krieg ein richtiger Wildfang gewesen war. Aber unser kleiner Tolik ... Vor dem Krieg konnte er schon gut laufen und sprechen. Nun hörte er auf einmal auf zu sprechen und griff sich die ganze Zeit an den Kopf.

Ich sah, wie meine Schwester mit einem Schlag graue Haare bekam. Sie hatte ganz lange schwarze Haare, und die wurden grau. In einer Nacht...

Der Zug fuhr an. Aber wo war Toma? Im Waggon war sie nicht. Dann sahen wir, wie sie mit einem Strauss Kornblumen dem Waggon

hinterherlief. Dort war ein grosses Feld, der Weizen war höher als wir, und dazwischen wuchsen Kornblumen. Ihr Gesicht ... Dieses Gesicht sehe ich noch heute vor mir. Die schwarzen Augen weit aufgerissen, rennt sie und sagt keinen Ton. Schreit nicht einmal «Mama». Rennt stumm.

Mama war ausser sich. Wollte aus dem Zug springen ... Ich hielt Tolik auf dem Arm, wir schrien alle beide. Da tauchte ein Soldat auf. Er stiess Mama beiseite, sprang aus dem Zug, griff sich Toma und schleuderte sie mit Schwung in den Waggon. Am nächsten Morgen sahen wir, dass sie ganz weiss war. Ein paar Tage sagten wir ihr nichts davon, versteckten sogar den Spiegel, bis sie zufällig in einen fremden Spiegel schaute und weinte.

«Mama, bin ich jetzt schon eine Oma?»

Nach diesem Vorfall sagte Mama: «Schluss. Wir bleiben hier drin. Wenn wir getötet werden, werden wir eben getötet. Und wenn wir am Leben bleiben, dann ist das eben Schicksal.»

Wenn gerufen wurde: «Fliegeralarm! Alle raus aus dem Zug!», steckte sie uns unter die Matratzen, und zu denen, die sie aus dem Waggon scheuchen wollten, sagte sie: «Meine Kinder sind schon raus, aber ich kann nicht laufen.»

Ich muss sagen, Mama gebrauchte oft das rätselhafte Wort «Schicksal».

Ich löcherte sie dauernd: «Was ist Schicksal? Ist das Gott?»

«Nein, nicht Gott. An Gott glaube ich nicht. Schicksal, das ist die Lebenslinie», antwortete Mama. «Ich habe immer an unser Schicksal geglaubt, Kinder.»

Bei Bombenangriffen hatte ich Angst ... Furchtbare Angst. Später, in Sibirien, hasste ich mich für diese Angst. Ich las einmal zufällig, aus den Augenwinkeln, einen Brief von Mama. Sie schrieb an Papa. Auch wir schrieben, die ersten Briefe unseres Lebens, und ich wollte sehen, was Mama schrieb. Und Mama schrieb gerade, dass Toma keinen Ton sage, wenn wir bombardiert wurden, Valja aber weine und Angst habe. Das genügte mir. Als Papa im Frühjahr vierundvierzig zu uns kam, konnte ich ihm nicht in die Augen sehen – ich schämte mich. Schlimm!

Aber über das Wiedersehen mit Papa später. Bis dahin war es noch weit...

Ich erinnere mich an einen nächtlichen Fliegerangriff... Normalerweise gab es nachts keine Fliegerangriffe, und der Zug fuhr schnell. Doch nun wurden wir angegriffen. Kugeln trommeln auf das Dach des Waggon. Flugzeuge heulen. Überall sind Leuchtspuren von fliegenden Kugeln. Von den Splittern ... Neben mir wird eine Frau getötet. Ich begreife erst später, dass sie tot ist... Sie fällt nicht um. Es ist kein Platz zum Umfallen, der Waggon ist voller Menschen. Eine Frau steht zwischen uns und röchelt, ihr Blut spritzt mir ins Gesicht, warm, klebrig. Im Nu sind mein Unterhemd und mein Schlüpfer nass vom Blut. Als Mama mich am Arm fasst und schreit: «Valja, bist du tot?», kann ich nicht antworten.

Danach gab es bei mir eine Art Bruch. Ich weiss noch, danach ... Danach hörte ich auf zu zittern. Ja ... Ich hörte auf zu zittern. Mir war plötzlich alles egal – ich hatte keine Angst mehr, keine Schmerzen, kein Mitleid. Ich war abgestumpft, gleichgültig.

Ich erinnere mich, dass wir nicht gleich den Ural erreichten. Eine Zeitlang blieben wir im Dorf Balanda im Gebiet Saratow. Wir kamen am Abend an, schiefen gleich ein. Früh um sechs knallte der Hirte mit der Peitsche, und die Frauen sprangen alle auf, packten ihre Kinder und rannten schreiend hinaus auf die Strasse: «Fliegeralarm!» Sie schrien, bis der Vorsitzende erschien und sagte, dass es nur der Hirte gewesen sei, der die Kühe antrieb. Da kamen sie alle zu sich.

Wenn das Förderband ratterte, erschrak unser Tolik und fing an zu zittern. Keiner von uns durfte ihn auch nur eine Sekunde verlassen, erst wenn er eingeschlafen war, konnten wir ohne ihn hinausgehen. Mama ging mit uns ins Wehrkomitee, um etwas über Vater zu erfahren und um Hilfe zu bitten.

Der Leiter sagte: «Zeigen Sie mir Dokumente, dass Ihr Mann Kommandeur der Roten Armee ist.»

Wir besaßen keine Papiere, nur ein Foto von Papa in Uniform. Er nahm es in die Hand und sagte zweifelnd: «Vielleicht ist das ja gar nicht Ihr Mann. Wie wollen Sie das beweisen?»

Tolik sah, dass er das Foto in der Hand hielt und nicht zurückgeben wollte.

«Gib Papa her...»

Der Offizier lachte.

«Na, diesem Dokument muss ich ja wohl glauben.»

Meine Schwester lief mit gescheckten Haaren herum, Mama hatte sie ihr abgeschnitten. Jeden Morgen sahen wir nach, wie die neuen Haare aussahen, schwarz oder grau. Der Kleine tröstete sie: «Niss weinen, Toma ... Niss weinen, Toma ...» Ihre Haare blieben trotzdem weiss. Die Jungen hänselten sie. Bis sie es nicht mehr aushielt. Nun trug sie immer ein Kopftuch, selbst im Unterricht.

Eines Tages kamen wir aus der Schule. Tolik war weg.

Wir rannten zu Mamas Arbeit. «Wo ist Tolik?»

«Tolik ist im Krankenhaus.»

Meine Schwester und ich tragen einen blauen Kranz die Strasse entlang ... Aus Blausternchen ... Und den Matrosenanzug des Kleinen. Mama geht auch mit, sie hat uns gesagt, dass Tolik gestorben ist. Vor dem Leichenschauhaus bleibt Mama stehen und kann sich nicht entschliessen hineinzugehen. Ich gehe allein und erkenne Tolik sofort – splinternackt liegt er da. Ich habe keine einzige Träne, ich bin wie versteinert.

Papas Brief hat uns in Sibirien erreicht. Mama weint die ganze Nacht, sie weiss nicht, wie sie Papa schreiben soll, dass der Kleine tot ist. Am Morgen bringen wir alle drei ein Telegramm zur Post: «Die Mädchen leben. Toma hat graue Haare.» Da wusste Papa, dass Tolik tot ist. Ich hatte eine Freundin, ihr Vater war gefallen, und ich schrieb in jedem Brief am Ende: «Papa, viele Grüsse von mir und von meiner Freundin Lera.» Alle wollten einen Papa haben.

Bald kam ein Brief von Papa. Er schrieb, er sei lange mit einem Sonderauftrag im Hinterland gewesen und krank geworden. Im Lazarett hätten sie gesagt, nur seine Familie könne ihn wieder gesund machen: Er müsse die Seinen sehen, dann würde es ihm gleich besser gehen.

Wir warteten mehrere Wochen auf Papa. Mama holte unseren

aus dem Koffer: das Kunstseidenkleid und die Schuhe. Wir hatten eine Abmachung: Das Kleid und die Schuhe werden nicht verkauft, egal, wie schwer wir es haben. Wir hatten Angst: Wenn wir die Sachen verkaufen, dann kommt Papa nicht wieder.

Ich höre Papas Stimme und kann es nicht glauben: Ist das wirklich Papa? Ich konnte nicht glauben, dass ich Papa wirklich sehen werde, wir waren daran gewöhnt, auf ihn zu warten. Papa war für uns längst jemand, auf den wir immer warteten, nur warteten. In der Schule fiel an diesem Tag der Unterricht aus – alle kamen, um unseren Papa zu sehen. Er war der erste Papa, der aus dem Krieg heimkehrte. Noch zwei Tage wurden meine Schwester und ich ständig vom Unterricht abgelenkt, dauernd fragte uns jemand, mündlich und mit Zetteln: «Wie ist euer Papa?» Unser Papa war etwas Besonderes: Held der Sowjetunion – Anton Petrowitsch Brinski...

Papa wollte nie allein sein, wie früher unser Tolik. Er konnte es nicht. Wenn er allein war, ging es ihm schlecht. Er schleppte mich überallhin mit. Einmal hörte ich ... Er erzählte jemandem, wie Partisanen in ein Dorf kamen und dort ganz viel frisch aufgeworfene Erde sahen. Sie hielten an ... Standen darauf ... Da kam ein Junge übers Feld gerannt und schrie, hier hätten sie sein ganzes Dorf erschossen und begraben ... Das ganze Dorf...

Papa drehte sich um und sah: Ich falle in Ohnmacht. Er erzählte nie wieder in unserem Beisein vom Krieg ...

Wir redeten wenig über den Krieg. Papa und Mama waren überzeugt, dass es nie wieder so einen furchtbaren Krieg geben würde. Daran haben sie lange geglaubt. Die einzige Angewohnheit, die meiner Schwester und mir vom Krieg geblieben ist – wir kauften dauernd Puppen. Ich weiss nicht, warum. Wahrscheinlich, weil wir keine Kindheit gehabt hatten. Keine kindlichen Freuden. Besonders meine Schwester litt darunter, sie war jünger als ich. Auch im Krieg träumten wir von schönen Spielsachen. Bunt und schön ... Ich studierte schon, aber meine Schwester wusste: Das beste Geschenk für mich ist eine Puppe. Als meine Schwester ihre Tochter geboren hatte, fuhr ich sie besuchen.

«Was soll ich dir mitbringen?»

«Eine Puppe ...»

«Ich frage, was ich dir schenken soll, nicht deinem Mädchen.»

«Das sage ich doch – schenk mir eine Puppe.»

Als unsere Kinder heranwuchsen, schenkten wir ihnen ständig Puppen. Wir schenkten allen Puppen, allen unseren Bekannten.

Als Erste starb unsere wunderbare Mama, dann unser Papa. Wir wussten, wir spürten sofort, dass wir die Letzten sind. An dieser Scheide ... Wir sind die letzten Zeugen. Unsere Zeit geht zu Ende. Wir müssen erzählen ...

Unsere Berichte werden die letzten sein.

Versuch eines Epilogs

Die Kindheit ist zu Ende, wenn:

du nicht mehr an Grossväterchen Frost glaubst,

du um Pfützen einen Bogen machst,

du nicht mehr nach der Fernbedienung des Fernsehers greifst, um deine
Mama anzurufen,

du nachts auf die Toilette gehst und keine Angst mehr hast, gefressen
zu werden,

du nicht mehr glaubst, dass man mit der Hand bis zum Mond langen
kann,

du eine Mitschülerin am Zopf ziehst, und sie nicht weint, sondern
lacht...

Aus heutigen Gesprächen

1978-2004

Swetlana Alexijewitsch

Secondhand-Zeit

576 Seiten, gebunden

Gut zwanzig Jahre sind vergangen seit dem Zusammenbruch des Sowjetimperiums, die Russen entdeckten die Welt, und die Welt entdeckte die Russen. Das war eine kurze romantische Phase. Doch das versprochene historische Happy End ist ausgeblieben. Während man im Westen noch immer von der Gorbatschow-Zeit schwärmt, will man sie in Russland am liebsten vergessen. Inzwischen gilt Stalin vielen, auch unter den Jüngeren, wieder als grosser Staatsmann, wie überhaupt die sozialistische Vergangenheit immer öfter nostalgisch verklärt wird. Für Swetlana Alexijewitsch lebt Russland gleichsam in einer Zeit des «second-hand», der gebrauchten Ideen und Worte. Wie ein vielstimmiger Chor erzählen die Menschen in ihrem neuen Buch von der radikalen gesellschaftlichen Umwälzung in den zurückliegenden Jahren und von der schwierigen Suche nach einer neuen Identität. Das Ergebnis ist ein tiefer und beunruhigender Einblick in eine nachhaltig verunsicherte Gesellschaft.

«Swetlana Alexijewitsch hat durch die Komposition ihrer Interviews, die auch die Grundlage ihres neuesten Buches ‚Secondhand-Zeit‘ bilden, zu einer eigenen literarischen Gattung gefunden, zu einer chorischen Zeugenschaft. Als moralisches Gedächtnis hinterfragt sie, ob Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit nicht die besseren Alternativen wären.»

Aus der Begründung der Jury, *Friedenspreis des Deutschen Buchhandels*

«Über den Zusammenbruch der Sowjetunion sprechen alle, aber was das Auseinanderbrechen eines Imperiums, einer Lebensform, in der Generationen gross geworden waren, in Wahrheit bedeutet, das vermag nur eine Schriftstellerin wie Swetlana Alexijewitsch zu beschreiben. Sie leiht ihre Stimme denen, die in der Zeit der nachsowjetischen Wirren unter die Räder gekommen sind: Heraus kommt ein Chor, wie man ihn aus der Antike kennt – aber die Szenen spielen jetzt, im ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhundert.»

Karl Schlögel zu Secondhand-Zeit